

# Landsberger GESCHICHTSBLÄTTER

120. Jahrgang 2022



# Landsberger GESCHICHTSBLÄTTER

120. Jahrgang 2022

***Wir danken für die großzügige Unterstützung  
bei den Druckkosten:***

Sparkasse Landsberg Dießen

Stadt Landsberg am Lech

Bezirk Oberbayern

## IMPRESSUM

Landsberger Geschichtsblätter

im Eigenverlag des Historischen Vereins Landsberg am Lech e. V. © 2022

I. Vorsitzender Prof. Dr. Stefan Winghart, Ascher Bahnhofstraße 16, 86925 Fuchstal

[www.historischer-verein-landsberg.de](http://www.historischer-verein-landsberg.de)

Redaktion: Dr. Werner Fees-Buchecker, Schloßstraße 8, 86859 Igling

Layout, Satz und Bildbearbeitung: Teamdesign, Ute Fiedler, Landsberg am Lech

Druck: Druckerei Wagner, Mindelheim

Umschlagvorderseite:

Anlässlich des 300. Todestags des Bildhauers Sebastian Luidl 1722:

die hll. Joachim (li.), und Josef (re.) in der Pfarrkirche Altdorf, Gde. Biessenhofen, Lkr. Ostallgäu;

signiert auf einem beigelegten Zettel: „Sebastian Luidl 1710“.

Zur Zuschreibung vgl. die Artikel im Heft, S. 11 u. S. 20f..

*Fotos: Herbert Wittmann*

Umschlagrückseite:

Walther Georgi, Selbstporträt, Öl auf Leinwand, 1900,

Neues Stadtmuseum Landsberg, INV 3816, Dauerleihgabe.

*Foto: Stephanie Irlen*

# Vorwort

Liebe Leserinnen und Leser,

es freut mich sehr, dass die Geschichtsblätter trotz Pandemie auch heuer wieder zum gewohnten Zeitpunkt Anfang des Jahres und im gewohnten Umfang erscheinen können.

Die Beiträge reichen wieder von der Barock- bis in die Jetztzeit und umfassen sowohl Geschichte als auch Kunstgeschichte. So beschäftigen sich Herbert Wittmann und Klaus Wankmiller wieder mit Werken der herausragenden Luidl-Werkstatt in Landsberg, unter anderem mit dem Bildhauersohn Sebastian Luidl, der vor genau 300 Jahren starb. Pater Winfried Mayr OSB und Paul Jörg behandeln mit dem Niederaltaicher Abt Augustin Ziegler und dem Priester Martin J. Boos Personen des 18. und 19. Jhd. der katholischen Kirche in Bayern. Das Max-Joseph-Institut (Irene Schinhammer-Schön), die sogenannten Feierabendziegel (Carmen Jacobs) und die Präparandenschule Landsberg (Werner Fees-Buchecker) verweisen hauptsächlich ins 19. Jahrhundert. Das 20. Jahrhundert ist vor allem mit Beiträgen vertreten, die das Verhältnis von Kunst und Architektur zum Nationalsozialismus zum Thema haben. So erforscht Jenny Mues die bisher unbekannt Biographie des Architekten Hans Holzbauer aus Holzhausen a.A., der nach einer modernen Phase bei Peter Behrens in Berlin viele Bauten in der NS-Zeit in Landsberg und im Landkreis hinterlassen hat. Museumsleiterin Sonia Fischer widmet sich sowohl dem Schicksal der Künstlerwitwe Wina Georgi aus Holzhausen wie auch einem Gemälde aus der NS-Zeit von Hermann Croissant. Und Franz Xaver Rößle behandelt die künstlerische Auseinandersetzung mit den Landsberger KZ-Außenlagern in der Nachkriegszeit bis heute.

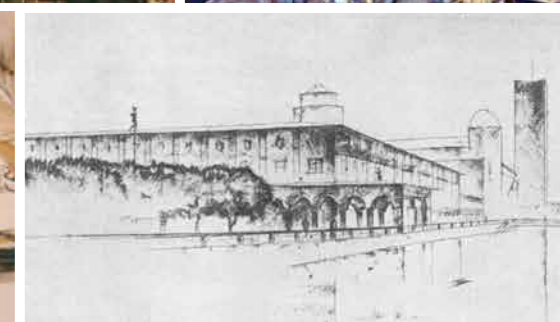
Dank gebührt neben den Autoren, die wie immer selbstlos ohne Honorar schrieben, und den Sponsoren der Geschichtsblätter wie der Sparkasse Landsberg-Dießen und der Stadt Landsberg, der Agentur Teamdesign in Landsberg, die Satz, Layout und Bildbearbeitung übernommen hat, und den fleißigen KorrekturleserInnen und Vorstandsmitgliedern fürs geduldige Tipp-, Zeichen- und Sinnfehler-Suchen. An dieser Stelle sei auch nochmal Herzlich Herrn Claus Hager gedankt, der seit der Ausgabe 2010 ehrenamtlich für zehn Ausgaben der „Geschichtsblätter“ Satz-, Layout und Bildbearbeitung übernommen und nun leider diese Aufgabe niedergelegt hat.

Ich hoffe, dass die „Landsberger Geschichtsblätter 2022“ wieder Ihr Interesse finden werden, und möchte wie immer um weitere Beiträge aus Stadt und Landkreis Landsberg am Lech für die kommenden Ausgaben werben. Die Adresse finden Sie am Ende des Heftes.

Ihr Dr. Werner Fees-Buchecker  
Schriftleiter der „Landsberger Geschichtsblätter“

# INHALT

<i>Klaus Wankmiller</i> <b>Sebastian Luidl (1690-1722)</b>	<b>08</b>	Eine Spurensuche zum 200. Todestag des Landsberger Bildhauers und seines gleichnamigen Neffen aus Weißenhorn
<i>Herbert Wittmann</i> <b>Sebastian Luidl (1691-1722)</b>	<b>18</b>	Ein Bildhauerleben im Schatten der Werkstatt
<i>Herbert Wittmann</i> <b>Luidl-Nachlese östlich des Lechs</b>	<b>24</b>	Bemerkungen, Korrekturen und Neuentdeckungen
<i>Winfried Mayr</i> <b>Johann Baptist Ziegler (1720-1778), als Augustin II., Abt von Niederaltaich</b>	<b>50</b>	Ein bedeutender Sohn Greifenbergs
<i>Paul Jörg</i> <b>Martin Johann Boos (1762-1825)</b>	<b>60</b>	Ein Seelsorger unserer Heimat, der zur Leitfigur der Allgäuer Erweckungsbewegung wurde
<i>Irene Schinhammer-Schön</i> <b>Zur Sanftmut erzogen. Bayerns königliche Elevinnen</b>	<b>78</b>	Lebensbilder aus den Anfängen des Max-Josef-Stifts: Die Baronessen Donnersberg aus Igling
<i>Carmen Jacobs</i> <b>Gestaltete Ziegel</b>	<b>90</b>	Die Feierabendziegelsammlung Dietmar Scharfe
<i>Werner Fees-Buchecker (Hg.) Konrad Schmid</i> <b>Die Königliche Präparandenschule Landsberg</b>	<b>102</b>	Kurzer geschichtlicher Rückblick auf die 50 Jahre des Bestehens der Anstalt [1916]
<i>Jenny Mues</i> <b>Hans Holzbauer (1898-1939)</b>	<b>108</b>	Architekt im Landkreis Landsberg am Lech 1932 bis 1939
<i>Sonia Fischer</i> <b>Der Nachlass von Wina Georgi</b>	<b>136</b>	Ein Fall von Kunstraub und Restitution
<i>Sonia Fischer</i> <b>Kunst aus NS-Zeit oder Nazikunst?</b>	<b>150</b>	Hermann Croissants Bild „Lebensalter“ im Stadtmuseum
<i>Franz Xaver Rößle</i> <b>Die Kraft der Worte, der Musik, der Bilder und Skulptur</b>	<b>156</b>	Kunstwerke zu den KZ-Außenlagern Landsberg Kaufering
<i>Heinrich Pflanz</i> <b>Massengrab am Landsberger Schlossberg</b>	<b>176</b>	Skelettfunde 1970 durch Eduard Pflanz
<i>Cornel Schmitt</i> <b>Landsberg am Lech – das südbayerische Rothenburg (1910)</b>	<b>180</b>	Landsberg in alten Beschreibungen
<b>Neuerscheinungen</b>	<b>182</b>	
<i>Werner Fees-Buchecker</i> <b>Landsberger Rückblick 2022</b>	<b>186</b>	
<b>Vereinsleben</b>	<b>188</b>	
<b>Wir gedenken unserer Toten</b>	<b>192</b>	
<b>Kontakt, Autoren</b>	<b>193</b>	



# Sebastian Luidl (1691-1722)

Eine Spurensuche zum 200. Todestag des Landsberger Bildhauers und seines gleichnamigen Neffen aus Weißenhorn

VON KLAUS WANKMILLER

Am 3. Juli 1722 starb Sebastian Luidl, einer von vier Söhnen, die in die Fußstapfen ihres Vaters, des großen Landsberger Bildhauers Lorenz Luidl (um 1645-1719) traten. Er wurde nur 32 Jahre alt. Natürlich liegt zu diesem Gedenkjahr ein Beitrag über diesen Künstler auf der Hand. Dieses Vorhaben ist jedoch bei Weitem schwieriger als zunächst gedacht. Zum einen betrieb Sebastian Luidl keine eigene Werkstatt, sondern arbeitete bei den vielen Aufträgen seines Vaters mit. So kann man nicht sagen, welche Arbeiten von ihm oder von einem anderen Mitglied dieser Werkstatt ausgeführt wurden. Außer dem Vater und zahlreichen Gesellen arbeiteten hier zeitweise der Onkel Adam Luidl (um 1645-1681)<sup>1</sup> und die Brüder Ferdinand Luidl (1670-1736),<sup>2</sup> Stephan Luidl (1684/1736) und Johann Luidl (1686-1765) mit. Ferdinand Luidl gründete zu Beginn des 18. Jahrhunderts eine eigene Werkstatt in Illereichen und später in Hegelhofen bei Weißenhorn, Stephan Luidl übernahm nach Eheschließung die Werkstatt seines verstorbenen Schwiegervaters Johann Baptist Libigo in Dillingen.

Bei Sebastian Luidl ist eine Zuschreibung äußerst schwierig, da ihm mangels eigenständiger Aufträge, die auch verrechnet wurden, kein „eigener Stil“ nachgewiesen werden kann. Er war Teil der produktiven väterlichen Werkstatt in Landsberg am Lech. Zu dieser Problematik schrieb Peter Volk:<sup>3</sup>

„Solche Schwankungen sind vor allem dadurch bedingt, daß die besseren und weniger geübten Mitarbeiter gezielt eingesetzt wurden oder der Meister mehrere Aufträge

nebeneinander zu bewältigen hatte und sich nicht persönlich um die Ausführung aller Details kümmern konnte und vielleicht noch zusätzlich Kräfte heranziehen mußte. Doch ist es kaum je möglich, eigenhändige Werke eines Meisters eindeutig von Werkstattarbeiten zu trennen, und solche Differenzierungen erscheinen angesichts des Herstellungsprozesses auch wenig sinnvoll. Allerdings wird man zur Beurteilung eines Bildhauers zunächst von den qualitativsten Arbeiten ausgehen müssen, ohne allerdings dabei sicher sein zu können, daß es sich wirklich um Skulpturen handelt, die von ihm ganz allein geschaffen worden sind.“

Erschwerend kommt bei Sebastian Luidl noch hinzu, dass auch sein gleichnamiger Neffe den Beruf des Bildhauers ausgeübt hat. Dieser Sebastian II. (1706-1745), wie wir ihn nennen wollen, war ein Sohn von Ferdinand Luidl,<sup>4</sup> also der Neffe des Landsberger Sebastian I. Luidl. In der Literatur und den einschlägigen Kunstinventaren wird in der Regel nicht zwischen beiden unterschieden, sondern nur „Sebastian Luidl“ genannt. So müssen Ort, Region, zeitliche Einstufung und vermutetes Entstehungsjahr herangezogen werden, um die beiden Künstler gleichen Namens zu unterscheiden. Trotz dieser Schwierigkeiten sei mit diesem Aufsatz versucht, einige Puzzleteile zum Leben und Werk des jung verstorbenen Bildhauers und seines gleichnamigen Neffen aufzudecken.

## I. Biografische Notizen zu Sebastian I. Luidl

Sebastian I. Luidl wurde am 15. Januar 1691 in Landsberg getauft.<sup>5</sup> Er war das neunte Kind seiner Eltern, des bekannten Landsberger Bildhauers Lorenz Luidl und seiner zweiten Frau Ursula Ludwig, einer geborenen Bäckerstochter. Der Taufeintrag in den Kirchenbüchern der Pfarrei Mariä Himmelfahrt in Landsberg am Lech lautet (Abb. 1):<sup>6</sup> „[auf der Seite davor] Januarius 1691 // [Linke Spalte:] 15. / Sebastianus. // [Eintrag:] Huius a praefato<sup>7</sup> Cooperatore baptizatus fuit Sebastianus / filius legitimus Laurentij Luidl Bildhauer / et Ursula uxoris, patrini Admodum Ren. Wob. et / Excellentissimus D.[ominus] Franziscus Mair SS.<sup>8</sup> Can.[didatus] Doctor et / Urbis huius Parochus<sup>9</sup> et honesta virgo Rosina Schneiderin.“

Außer den Eltern des Täuflings wird als Täufer der Cooperator Georg Huber genannt. Als Taufpaten sind der damalige Geistliche der Pfarrei Mariä Himmelfahrt, Dr. Franziskus Mair, vermutlich ein Mitglied des Sulpizianer-Ordens, und die „ehrenwerte Jungfrau“ Rosina Schneider genannt.

Sebastian Luidl hatte zwölf Geschwister, zudem fünf Halbgeschwister aus der ersten Ehe seines Vaters.<sup>10</sup> Über seine Kindheit und Jugend ist nichts in Erfahrung zu bringen. Man kann davon ausgehen, dass der Junge schon früh mit den Arbeiten in der Werkstatt seines

Vaters vertraut wurde. Irgendwann dürfte er sich dann entschlossen haben, in dessen Fußstapfen zu treten. Die offizielle Aufnahme als Lehrling in die Bildhauergilde erfolgte zum 7. März 1706.<sup>11</sup> Leider wissen wir nicht, wie lange diese Lehre gedauert hat. Jedenfalls dürfte Sebastian die Stelle der beiden Brüder Stephan und Johann eingenommen haben, als diese auf Wanderschaft waren.

Der Maler Simon Pock aus Erpfting klagte 1710 vor dem Landsberger Rat, dass die Brüder Johann und Sebastian Luidl ihm öfters aufgelauret und gedroht haben.<sup>12</sup> Die beiden rechtfertigten ihr Tun, weil der Maler von ihnen fünf Jahre zuvor fünf „Visiere“ ausgeliehen und nur drei zurückgegeben habe. Der Stadtrat verurteilte sie im Wiederholungsfall zu drei Pfund Pfennigen Strafe.

Um 1713 dürfte Sebastian Luidl selbst auf Wanderschaft gegangen sein.<sup>13</sup> Als mögliche Station wird immer wieder Dillingen genannt, wo sein Bruder Stephan in der Werkstatt des Johann Baptist Libigo gearbeitet hatte.<sup>14</sup> Spätestens 1717 ist er jedenfalls in der Werkstatt seines Bruders Johann in Landsberg tätig,<sup>15</sup> der diese vom Vater übernommen hatte. In der Folgezeit ist in den Ratsprotokollen von mehreren Streitereien die Rede: 1719 muss Sebastian Luidl den Metzger Joseph Wagner so gereizt haben, dass der Bildhauer auf der Lechbrücke angegriffen wurde und fast in den Fluss geworfen worden

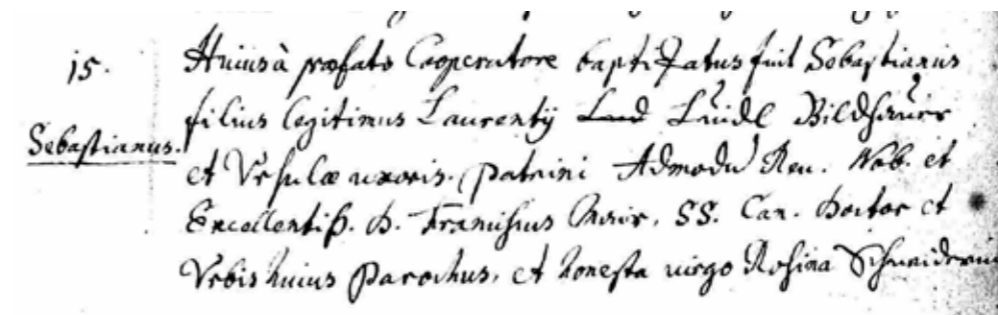


Abb. 1: Taufeintrag von Sebastian I. Luidl vom 15. Januar 1691 in den Kirchenbüchern der Pfarrei Mariä Himmelfahrt in Landsberg am Lech.

5 Lieb, Norbert, Die Luidl, eine Bildhauerfamilie des bayerischen und schwäbischen Barocks, in: Das Münster 3 (1950), S. 247-250, hier S. 249. Klein, Matthias: Neues über Lorenz Luidl, in: Beiträge zur Heimatforschung – Wilhelm Neu zum 70. Geburtstag (= Arbeitshefte des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege 54), München 1991, S. 87-93, hier S. 91. Wankmiller, Klaus, Lorenz Luidl (\*um 1645 – †1719). Zum 300. Todestag 2019 des großen Landsberger Bildhauers, in: Landsberger Geschichtsblätter 117 (2019), S. 37-56, hier S. 38. Wankmiller, wie Anm. 2, S. 31.

6 Taufbuch der Pfarrei Mariä Himmelfahrt Landsberg am Lech (1631 – 1697), S. 1119. Für die Unterstützung bei der Transkription des Eintrags bin ich Peter Linsler (Reutte) zu Dank verpflichtet.

7 „Praefato“ = „vorgenannten“. Im Taufeintrag darüber wird „Georgio Hueber“ als Cooperator genannt.

8 „SS“ könnte vielleicht für „Societas Sulpitanis“ (Sulpizianer-Orden) stehen.

9 „Urbis huius Parochus“ = „Pfarrer dieser Stadt“.

10 Wankmiller, wie Anm. 5, S. 38.

11 Klein, wie Anm. 5, S. 93.

12 Münzer, Klaus, Lorenz Luidls Bildhaueröhne, in: Landsberger Geschichtsblätter 102 (2003), S. 33-39, hier S. 36.

13 Münzer, wie Anm. 12, S. 36.

14 Münzer, wie Anm. 12, S. 36.

15 Klein, wie Anm. 5, S. 90. Münzer, wie Anm. 12, S. 36.

1 Wankmiller, Klaus, Adam Luidl (\*um 1645 – †1681). Zum 340. Todestag des talentierten Bruders des großen Landsberger Bildhauers Lorenz Luidl, in: Landsberger Geschichtsblätter 119 (2021), S. 7-14, hier S. 7-8.

2 Wankmiller, Klaus, Ferdinand Luidl (\*1670 – †1736). Zum 350. Geburtstag des Hegelhofer Bildhauers mit Landsberger Wurzeln, in: Landsberger Geschichtsblätter 118 (2020), S. 31-44, hier S. 31.

3 Volk, Peter, Rokokoplastik, München 1981, S. 27.

4 Wankmiller, wie Anm. 2, S. 33.

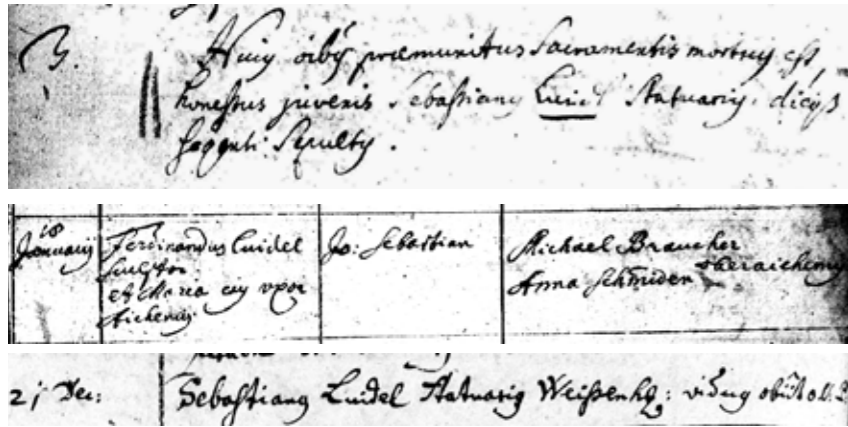


Abb. 2: Sterbeeintrag von Sebastian I. Luidl vom 3. Juli 1722 in den Kirchenbüchern der Pfarrei Mariä Himmelfahrt in Landsberg am Lech.

Abb. 3: Taufeintrag von Sebastian II. Luidl vom 18. Januar 1706 in den Kirchenbüchern von Illereichen.

Abb. 4: Sterbeeintrag von Sebastian II. Luidl vom 21. Dezember 1745 in den Kirchenbüchern von Weißenhorn.

wäre, wenn nicht andere Bürger ihm geholfen hätten.<sup>16</sup> 1720 musste Luidl dann selbst in den „Gehorsam“, also in den Bürgerarrest im Keller des Rathauses: Er begrüßte eine vorbeiziehende Hochzeitsgesellschaft mit einem Pistolenschuss aus dem Fenster.<sup>17</sup> Im Juni 1720 musste Sebastian Luidl vier Schilling Geldstrafe zahlen, weil er sich mit Georg Haas aus Kaufering geprügelt hatte.<sup>18</sup> 1721 signierte er höchstwahrscheinlich das Epitaph des kurfürstlichen Salzbeamten Johann Wilhelm Stubhan in der Landsberger Stadtpfarrkirche Mariä Himmelfahrt mit.<sup>19</sup>

Sebastian I. Luidl starb ledig und kinderlos am 3. Juli 1722 in Landsberg.<sup>20</sup> Der schlichte Sterbeeintrag in den Kirchenbüchern der Pfarrei Mariä Himmelfahrt in Landsberg am Lech lautet (Abb. 2):<sup>21</sup> „[drei Einträge darüber] Julius 1722 // [Linke Spalte:] 3. // [Eintrag:] Huius omnibus praemunitus Sacramentis mortuus est / honestus juvenis Sebastianus Luidl Statuarius dies [?] / sequenti sepultus.“ Auch wenn der Eintrag sehr kurz ist, erfahren wir dennoch einige interessante Dinge: Der Verstorbene hatte die Sterbesakramente erhalten, weshalb man einen plötzlichen Tod oder einen Unfall ausschließen kann. Da er „juvenis“ (Jüngling) genannt wird, dürfte er nicht verheiratet gewesen sein. Luidl wird

als „Statuarius“ (Bildhauer) bezeichnet. Die Beerdigung fand am darauffolgenden („dies sequenti“) statt, also am 4. Juli 1722.

Mangels einer eigenen Werkstatt und kaum gesicherter eigenständiger Arbeiten, die der Bildhauer auch abgerechnet hat, erreichte Sebastian Luidl weder die Bedeutung seines Vaters noch die seiner Brüder.<sup>22</sup>

## II. Sebastian Luidl II. – der Neffe

Als Sohn von Ferdinand Luidl und seiner zweiten Frau Maria wurde Johann Sebastian II. Luidl am 18. Januar 1706 in Illereichen getauft.<sup>23</sup> Der entsprechende Taufeintrag in den dortigen Kirchenbüchern lautet (Abb. 3):<sup>24</sup> „Anno 1706 [zwei Einträge darüber] / [Tag:] 18. Januarij / [Eltern:] Ferdinandus Luidel / sculptor / et Maria eius uxor / Aichenius / [Kind:] Jo.[hann] Sebastian / [Paten:] Michael Braucher / Oberaichenius / Anna Schmiderer.“ Außer den beiden Vornamen des Täuflings erfahren wir den Beruf des Vaters: „sculptor“ (Bildhauer). Von der Mutter ist nur der Vorname genannt, jedoch ist hier als Wohnort „Aichenius“ (wohl Illereichen) angegeben. Als Paten fungierten Michael Braucher aus Obereichen und Anna Schmiderer. Trotz der beiden Vornamen wird der Künstler später nur mit „Sebastian“ geführt.

Schon bald zog der junge Sebastian II. Luidl mit seinen Eltern nach Hegelhofen, wo der Vater in unmittelbarer Nähe der Fuggerstadt Weißenhorn eine Bildhauerwerkstatt errichtete. Über seine Lehre, die Gesellenjahre und mögliche Stationen seiner Wanderschaft gibt es keinerlei Hinweise.

Sebastian II. Luidl wurde in Anwesenheit seines Vaters Ferdinand am 17. April 1731 als Bürger von Weißenhorn aufgenommen.<sup>25</sup> Dort heiratete er am 8. Mai 1731 die Mesner-tochter Theresia Bader, die ihm am 3. April 1734 den Sohn Franz von Paula Luidl gebar, der ebenfalls Bildhauer wurde.<sup>26</sup> Wie Christa

bereits 1936 festgestellt hat, ist der originale Trauungseintrag in den Kirchenbüchern von Weißenhorn nicht mehr einsehbar. Auch meine Nachforschungen blieben erfolglos, zumal gerade in dieser Zeit (um 1729/32) die dortigen Einträge nicht vollständig sind.

Mit dem Bürgerrecht erhoffte Sebastian II. Luidl in der Fuggerstadt gesicherte Einkünfte. Anscheinend hat der Bildhauer jedoch nur wenige Aufträge erhalten und in „Not und Armut“ gelebt.<sup>27</sup> Außerdem soll er kränklich gewesen sein. Ferdinand Luidl musste 1735 für den Kauf eines Wohnhauses für seinen Sohn Sebastian II. als Bürge für 475 Gulden und 1736 noch einmal für 100 Gulden eintreten.<sup>28</sup>

Der Bildhauer starb am 21. Dezember 1745,<sup>29</sup> erst 39 Jahre alt. Der entsprechende Sterbeeintrag in den Kirchenbüchern von Weißenhorn lautet (Abb. 4):<sup>30</sup> „1745 [ganz oben auf der Seite] / [Linke Spalte:] 21 Dec:[embris] // [Eintrag:] Sebastianus Luidel Statuarius Weißenhorn: viduus obiit o.[mnibus] SS.[sanctis Sacramentis] P.[rovisus].“ Der sehr kurze Eintrag gibt Auskunft über den Beruf des Verstorbenen („Statuarius“ = Bildhauer). Außerdem erfahren wir, dass er Witwer („viduus“) war und dass er alle Sterbesakramente erhalten hatte.

Auch Sebastian Luidl II. hat keinen eigenen, ausgeprägten Stil entwickelt, jedenfalls ist mangels gesicherter Aufträge keiner auszumachen. Dennoch war er ein Nachfahre der Luidl-Dynastie, die in Landsberg am Lech ihren Ausgangspunkt hatte.

## III. Werke, die in Verbindung zu einem der beiden Sebastian Luidl gebracht werden

Bislang sind nur sehr wenige Werke mit den beiden Sebastian Luidl in Verbindung zu bringen. Wie bereits erwähnt, wird in der einschlägigen Literatur in der Regel nicht zwischen dem „Landsberger“ Sebastian I. Luidl und seinem Neffen, dem „Weißenhorner“ Sebastian II. Luidl, unterschieden. Auf die Problematik der Zuschreibung wurde bereits in der Einleitung eingegangen. Die mit den beiden Künstlern in Verbindung gebrachten Werke sind in alphabetischer Reihenfolge angeführt:

27 Christa, wie Anm. 23, S. 130.

28 Christa, wie Anm. 23, S. 130. Wankmiller, wie Anm. 2, S. 33.

29 Christa, wie Anm. 23, S. 130, nennt allerdings den „31. Dezember“ und nicht den 21. Dezember 1745 als Sterbetag.

30 Taufbuch der Pfarrei Mariä Himmelfahrt Weißenhorn (1729–1782), S. 478. Für die Unterstützung bei der Transkription des Eintrags bin ich Peter Linser (Reutte) zu Dank verpflichtet.

31 Petzet, Michael, Landkreis Marktoberdorf (= Bayerische Kunstdenkmale XXIII), München 1966, S. 23 und 25. Neu, Wilhelm, Der Landsberger Bildhauer Lorenz Luidl und seine Werke in Bayerisch-Schwaben, in: Ars Bavarica 7 (1977), S. 67–82, hier, S. 71 und 81. Wankmiller, wie Anm. 5, S. 41.

32 Vor allem Klein, wie Anm. 5, S. 93, Anm. 31. Bei Bushart, Bruno / Paula, Georg (Hg.), Georg Dehio, Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler, Bayern III: Schwaben, München 1989, S. 14, wird auf die Signatur von Sebastian Luidl gar nicht mehr eingegangen und nur noch Lorenz Luidl als Bildhauer genannt.



Abb. 5: Hl. Joseph in der Pfarrkirche Mariä Himmelfahrt in Altdorf. Sebastian I. Luidl dürfte hier höchstwahrscheinlich mitgewirkt haben.

### a: Altdorf (Landkreis Ostallgäu) Pfarrkirche Mariä Himmelfahrt

Die beiden 1710 entstandenen Figuren der Heiligen Joseph (Abb. 5) und Joachim (Abb. 6) gelten laut Bleistiftsignatur („Sebastian Luidl 1710“) auf der Rückseite als Werke von Sebastian (I.) Luidl und standen ursprünglich in der 1628 errichteten Loretokapelle von Altdorf (Gemeinde Biessenhofen).<sup>31</sup> Trotz der Inschrift zweifeln einige Wissenschaftler, dass der erst 19 Jahre alte Bildhauer, der sich noch in der Lehre befand, diese beiden Figuren geschaffen hat, zumal der Vater Lorenz viel bedeutender und angesehener war.<sup>32</sup> Warum sollte also Sebastian I. hier die Figuren als Lehrling signieren? Auf diese Problematik ist Herbert Wittmann 2017 in den Landsberger Geschichtsblättern ausführlich

16 Münzer, wie Anm. 12, S. 36.

17 Münzer, wie Anm. 12, S. 36.

18 Münzer, wie Anm. 12, S. 36.

19 Münzer, wie Anm. 12, S. 36.

20 Lieb, wie Anm. 5, S. 249, u.a. nennen allerdings irrtümlich den 3. April 1722 als Sterbetag, was ich bedauerlicherweise auf Grund dieser Angabe 2015 übernommen habe, vgl. Wankmiller, Klaus, Luidl, Sebastian, in: De Gruyter – Allgemeines Künstlerlexikon, Band 85: Linstow – Luns, Berlin/München/Boston 2015, S. 487. Laut Eintrag im Sterbebuch, das ich nun einsehen konnte, ist allerdings der 3. Juli 1722 richtig.

21 Sterbebuch der Pfarrei Mariä Himmelfahrt Landsberg am Lech (1686–1769), S. 339. Für die Unterstützung bei der Transkription des Eintrags bin ich Peter Linser (Reutte) zu Dank verpflichtet.

22 Wankmiller, wie Anm. 20, S. 487.

23 Christa, Joseph, Die Bildhauerfamilie Luidl. Ein Gedenkblatt zum 22. März und 10. April, den 200. Jahrtagen des Todes der Brüder Ferdinand und Stephan Luidl, in: Schwabenland 2 (1936), Heft 4, S. 125–138, hier S. 129.

24 Taufbuch der Pfarrei Mariä Himmelfahrt Illereichen (1705–1750), ohne Seitenangabe. Für die Unterstützung bei der Transkription des Eintrags bin ich Peter Linser (Reutte) zu Dank verpflichtet.

25 Christa, wie Anm. 23, S. 130. Wankmiller, wie Anm. 2, S. 33.

26 Christa, wie Anm. 23, S. 130.



Abb. 6: Hl. Joseph in der Pfarrkirche Mariä Himmelfahrt in Altdorf. Sebastian I. Luidl dürfte hier höchstwahrscheinlich mitgewirkt haben.

Abb. 7: Die Figur des hl. Isidor am Pfarrhaus in Entraching wird in Verbindung mit Sebastian I. Luidl gebracht. Hierbei handelt es sich allerdings um eine erneuerte Figur.



eingegangen.<sup>33</sup> Tatsächlich verweist die Ausarbeitung des Vollbartes beim hl. Joachim auf Lorenz Luidl. Die spiralförmigen Adern entsprechen aber der Figur in Thaining, was eher für Sebastian I. Luidl sprechen könnte. Eine eindeutige Zuschreibung ist daher nicht möglich.

Im Bestand des Bayerischen Nationalmuseums München befinden sich zwei Figuren, die mit „LL 1710 SL“ signiert sind, wobei „SL“ möglicherweise auch „Stephan Luidl“ (ein Bruder von Sebastian I. Luidl) oder „Statuarus Landsbergensis“ (= Bildhauer aus Landsberg) bedeuten könnte.<sup>34</sup> Letztlich darf man jedoch davon ausgehen, dass Sebastian I. Luidl an den beiden Figuren in Altdorf mitgearbeitet hat, weshalb man ihm sogar eine Signatur zugestanden hatte.

**b: Entraching (Landkreis Landsberg a.L.) Pfarrhaus**

Die Figur des hl. Isidor (Abb. 7) am Pfarrhaus in Entraching (Gemeinde Finning) schrieb Neu (allerdings mit einem Fragezeichen versehen) „Sebastian Luidl“ zu und datierte sie „um 1720“.<sup>35</sup> Aus regionalen Gründen muss man an Sebastian I. Luidl denken. Hierbei dürfte es sich allerdings nicht um den ursprüngliche Standort handeln, denn das heutige Gebäude wurde 1906/07 vom Münch-

ner Architekten Kurt Hertel im Jugendstil erneuert, nachdem das alte durch Feuer zerstört worden war.<sup>36</sup> Im 2014 erschienenen Band mit der Dokumentation der Denkmäler im Landkreis Landsberg am Lech wird die Figur in das frühe 20. Jahrhundert datiert.<sup>37</sup> Vermutlich ist die heutige Figur erst später hier aufgestellt worden. Vielleicht sah Neu im Jahr 1966 eine andere Figur, die witterungsbedingt abgenommen wurde bzw. nicht mehr vorhanden ist.

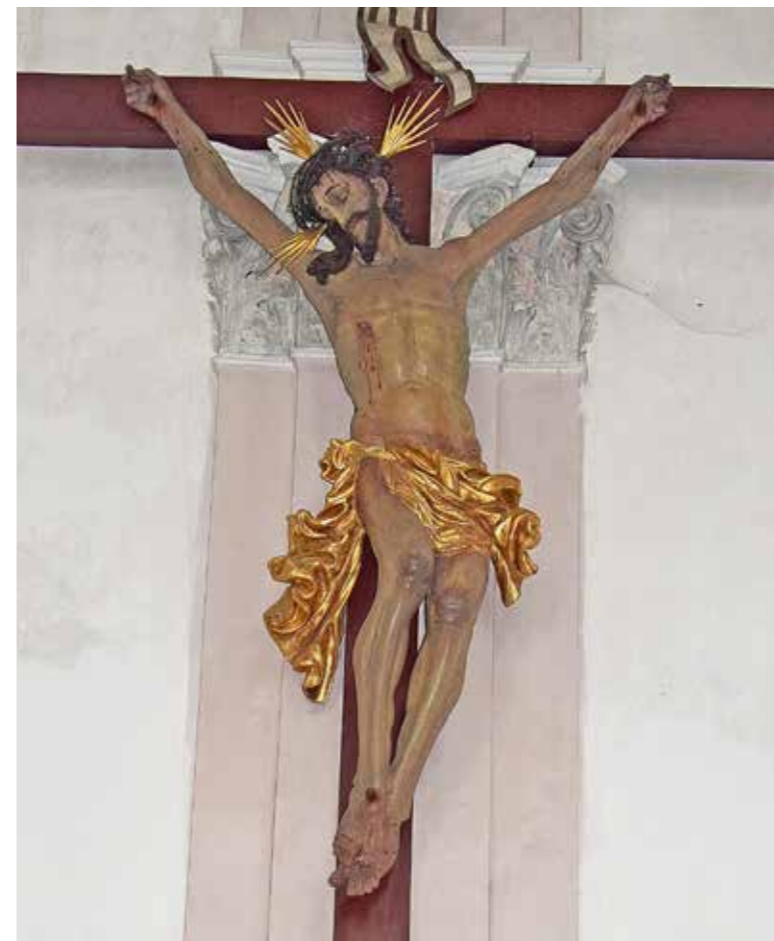
**c: Epfenhausen (Landkreis Landsberg a.L.) Pfarrkirche Mariä Himmelfahrt**

Laut Neu handelt es sich bei dem Kruzifix (Abb. 8) im Langhaus der Pfarrkirche Mariä Himmelfahrt in Epfenhausen um ein archivalisch gesichertes Werk von „Sebastian Luidl“ (1715/20).<sup>38</sup> Die Nähe zu Landsberg und die Datierung weisen auf Sebastian I. Luidl hin. Das Kruzifix hat Ähnlichkeit mit jenem in Hurlach, das Herbert Wittmann Johann Luidl zuschreibt.<sup>39</sup> In Epfenhausen befinden sich auch eine Pietà und eine Ölberggruppe von Lorenz Luidl und zahlreiche Werke von Johann Luidl an den drei Altären und an der Kanzel sowie eine kleine Taufgruppe.<sup>40</sup> Vieles deutet darauf hin, dass Sebastian I. Luidl als Mitglied der Werkstatt auch hier mitgearbeitet haben könnte.

**d: Grafertshofen (Stadt Weißenhorn, Landkreis Neu-Ulm) Filialkirche St. Cyriakus**

In der älteren Literatur wird die Schmerzensmuttergottes in der Filialkirche in Grafertshofen „Sebastian Luidl“ zugeschrieben.<sup>41</sup> In den neueren Kunstinventaren taucht die Figur gar nicht mehr auf.<sup>42</sup> Hierbei dürfte es sich, wenn überhaupt, schon aus regionalen Gründen um den Weißenhorner Sebastian II.

33 Wittmann, Herbert. Die Bildhauerwerke der Landsberger Luidl-Werkstatt im Ostallgäu, in: Landsberger Geschichtsblätter 115 (2017), S. 67-90, hier S. 70-72.  
 34 Wittmann, wie Anm. 33, S. 72. vgl. auch den Beitrag H. Wittmanns zu Sebastian Luidl in dieser LG-Ausgabe, S. 18-23.  
 35 Neu, Wilhelm, Die Bildhauerfamilie Luidl und ihre Werke in Stadt und Landkreis Landsberg, in: Lech-Isar-Land (1966), S. 3-29, hier S. 18.  
 36 Götz, Ernst / Habel, Heinrich / Hemmeter, Karlheinz / Kobler, Friedrich / Kühlenenthal, Michael / Kratzsch, Klaus / Lampl, Sixtus / Meier, Michael / Neu, Wilhelm / Paula, Georg / Rauch, Alexander / Schmid, Rainer / Trenner, Florian (Hg.): Georg Dehio, Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler, Bayern IV: München und Oberbayern, München 2002, S. 252. Die Figur wird hier nicht angeführt. Gattinger, Karl / Suhr, Grietje, Landsberg am Lech, Stadt und Landkreis – Ensembles, Baudenkmäler, Bodendenkmäler (= Denkmäler in Bayern – Band I.14), zwei Teilbände, Regensburg 2014, hier Band I, S. 186.  
 37 Gattinger/Suhr, wie Anm. 36, Band I, S. 186.  
 38 Neu, wie Anm. 35, S. 18. Gattinger/Suhr, wie Anm. 36, Band II, S. 643.  
 39 Wittmann, wie Anm. 33, S. 87.  
 40 Neu, wie Anm. 35, S. 18. Wankmiller, wie Anm. 5, S. 42.  
 41 Christa, wie Anm. 23, S. 138. Lieb, Anm. 5, S. 250.  
 42 Habel, Heinrich, Stadt und Landkreis Neu-Ulm (Bayerische Kunstdenkmale XXIV), München 1966, S. 66. Bushart Paula, wie Anm. 32, S. 381.



Luidl handeln. Ein Großteil der Ausstattung stammt allerdings aus der Zeit nach dem Umbau des Jahres 1758.

**e: Grimoldsried (Landkreis Augsburg) Pfarrkirche St. Stephan**

Die Figur der „Maria vom Siege“ am linken Seitenaltar in der Pfarrkirche von Grimoldsried (Gemeinde Mickhausen, ehemals Landkreis Schwabmünchen, jetzt Landkreis Augsburg) wurde bisher Lorenz Luidl („um 1700“) zugeschrieben.<sup>43</sup> Herbert Wittmann brachte sie in den Landsberger Geschichtsblättern des Jahres 2017 in Verbindung zu Sebastian (I.) Luidl.<sup>44</sup> Dann müsste man allerdings die Datierung auf „um 1720“ ändern, da der Künstler „um 1700“ erst neun Jahre alt gewesen wäre. Auf jeden Fall darf man die hohe Qualität der Arbeit herausstellen.

43 Otten, Frank / Neu, Wilhelm, Landkreis Schwabmünchen (Bayerische Kunstdenkmale XXVI), München 1967, S. 38. Bushart/Paula, wie Anm. 32, S. 382.  
 44 Wittmann, wie Anm. 33, S. 88-89 (mit Abbildung).  
 45 Neu, wie Anm. 35, S. 19. Gattinger/Suhr, wie Anm. 36, Band I, S. 288.  
 46 Neu, wie Anm. 35, S. 19.  
 47 Neu, wie Anm. 35, S. 19. Wankmiller, wie Anm. 5, S. 43.

**f: Hurlach (Landkreis Landsberg am Lech) Margarethenkapelle**

Im Chor der Margarethenkapelle in der Nähe des Schlosses in Hurlach befindet sich ein hl. Wendelin (um 1720), der „Sebastian Luidl“ zugewiesen wird (Abb. 9).<sup>45</sup> In diesem Gotteshaus stammen ein Kruzifix und Figuren der hll. Antonius von Padua und Franziskus von Johann Luidl.<sup>46</sup> Die Luidl-Werkstätte lieferte des Weiteren zahlreiche archivalisch gesicherte Arbeiten für die Pfarrkirche von Hurlach (Sebastian und Rochus von Lorenz Luidl, Figuren an den Altären, Nothelfer, Leuchterengel und ein Vortragekreuz von Johann Luidl), allerdings zum Teil zeitlich deutlich später.<sup>47</sup> An eine Mitarbeit von Sebastian I. Luidl ist grundsätzlich zu denken, wenn sie auch nicht sicher nachgewiesen werden kann. Auch hier fehlen gesicherte Vergleichsarbeiten, um eine Einschätzung machen zu können.

Abb. 8: Das Kruzifix in der Pfarrkirche von Epfenhausen gilt als archivalisch gesichertes Werk von Sebastian I. Luidl (1715/20).

Abb. 9: Hl. Wendelin, Margarethenkapelle Hurlach, Sebastian Luidl zugewiesen. Abb. aus: Gattinger/Suhr, wie Anm. 36, Band I, S. 288.



Abb. 10: Grabstein für den 1721 verstorbenen Johann Wilhelm Stubhan neben dem Eligius-Altar in der Pfarrkirche Mariä Himmelfahrt, von Johann und Sebastian I. Luidl signiert.

Abb. 11: Die Mondsichelmadonna am Hochaltar in der Pfarrkirche von Mittelneufnach könnte von Sebastian I. Luidl angefertigt worden sein.

Abb. 12: Hl. Sebastian in der Pfarrkirche in Pestenacker von Sebastian I. Luidl oder Heinrich Hagn?

Abb. 13: Hl. Rochus in der Pfarrkirche in Pestenacker von Sebastian I. Luidl oder Heinrich Hagn?

**g: Kaufbeuren  
Pfarrsaal St. Ulrich**

Das Kruzifix (um 1720) im Pfarrsaal der neuen Pfarrkirche St. Ulrich mit seinem „anatomisch perfekt zugeschriebenen Körper“ wird nach Herbert Wittmann neuerdings Sebastian (I.) Luidl zugeschrieben.<sup>48</sup> Es wurde von einer aus Landsberg stammenden Dame gestiftet, weshalb eine Zuschreibung an die dortige Werkstatt durchaus berechtigt ist.

**h: Landsberg am Lech  
Pfarrkirche Mariä Himmelfahrt**

Ein schwieriger Fall! Grundsätzlich sind keine Arbeiten in Stein in Verbindung zur Werkstatt der Familie Luidl gesichert zu belegen. Neuerdings wird aber eine Grabplatte mit zwei Signaturen den Brüdern Johann und Sebastian (I.) Luidl zugeordnet.<sup>49</sup> Hierbei handelt es sich um eine Rotmarmorplatte links neben dem Eligius-Altar im nördlichen Chorseitenschiff der Pfarrkirche Mariä Himmelfahrt in Landsberg für den 1721 verstorbenen kurfürstlichen Rat und Salzbeamten Johann Wilhelm Stubhan, einem Stifter der Kanzel (Abb. 10). Außer dem Wappen des Verstorbenen befindet sich oben folgende in Gold gefasste Inschrift: „17 / 21 // Den 11. / August“. Im unteren Teil folgt die eigentliche Inschrift: „Ist in Gott seeliglich gestorben / Der WolEdl. Gestrenge Herr / Johann Wilhelm Stubhan / Churfürstl. Rhat Und Salzbeamter / Sonderbahrer Guethäter Dißer /

Löbl. Statt Pfarr=Kürchen“. Ganz unten kann man die beiden Signaturen erkennen, die wie folgt gedeutet werden: „ILB“ (= „Johann Luidl Bildhauer“) und „SL“ (= Sebastian Luidl). Trifft dies zu, stellt sich die Frage, warum Sebastian I. nicht als Bildhauer betitelt wurde. „SL“ könnte möglicherweise auch „Statuarius Landsbergensis“ (= Bildhauer aus Landsberg) heißen.

**i: Mittelneufnach (Landkreis Augsburg)  
Pfarrkirche St. Johannes Evangelist**

Die Mondsichelmuttergottes in der Mittelnische des erst 1911 umgestalteten Hochaltars in der Pfarrkirche St. Johannes Evangelist in Mittelneufnach (ehemaliger Landkreis Schwabmünchen, jetzt Landkreis Augsburg) wurde bislang keinem Künstler zugeschrieben. Otten und Neu bezeichnen sie als „gute Arbeit des frühen 18. Jhs.“<sup>50</sup> Ein Vergleich mit der Maria vom Siege in Grimoldsried lässt Herbert Wittmann zum Schluss kommen, dass auch die Muttergottes auf der Mondsichel in Mittelneufnach Sebastian (I.) Luidl zugewiesen werden könnte.<sup>51</sup>

**j: Pestenacker (Landkreis Landsberg a. Lech) Pfarrkirche St. Ulrich**

In der um 1710/15 barockisierten Pfarrkirche St. Ulrich in Pestenacker (Gemeinde Weil) befinden sich einige Arbeiten der Landsberger Luidl-Werkstatt, darunter ein Franz Xaver und ein Ignatius von Loyola von Lorenz Lu-

idl an den Seitenaltären und ein hl. Silvester von Johann Luidl an der Langhauswand.<sup>52</sup> Neu schrieb die im ersten Viertel des 18. Jahrhunderts entstanden Figuren der Pestheiligen Sebastian (Abb. 12) und Rochus (Abb. 13) am rechten Seitenaltar „Sebastian Luidl“ zu.<sup>53</sup> Neuerdings werden diese beiden Figuren allerdings der Werkstätte von Heinrich Hagn (1642-1715) aus Weilheim zugewiesen.<sup>54</sup> Trifft dies zu, so müsste es sich allerdings um ein Spätwerk Hagns handeln. Zeitlich wäre die Zuschreibung an Sebastian I. Luidl auch denkbar. Sicher ist, dass an der Kirchenausstattung in Pestenacker mehrere Künstler aus unterschiedlichen Werkstätten mitgewirkt haben, was die genaue Zuweisung an die einzelnen Bildhauer sehr erschwert.

**k: Remmelthofen (Landkreis Neu-Ulm)  
Pfarrkirche St. Michael**

Zwischen 1740 und 1750 wurde die Pfarrkirche in Remmelthofen (Markt Pfaffenhofen an der Roth) neu gestaltet. Damals entstanden auch die Fresken und die Altäre. Die beiden Figuren der Heiligen Josef (Abb. 14) und Johannes Evangelist (Abb. 15) am Hochaltar werden „Sebastian Luidl“ zugeschrieben.<sup>55</sup> Diese dürften ebenfalls um 1740/45 entstan-

den sein, weshalb nur Sebastian II. Luidl als ausführender Bildhauer in Frage kommt. Dafür spricht natürlich auch die Nähe zur Fuggerstadt Weißenhorn, in der Sebastian II. Luidl seine Werkstatt betrieb.

**l: Roggenburg (Landkreis Neu-Ulm)  
Prämonstratenserklösterkirche**

Die um 1730 datierte Figur des hl. Josef (Abb. 16) in der Vorhalle der Prämonstratenserklösterkirche in Roggenburg wird „Sebastian Luidl“ oder Ferdinand Luidl zugeschrieben.<sup>56</sup> Ein Vergleich mit den beiden Hochaltarfiguren in Remmelthofen und die Datierung um 1730 lassen an Sebastian II. Luidl denken. Allerdings möchte ich diese Josefsfigur eher seinem Vater Ferdinand Luidl zuweisen.<sup>57</sup> Ähnliche Figuren von ihm findet man in Autenried, Babenhausen und Illereichen.<sup>58</sup>

**m: Thaining (Landkreis Landsberg am Lech)  
Pfarrkirche St. Martin**

Als mögliche ausführende Künstler der Figuren der hll. Joachim (Abb. 17) und Anna (Abb. 18) im Chor (um 1710/15) der Pfarrkirche von Thaining werden Lorenz oder Sebastian (I.) Luidl genannt.<sup>59</sup> Die spiralförmigen Adern bei beiden Figuren lassen unwillkürlich an

Abb. 14: Hl. Josef von Sebastian II. Luidl in der Pfarrkirche in Remmelthofen (um 1740/45).

Abb. 15: Hl. Johannes Evangelist von Sebastian II. Luidl in der Pfarrkirche in Remmelthofen (um 1740/45).

Abb. 16: Hl. Josef in der Vorhalle der Prämonstratenserklösterkirche Roggenburg von Ferdinand oder Sebastian II. Luidl (um 1730).

Abb. 17: Hl. Joachim im Chor der Pfarrkirche von Thaining von Lorenz oder Sebastian I. Luidl (um 1710/15).

Abb. 18: Hl. Anna im Chor der Pfarrkirche von Thaining von Lorenz oder Sebastian I. Luidl (um 1710/15).

48 Wittmann, wie Anm. 33, S. 76 (mit Abbildung).

49 Gattinger/Suhr, wie Anm. 36, Band II, S. 402.

50 Otten/Neu, wie Anm. 43, S. 99.

51 Wittmann, wie Anm. 33, S. 88-89 (mit Abbildung).

52 Neu, wie Anm. 35, S. 21; Gattinger/Suhr, wie Anm. 36, Band II, S. 402. Wankmiller, wie Anm. 5, S. 48. Für das Aufsperrn der Kirche möchte ich mich ganz herzlich bei der Mesnerfamilie Walch (Pestenacker) und bei Pfarrer Martin Rudolph (Pfarreiengemeinschaft Penzing-Weil) bedanken.

53 Neu, wie Anm. 35, S. 21.

54 Götz u.a., wie Anm. 36, S. 956; Gattinger/Suhr, wie Anm. 36, Band II, S. 836.

55 Habel, wie Anm. 42, S. 140. Bushart/Paula, wie Anm. 32, S. 893.

56 Habel, wie Anm. 42, S. 162.

57 Wankmiller, wie Anm. 2, S. 40.

58 Wankmiller, wie Anm. 2, S. 33-40.

59 Neu, wie Anm. 35, S. 24. Wankmiller, wie Anm. 5, S. 51.



Abb. 19: Pietá in der Filialkirche St. Maria in Vöhringen, vermutlich von Sebastian II. Luidl (um 1730/31).

Abb. 20: Hl. Margaretha am linken Seitenaltar in der Pfarrkirche von Waalhaupten von Johann oder Sebastian I. Luidl?

Abb. 21: Hl. Florian am Hochaltar in der Pfarrkirche von Waalhaupten von Johann oder Sebastian I. Luidl?

Abb. 22: Engel am Hochaltar in der Pfarrkirche von Waalhaupten von Johann oder Sebastian I. Luidl?

den hl. Joachim in Altdorf denken. Vielleicht waren hier wieder Vater und Sohn gemeinsam am Werk. Zudem gibt es in diesem Gotteshaus noch weitere Arbeiten der Landsberger Luidl-Werkstatt, vor allem die zwölf Apostel samt weiteren Heiligen im Langhaus und die Ölberggruppe im Vorzeichen von Lorenz Luidl sowie den Christus in der Rast von Johann Luidl.<sup>60</sup> Man darf also auch hier in Erwägung ziehen, dass bei diesen Arbeiten Sebastian I. Luidl tatkräftig mitgeholfen hat.

#### n: Thaining (Landkreis Landsberg am Lech) Filialkirche St. Wolfgang

Auch in der Filialkirche St. Wolfgang in Thaining befinden sich zahlreiche Figuren aus der Luidl-Werkstatt, darunter auch 22 Engel mit den Leidenswerkzeugen Christi am Chorgestühl (1711).<sup>61</sup> Gattinger/Suhr bringen die um 1710 entstandenen, ganz in Gold gefassten Engel mit den Attributen des Kirchenpatrons Wolfgang (Beil und Kirche) und die beiden Engel am Chorbogen einschließlich der Kartusche in Verbindung zu Sebastian (I.) oder Johann Luidl.<sup>62</sup> Leider lässt sich auch hier kein gesicherter Nachweis erbringen, ob der Landsberger Künstler tatsächlich an den Figuren mitgearbeitet hat.

#### o: Vöhringen (Landkreis Neu-Ulm) Filialkirche St. Maria

Eine um 1730/31 angefertigte Pietá (Abb. 19)<sup>63</sup> im Langhaus der alten Pfarrkirche St. Michael, jetzt Filialkirche St. Maria in Vöhringen (ehemaliger Landkreis Illertissen, jetzt Landkreis Neu-Ulm) wird „Sebastian Luidl“ zugeschrieben.<sup>64</sup> Region und Entstehungsdatum sprechen natürlich für Sebastian II. Luidl. In der Kirche befand sich ehemals auf der Kanzel auch eine Figur des hl. Michael mit Flammenschwert und Waage von Ferdinand Luidl (1713).<sup>65</sup> Die Nähe zur Fuggerstadt Weißenhorn berechtigt eine Zuordnung zur dort wirkenden Luidl-Werkstatt, wenn auch hier ein Nachweis nicht erbracht werden kann.

#### p: Waalhaupten (Landkreis Ostallgäu) Pfarrkirche zu Schmerzhaften Muttergottes

Die Figuren in der Pfarrkirche von Waalhaupten (Gemeinde Waal, ehemaliger Landkreis Kaufbeuren, jetzt Landkreis Ostallgäu) werden mit der Bildhauerfamilie Luidl in Verbindung gebracht.<sup>66</sup> Einige der Figuren schrieb Herbert Wittmann den Landsberger Bildhauern Sebastian (I.) bzw. Johann Luidl zu. Sebastian I. hat auch nach der Übernahme der Werkstätte durch seinen Bruder im Jahr 1717 weiterhin tatkräftig mitgearbeitet. Zu

den Luidl-Figuren in Waalhaupten zählen die hll. Katharina und Margaretha (Abb. 20) am linken Seitenaltar und die hll. Apollonia und Barbara am rechten Seitenaltar.<sup>67</sup> Tilmann Breuer platzierte 1960 diese vier Frauenheiligen noch anders: Apollonia und Margaretha am linken Seitenaltar, Katharina und Barbara am rechten Seitenaltar.<sup>68</sup> Was auffällt, ist, dass auch die hl. Katharina mit einem Kelch und einer Hostie dargestellt ist, was eher für eine weitere hl. Barbara sprechen würde.

Wittmann schreibt auch die Ritterheiligen Georg und Florian (Abb. 21) samt Putten und Engel (Abb. 22) am Hochaltar Johann bzw. Sebastian I. zu.<sup>69</sup> Anscheinend kamen die beiden Heiligen erst später hierher, denn Breuer erwähnt 1960 nur die Engel im neubarocken Hochaltar, während die hll. Georg und Florian noch in der alten Pfarrkirche und heutigen Friedhofskirche St. Michael aufgelistet sind.<sup>70</sup>

#### q: Weißenhorn (Landkreis Neu-Ulm)

##### Antoniuskapelle

In der älteren Literatur werden eine Madonna und die hll. Antonius und Franziskus „Sebastian Luidl“ zugeschrieben.<sup>71</sup> Trifft dies zu, müsste man an Sebastian II. Luidl denken. In der um 1907/08 erbauten offenen Kapelle am Ostrand des Friedhofs befindet sich allerdings nur noch eine große Antoniusfigur, die Habel in die Mitte des 18. Jahrhunderts datiert.<sup>72</sup> Die genannte Marienfigur und der hl. Franziskus sind nicht mehr vorhanden. Eine Zuschreibung ist daher äußerst problematisch. Die Datierung um 1740/50 und die regionale Nähe zur Werkstätte in Weißenhorn lassen – wenn überhaupt – nur an Sebastian II. Luidl denken.

#### Zusammenfassung

Mit diesem Aufsatz wurden alle mir bekannten Werke aufgelistet, die in Verbindung zum Landsberger Bildhauer Sebastian I. Luidl oder seinem Neffen Sebastian II. Luidl gebracht werden.

Sebastian I., der vor 300 Jahren im Alter von nur 32 Jahren starb, arbeitete als Mitglied der Luidl-Werkstatt in Landsberg natürlich bei vielen weiteren Skulpturen mit. Nur so konnte die Vielzahl der barocken Figuren aus dieser Künstlerfamilie auch mit hoher Qualität ausgeführt und geliefert werden. Ob er auch mit Stein gearbeitet hat, muss letztlich offen bleiben.

Nicht verwechselt werden darf dieser früh verstorbene Sohn des großen Lorenz Luidl mit seinem namensgleichen Neffen Sebastian II. Luidl. Er war der Erstgeborene des älteren Stiefbruders Ferdinand Luidl. Auch Sebastian II. wurde nur 39 Jahre alt und wirkte vor allem in der Umgebung der Fuggerstadt Weißenhorn.

Von beiden ist mangels archivalischer Belege kein ausgeprägter eigener Stil auszumachen. Dennoch sind beide Sebastian Luidl Mitglieder einer barocken Bildhauerdynastie, die in Landsberg am Lech ihren Ausgangspunkt hatte.

#### Abbildungsnachweis

Abb. 1 bis 4: Matrikeln online des Bistums Augsburg.

Abb. 5 bis 18, 20, 21 und 22: Klaus Wankmiller.

Abb. 19: Peter Wischenbarth (Vöhringen).

60 Neu, wie Anm. 35, S. 24. Götz u.a., wie Anm. 36, S. 1159. Wankmiller, wie Anm. 5, S. 51.

61 Neu, wie Anm. 35, S. 24. Götz u.a., wie Anm. 36, S. 1160. Wankmiller, wie Anm. 5, S. 51.

62 Gattinger/Suhr, wie Anm. 36, Teilband II, S. 761.

63 Für die Bereitstellung der Aufnahme möchte ich mich bei Peter Wischenbarth (Vöhringen) ganz herzlich bedanken.

64 Lieb, wie Anm. 3, S. 250. Habel, Heinrich, Landkreis Illertissen (Bayerische Kunstdenkmale XXVII), München 1967, S. 216.

65 Habel, wie Anm. 64, S. 216. Wankmiller, wie Anm. 2, S. 41.

66 Für das Aufspüren der Kirche und wertvolle Hinweise zur Kirchengeschichte möchte ich mich ganz herzlich bei Rita Nett (Gutenberg) bedanken.

67 Wittmann, wie Anm. 33, S. 84–87 und 89 (mit Abbildungen). Hierbei handelt es sich allerdings nicht um die Filialkirche, sondern um die Pfarrkirche von Waalhaupten.

68 Breuer, Tilmann, Stadt und Landkreis Kaufbeuren (Bayerische Kunstdenkmale IX), München 1960, S. 201.

69 Wittmann, wie Anm. 33, S. 84–85 (mit Abbildungen).

70 Breuer, wie Anm. 68, S. 201–202.

71 Christa, wie Anm. 23, S. 138. Lieb, wie Anm. 3, S. 250.

72 Habel, wie Anm. 64, S. 226.

# Sebastian Luidl (1691-1722)

## Ein Bildhauerleben im Schatten der Werkstatt

VON HERBERT WITTMANN

Unter dem 3. Juli des Jahres 1722 vermerkt das Sterbebuch der Landsberger Stadtpfarrkirche Mariä Himmelfahrt, dass der „honestus juvenis Sebastian Luidl statuarius“ gestorben sei. Sein bewegtes Leben endete mit nur 31 Jahren.<sup>1</sup> Die 300. Wiederkehr des Todestages von Sebastian Luidl rechtfertigt es, unser leider sehr begrenztes Wissen über ihn in einem eigenen kurzen Aufsatz zusammenzufassen. Dabei gilt es zunächst, nach bestem Wissen die Lücken zwischen den wenigen Fixpunkten auszufüllen. Weiterhin soll zumindest der Versuch einer Annäherung an die mutmaßlichen Arbeiten des „großen, unbekanntes Genies“<sup>2</sup> unternommen werden.

### Lehre und Gesellenwanderung

Sebastian war der jüngste Sohn von Lorenz Luidl. Wie drei seiner älteren Brüder (Ferdinand, Stephan und Johann) erlernte er höchstwahrscheinlich bei seinem berühmten Vater das Bildhauerhandwerk. Hier tut sich nämlich schon die erste Informationslücke auf: Es gibt für keinen der Luidl-Söhne den Nachweis einer Aufdingung oder eines Lehrvertrags. Im Lehrvertrag wurden insbesondere die Dauer der Lehre und die Höhe des Lehrgelds festgelegt. Offenbar – und verständlicherweise – war dies bei Bildhauersöhnen, die in der eigenen Werkstatt ausgebildet wurden, nicht erforderlich. Auch die normalerweise übliche feierliche „Ledigsprechung“ ist bei keinem der vier Söhne dokumentiert. Es ist aber auch kein Lehrbrief erhalten geblieben. Für die – allerdings nicht immer vorgeschriebene – Gesellenwanderung war jedoch ein Lehrbrief als Legitimation unverzichtbar. Somit tappen wir also auch hier im Dunkeln.

Eine Lehre konnte bereits im Alter von zehn Jahren beginnen. Meistens waren die Lehrlinge beim Beginn der Lehre jedoch älter. Die Lehre wiederum dauerte normalerweise drei bis sieben Jahre.<sup>3</sup> Wegen dieser großen Zeitspannen erscheint es zunächst unmöglich, für Sebastian Luidl halbwegs zutreffende Zeitanlagen zu wagen. Es gibt jedoch einen genau dokumentierten Vergleichsfall, der sich gut auf die Landsberger Werkstatt übertragen lässt: Der Kemptener Bildhauersohn Franz Ferdinand Ertinger (\*18.08.1669) trat am 21. März 1683, nach Beendigung der Schulzeit, im Alter von nicht ganz vierzehn Jahren die Lehre bei seinem Vater Hans Ludwig Ertinger an.<sup>4</sup> Leider erfahren wir im eigenhändig verfassten Bericht des jungen Ertinger aber nicht, wie lange die Lehre dauerte. Denn er arbeitete offenbar noch einige Jahre in der väterlichen Werkstatt, ehe er sich 1690 auf „die Raif“ begab. Seine in einem Tagebuch detailliert geschilderte Gesellenwanderung zog sich ungewöhnlich lange hin, nämlich bis 1697.

Sebastian Luidl wuchs mit der Werkstatt im Hause auf – natürlich zusammen mit seinen Eltern und Geschwistern. Von Kind an war ihm also die Arbeit dort vertraut. Eine überdurchschnittliche Begabung dürfen wir bei ihm ebenfalls voraussetzen. Deshalb erscheint mir bei ihm ein Beginn der Lehre im Jahr 1704 möglich und wahrscheinlich. Zweifellos dauerte seine Lehre auch nicht länger als vier Jahre.<sup>5</sup> Somit wäre er vermutlich 1708 ledig gesprochen worden, keinesfalls später. Aber schon im Jahr 1706 trat Sebastian der „Bruderschaft der ledigen Gesellen unter dem Titel Mariae Geburt“ bei, gleichzeitig mit seinem drei Jahre älteren Verwandten Gabri-

el Luidl aus Mering.<sup>6</sup> Dieser hatte bereits 1703 seine auf vier Jahre festgelegte Lehre bei Lorenz Luidl angetreten. Die beiden waren bei ihrem Eintritt in die Bruderschaft wohl noch Lehrlinge, wurden aber schon als „Bildhauer“ bezeichnet.<sup>7</sup>

Erwiesenermaßen war Sebastian Luidl noch bis 1710, wahrscheinlich sogar noch etwas länger, in der väterlichen Werkstatt beschäftigt.<sup>8</sup> Denn 1710 signierte er eine Figur (jetzt in der Pfarrkirche von Altdorf, Gem. Biessenhofen, Ostallgäu), und im gleichen Jahr klagte der Maler Simon Pock aus Erpfting vor dem Landsberger Rat gegen Sebastian und seinen Bruder Johann Luidl.<sup>9</sup>

Im Jahr 1716 erscheint der Name von Sebastian Luidl im Steuerbuch der Stadt Dillingen unter dem der Witwe des Bildhauers Johann Baptist Libigo. Im Jahr darauf steht sein Name über dem der Witwe, doch ist „Sebastian“ durchgestrichen und mit „Stephan“ überschrieben.<sup>10</sup> Diese Tatsachen lassen mancherlei Vermutungen zu, die hier jedoch unwichtig sind. Offenbar befand sich der mittlerweile 25-jährige Sebastian damals auf der Wanderschaft. Dafür spricht auch sein erneuter Eintritt in die Gesellenbruderschaft im Jahr 1717: Allem Anschein nach hatte er dieser zuvor nicht mehr angehört, was sich nur durch eine längere Abwesenheit erklären lässt. 1717 erfolgte bekanntlich auch die Übergabe der Landsberger Luidl-Werkstatt an Johann Luidl.

In den folgenden fünf Jahren, von 1717 bis zu seinem Tod am 3. Juli 1722, arbeitete Sebastian Luidl mit Sicherheit im Schutz und „unter dem Deckel“ der Werkstatt seines Bruders. Damit soll ausgedrückt werden, dass sein künstlerisches Tun, von ganz wenigen Ausnahmen abgesehen, nicht archivalisch festgehalten wurde. Als „Geselle“ seines Bruders – besser sollten wir wohl „privilegierter Mitarbeiter“ sagen – durfte Sebastian selbstverständlich keine eigenen Aufträge übernehmen und auch keine Rechnungen ausstellen. Aktenkundig wurde er in dieser Zeit allerdings schon, und zwar durch mehrere Einträge in den Ratsprotokollen.<sup>11</sup> Damit ist jedenfalls seine Anwesenheit in Landsberg bewiesen. Freilich wird in den überlieferten

Protokollen auch sein ungestümes Temperament sichtbar.

Wichtig ist eine Arbeit aus dieser Periode, nämlich die rotmarmorine Grabplatte des Kurfürstlichen Salzbeamten Johann Wilhelm Stubhan in der Landsberger Stadtpfarrkirche. Sie ist 1721 entstanden und trägt am unteren Rand links die Bildhauersignatur „J.L.B.“ und rechts „S.L.“.<sup>12</sup> Klaus Münzer kommentiert dies wie folgt:

„Es überrascht nicht, dass J(ohann) L(uidl) B(ildhauer) als Meister signiert; die Signatur S(ebastian) L(uidl) – als Geselle ohne Berufsbezeichnung – dagegen ist durchaus unüblich und wohl nur dadurch erklärlich, dass der Grabstein überwiegend oder gar ganz das Werk seiner Hände ist, zumal sein Bruder Johann meist nur als Bildschnitzer, kaum aber auch als Bildhauer [=Steinmetz] bekannt ist.“

Die Zweitsignatur von Sebastian Luidl ist hier unbestreitbar und auch unbestritten. Ihre Interpretation von Klaus Münzer, auf zwei Figuren im Bayerischen Nationalmuseum übertragen, würde wohl einige als unantastbar geltende Zuschreibungen der bisherigen Luidl-Forschung in Frage stellen.

Hier stellen sich ganz nebenbei noch weitere Fragen: Wer hat dem (jungen?) Sebastian die Bearbeitung von hartem Gestein beigebracht? Hat er diese Fähigkeit auf seiner Gesellenwanderung erworben, oder hat er sie sich selbst erarbeitet? Beantworten lässt sich dies ohne archivalische Belege natürlich nicht.

## 2. Sebastian Luidl, das große, unbekanntes Genie?

### Versuch einer Annäherung

Wer genau Sebastian Luidl zuerst oder überhaupt „geniale Fähigkeiten“ zugeschrieben hat, weiß ich leider nicht. Bei Wilhelm Neu liest sich dies jedenfalls so:

„Sebastian Luidl, manchmal ohne bisher gelungenen Nachweis als das „große, unbekanntes Genie“ bezeichnet, wird noch im Jahr 1720 „Bildhauersohn“ genannt, ist also nie Meister gewesen.“<sup>13</sup>

Mit dem Begriff „Genie“ wird gelegentlich recht leichtfertig umgegangen. Eine geniale

1 Münzer, S. 37.

2 Neu (1986/87), S. 51.

3 Köhler, S. 25.

4 Ertinger / Conrad-Tietze, S. 35.

5 Bei einigen anderen Lehrlingen von Lorenz Luidl betrug die Lehrzeit ebenfalls nur vier Jahre.

6 Klein, S. 90 und S. 93. Münzer, S. 36. Gabriel Luidl avancierte 1720 zum Hofbildhauer in München.

7 Dass die beiden 1706 bereits ihre Lehre beendet hatten, ist zwar theoretisch möglich, aber sehr unwahrscheinlich.

8 Bei einem Ende der Lehrzeit im Jahr 1706 wäre sogar eine Gesellenwanderung vor 1710 möglich gewesen.

9 Genaue Schilderung des Vorgangs bei Münzer, S. 36.

10 Münzer, S. 36. Stephan Luidl übernahm 1717 durch Einheirat die Libigo-Werkstatt.

11 Siehe Münzer, S. 36.

12 Münzer, S. 36 und S.37.

13 Neu (1986/87), S. 51.



Abb. 1: Hl. Josef in Balzhausen (St. Leonhard), hl. Joachim in der Pfarrkirche von Altdorf und eine weibliche Heilige im Bayerischen Nationalmuseum, alle 1710 entstanden.

Begabung setzt sich gegen alle Widerstände durch. Genial veranlagt war Sebastian Luidl also wohl nicht, er war ganz offenbar kein „Neuerer“. Ein überdurchschnittliches Talent dürfen wir bei ihm jedoch annehmen. Warum es dem jüngsten Luidl-Sohn trotz seiner zu vermutenden hohen Begabung verwehrt blieb, eine eigene Bildhauergerechtigkeit zu erlangen, lässt sich im Nachhinein nicht ergründen. Vielleicht lag es an einer beeinträchtigten Gesundheit – sein früher Tod könnte darauf hinweisen.

### 2.1 Schlüsselwerke in Altdorf

Wenn es überhaupt einen Weg gibt, sich dem Werk von Sebastian Luidl anzunähern oder gar dessen individuelle „Handschrift“ zu erkennen, dann muss dieser Weg zwangsläufig über zwei Figuren in Altdorf führen.<sup>14</sup> Ich habe mich mit diesem umstrittenen Fall sehr ausführlich beschäftigt.<sup>15</sup> Um die Problematik zu verdeutlichen, darf ich noch einmal Wilhelm Neu zitieren:

„Ein echtes Problem stellt sich bei zwei Luidl-Figuren der hll. Joseph und Joachim, die sich heute an Stelle der Seitenaltäre in der

Pfarrkirche Altdorf, Lkr. Ostallgäu befinden. Kirchenmaler J. Lang fand bei der Restaurierung auf einem Brett, das die ausgehöhlte Rückseite der Joachimfigur verschließt, die zweifellos echte (jedoch auffallend zierliche) Bleistiftinschrift „Sebastian Luidl 1710“. Die beiden Figuren gelten daher in der Literatur als Werke des Sebastian Luidl, eines 1690 geborenen und bereits mit 32 Jahren verstorbenen Sohnes unseres Landsberger Meisters. Dagegen sprechen aber die hohe Qualität, die vorhandenen charakteristischen Merkmale und die Überlegung, dass der wenig bekannte Sebastian als Zwanzigjähriger wohl kaum dem weitgeschätzten Vater vorgezogen worden wäre. Mit anderen Worten: Bei der vermeintlichen Signatur dürfte es sich nur um einen Namenszug handeln, mit dem sich der Sohn als Helfer in der väterlichen Werkstatt oder beim Aufstellen am Bestimmungsort „verewigt“ hat.“

Über den Zweck und die Bedeutung von Signaturen kann man trefflich streiten.<sup>16</sup> Ich habe mich 2017 zu einem klaren Urteil durchgerungen: Bei den qualitätvollen Altdorfer Figuren handelt es sich um überwiegend



Abb. 2: Heilige im Bayerischen Nationalmuseum, hl. Josef in der Pfarrkirche von Altdorf und Hl. Maria in Balzhausen (St. Leonhard), alle 1710 entstanden.

eigenhändige Arbeiten von Sebastian Luidl – zwar noch ganz nach Vorbildern und im Stil der Werkstatt, aber zierlicher und fortschrittlicher artikuliert als die Arbeiten des Vaters: Dessen Gewandfiguren sind bei Sebastian zu Körperfiguren geworden. Der 19-Jährige zeigt hier somit eine eigene „Handschrift“. Zu dieser Feststellung bekenne ich mich immer noch.

### 2.2 Zwei Museumsfiguren in München

Zwei weibliche Heilige im Bayerischen Nationalmuseum München gelten als Spitzenwerke von Lorenz Luidl. Auch mit ihnen habe ich mich schon intensiv auseinandergesetzt.<sup>17</sup> Der Kunsthistoriker Herbert Nagel widmete ihrer Beschreibung mehr als drei Seiten und bestätigt ihrem Schöpfer meisterliches Können.<sup>18</sup> Eine der beiden Figuren ist signiert und datiert (LL / 1710 / SL). Nagel deutete „SL“ mit „Sculptor Landsbergensis“ (=Landsberger Bildhauer), weil er es für unwahrscheinlich hielt, dass Meister und Geselle zugleich signiert haben könnten. (Dass dies aber geschah, beweist die Landsberger Grabplatte!) Zuvor gab es aber schon eine andere

Auslegung („Stephan oder Sebastian Luidl“). Für mich steht zweifelsfrei fest, dass mit SL nur Sebastian Luidl gemeint sein kann, mit allen sich daraus ergebenden Konsequenzen. (Diese reichen bis zur vermeintlich sicheren Zuschreibung der Uttinger Verkündigungsgruppe an Lorenz Luidl.) Meine Begründung: Lorenz Luidl war gewiss nicht des Lateinischen mächtig, und in Landsberg kürzte man „Bildhauer“ stets mit „B“ ab. Stilistisch stehen die beiden schlanken Museumsfiguren überdies den zwei Altdorf Skulpturen erstaunlich nahe.

Zwei Figuren in der Balzhausener Kapelle St. Leonhard (als „Joachim und Anna“ bezeichnet, ursprünglich jedoch Josef und Maria), wurden von mir im Vorjahr als Luidl-Werke identifiziert.<sup>19</sup> Sie sind ebenfalls 1710 entstanden und lassen sich problemlos dieser „Werkgruppe“ anschließen.

Die Jahre von 1711 bis 1717 bedürfen noch einer eingehenden Spurensuche nach Arbeiten, die auf die Hand von Sebastian Luidl verweisen könnten. Größtes Problem dabei ist die schwierige Datierung von Luidl-Arbeiten überhaupt und insbesondere aus dieser Zeit.

<sup>14</sup> Es ist nicht sicher, dass die beiden Figuren für die Altdorfer Pfarrkirche geschaffen wurden.

<sup>15</sup> Wittmann (2017), S. 70 bis 72.

<sup>16</sup> Volk, S. 27 und 28; Gantner, S. 58; Köhler, S. 34, Anmerkung 155.

<sup>17</sup> Wittmann (2017), S. 72.

<sup>18</sup> Nagel, S. 24 bis 27.

<sup>19</sup> Wittmann (2020), S. 10 und 11.

### 3. Die späten Jahre in der Werkstatt von Johann Luidl

Handelt es sich bei den bisher angesprochenen Arbeiten um wichtige Beispiele aus der frühen Zeit, in der Lorenz Luidl – zeitweise mit vielen Mitarbeitern – die Werkstatt führte, so müssen die fünf Jahre von 1717 bis 1722 schlagartig mit ganz anderen Augen betrachtet werden. Denn nach der Übergabe an Johann Luidl bestand das Personal der Werkstatt praktisch nur noch aus den beiden Brüdern und einem Lehrling ab 1719. Somit muss bei allen Arbeiten, die in dieser Zeitspanne entstanden sind, von einer sehr hohen Beteiligung des jüngeren Bruders ausgegangen werden. Wegen der meist fehlenden Archivalien ist aber auch hier die Datierung der Luidl-Arbeiten problematisch.

#### 3.1 Ein Dokument mit zwei wichtigen Buchstaben

Im Juni 1720 musste Sebastian Luidl 4 Schilling Geldstrafe zahlen, weil er den Georg Haas aus Kaufering verprügelt hatte. Obwohl rein rechtlich noch Geselle, wird er im Ratsprotokoll als „H(err)“ Sebastian Luidl bezeichnet. Der Eintrag im Ratsprotokoll beginnt so: „Straff. H. Sebastian Luidl B: und bildthauer Sohn allhier ...“.<sup>20</sup>

Mit „Herr“ wurden zur damaligen Zeit nur hochgestellte Persönlichkeiten angesprochen. Zwar wird Sebastian Luidl als „Bildhauersohn“ bezeichnet, zuvor jedoch auch als „Bildhauer“. Beides lässt auf eine ungewöhnlich hohe Wertschätzung schließen, die nur aus der Bewunderung seiner Arbeiten entstanden sein kann. Zeigt sich hier doch der Schimmer einer bisher vermissten Genialität?

#### 3.2 Sebastian Luidl als sicherer Mitarbeiter

Innerhalb der nachfolgend genannten Kirchengeschichtsaussstattungen sah und sehe ich Arbeiten, die an eine mehr oder weniger hohe Beteiligung von Sebastian Luidl denken lassen (Reihenfolge alphabetisch). In meinen bisherigen Luidl-Aufsätzen habe ich meine Meinung jeweils ausführlich begründet.<sup>21</sup>

Epfenhausen, Grimoldsried, Issing, Kaufbeuren (Pfarrsaal), Kinsau, Landsberg, Oberfinning, Schwabmühlhausen, Stoffen, Utting, Vilgertshofen und Waalhaupten.

Weil ich bei weitem nicht alle Kirchen mit Luidl-Arbeiten kenne, besteht hier noch „viel Luft nach oben“.

#### 3.3 Abschreibungen

Manche Arbeiten wurden bisher mit Sebastian Luidl in Verbindung gebracht, bei denen ich seine Hand keinesfalls bestätigen möchte. Bei seinen vorsichtigen Zuschreibungen ging Wilhelm Neu davon aus, dass die Altdorfer Figuren von Lorenz Luidl stammen. Dies führte bei ihm zwangsläufig zu einer geringeren Wertschätzung von Sebastian Luidl.

##### Abzuschreiben sind:

Entraching, Pfarrhaus: hl. Isidor.<sup>22</sup>

Hurlach, Margarethenkapelle: Im Chor hl. Wendelin (um 1720)<sup>23</sup>

Pestenacker, Pfarrkirche: Am rechten Seitenaltar hll. Sebastian und Rochus (I. Viertel 18. Jh.)<sup>24</sup>; die beiden Figuren stammen zweifellos von Heinrich Hagn.<sup>25</sup>

Thaining, Pfarrkirche: Im Chor hll. Joachim und Anna (um 1710/15)<sup>26</sup>.

### 4. Zum Schluss

Überlassen wir den ersten Teil der Schlussbetrachtung wieder Wilhelm Neu, dem Altmeister der Luidl-Forschung:

„Gerade bei Werken aus dem zweiten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts erscheint jedoch manche Zuschreibung problematisch, zumal die Tätigkeit des jungen Sebastian Luidl praktisch nicht fassbar ist. Sollte er wirklich der Schöpfer der Altdorfer Figuren sein – wir glauben es nicht und versuchen es weiter unten darzulegen – dann käme so manche weitere Arbeit jener Zeit auf sein Konto.“<sup>27</sup>

Neu traute dem jungen Sebastian Luidl die qualitätvollen Altdorfer Figuren nicht zu, hegte aber wohl selbst noch Zweifel. Meiner Überzeugung nach hat Sebastian Luidl die fraglichen Altdorfer Figuren weitgehend selbst angefertigt, sonst hätte er die Figur des Joachim nicht (an verborgener Stelle) signiert. Zumindest aber hat er den beiden Figuren den „letzten Schliff“ zukommen lassen. An ihnen allein kann sich seine persönliche Handschrift ablesen lassen. Ob es aber je gelingen wird, seine Arbeiten aus dem Gesamtkomplex der Luidl-Werke „herauszudestillieren“, wage ich zu bezweifeln. Auf ein Werkverzeichnis im üblichen Sinn sollte man jedenfalls momentan verzichten. Wenn es schon beim Meister problematisch ist, die Hand zuverlässig zu erkennen, dann ist dies bei einem seiner Mitarbeiter noch problematischer. Ich stütze mich mit dieser Feststellung auf das wohlbegründete Urteil von Peter Volk: „Doch ist es kaum je möglich, eigenhändige Werke eines Meisters eindeutig von Werkstattarbeiten zu trennen, und solche Differenzierungen erscheinen angesichts des Herstellungsprozesses auch wenig sinnvoll.“<sup>28</sup> Sebastian Luidl hat, 300 Jahre nach seinem Tod, definitiv nicht mehr das hohe Ansehen, dessen er sich allem Anschein nach zu seinen Lebzeiten erfreuen durfte. Dazu ist unser sicheres Wissen über ihn und seine Tätigkeit einfach (noch?) zu gering. So muss ihm der Ruhm, den er vielleicht verdienen würde, weiterhin vorenthalten bleiben. Er wird wohl noch lange das „große, unbekannte Genie ohne gelungenen Nachweis“ bleiben.

#### Verzeichnis der zitierten Literatur

Ertinger, Franz Ferdinand und Conrad Tietze, E.: Des Bildhauergesellen Franz Ferdinand Ertinger Reisebeschreibung durch Österreich und Deutschland, inkta Publishing 2018.

Gantner, Benno C. und Kaeß, Friedrich: Johann Michael Fischer (1717-1801), Ein Barockbildhauer in Schwaben, Berlin 2001.

Gattinger, Karl und Suhr, Grietje: Denkmäler in Bayern, Band I.14, Landsberg am Lech, Stadt und Landkreis, Denkmaltopographie Bundesrepublik Deutschland, Regensburg 2014.

Klein, Matthias: Neues über Lorenz Luidl, in: Beiträge zur Heimatforschung, Wilhelm Neu zum 70. Geburtstag, Arbeitsheft 54, Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege, 1991, S. 87 bis S. 93.

Köhler, Gerd Michael: Lorenz Luidl aus Mering (um 1645-1719). Ein Bildhauer des bayerischen Barock und seine Werke im Wittelsbacher Land, in: Altbayern in Schwaben 2016, Jahrbuch, Aichach 2016, S. 35-68.

Münzer, Klaus: Lorenz Luidls Bildhauersöhne, in: Landsberger Geschichtsblätter 2003, S. 33 bis S. 39.

Nagel, Herbert: Lorenz Luidl, Ein schwäbisch-bayerischer Bildhauer und seine Werkstatt in Landsberg am Lech, in: Oberbayerisches Archiv für vaterländische Geschichte 79 (1954), S. 1-86.

Neu, Wilhelm: Die Bildhauerfamilie Luidl und ihre Werke in Stadt und Landkreis Landsberg, in: Lech-Isar-Land 1966, S. 3 bis S. 29.

Neu, Wilhelm: Der Landsberger Bildhauer Johann Luidl, in: Landsberger Geschichtsblätter 1986/87, S. 48 bis S. 53.

Volk, Peter: Rokokoplastik in Altbayern, Bayrisch-Schwaben und im Allgäu, München 1981.

Wittmann, Herbert: Die Bildhauerwerke der Landsberger Luidl-Werkstatt im Ostallgäu, in: Landsberger Geschichtsblätter 2017, S. 67 bis S. 90.

Wittmann, Herbert: Luidl-Nachlese westlich des Lechs, Bemerkungen, Korrekturen und Neuentdeckungen, in: Landsberger Geschichtsblätter 2020, S. 7 bis S. 29.

Wittmann, Herbert: Luidl-Nachlese – hauptsächlich in Schwaben. Bemerkungen, Korrekturen und Neuentdeckungen, in: Landsberger Geschichtsblätter 2021, S. 15 bis S. 34.

Abbildungsnachweis: Abbildung vom Verfasser, rechte bzw. linke Figur SW-Repro (Nagel)

<sup>20</sup> Münzer, S. 36.

<sup>21</sup> Wittmann, Landsberger Geschichtsblätter 2017, 2020, 2021 und 2022.

<sup>22</sup> Neu (1966), S. 18, mit Fragezeichen.

<sup>23</sup> Neu (1966), S. 19, mit Fragezeichen.

<sup>24</sup> Neu (1966), S. 21, mit Fragezeichen.

<sup>25</sup> So auch bei Gattinger/Suhr, S. 836.

<sup>26</sup> Neu (1966), S. 24, mit Fragezeichen.

<sup>27</sup> Neu (1966), S. 14.

<sup>28</sup> Volk, S. 27.

# Luidl-Nachlese östlich des Lechs

Bemerkungen, Korrekturen und Neuentdeckungen

VON HERBERT WITTMANN

## I. Vorbemerkung in eigener Sache

Bei meiner Suche nach Luidl-Arbeiten im Schwäbischen benötigte ich, neben der vorhandenen Literatur, auch möglichst viele Bilder von bereits bekannten Figuren als Vergleichsobjekte. Sie sind nahezu unverzichtbar, wenn es zum Beispiel darum geht, der Landsberger Werkstatt bisher unentdeckte Arbeiten zuzuschreiben. Diese Vergleichsbeispiele konnte ich vor allem in dem mit Luidl-Werken gesegneten Land rund um Landsberg finden. Wichtig waren dabei insbesondere die archivalisch belegten Arbeiten – sozusagen als Fixpunkte. Leider aber ist deren Anteil an der Luidl'schen „Gesamtproduktion“ recht gering. Bei den mehr oder weniger sicher zugeschriebenen Werken konnte ich aber regelrecht aus dem Vollen schöpfen.

Zugegeben: Oft führten die Neugier und die Sammelleidenschaft des Feldforschers bei meinen Kirchenbesuchen in und um Landsberg zu einer Ausbeute, die weit über das ursprüngliche Ziel hinausschoss. Dass sich dabei auch neue Erkenntnisse für das Landsberger Gebiet selbst ergaben, darf nicht verwundern. Denn wegen der Vielzahl von Figuren und der oft erheblichen Schwierigkeit, die Hände der Bildhauer zu unterscheiden, gab es in allen von mir besuchten Kirchen unerwarteten Klärungsbedarf. Wenn ich mich nun als Schwabe mit meinen Ausführungen auch ins „bayerische Ausland“ begeben, dann möge man dort Verständnis dafür aufbringen: Es dient, das möchte ich betonen, einzig und allein der erhofften Wahrheitsfindung. Schließlich geht es darum, unser „Luidl-Wissen“ zu vermehren, zu aktualisieren und uns von alten Irrtümern zu verabschieden.<sup>1</sup> Um jedoch meinen Aufsatz nicht

zu sehr ausufern zu lassen, beschränke ich mich auf ganz wenige der von mir besuchten Kirchen. Dass ich mich dabei meistens mit problematischen Fragen auseinandersetzen musste, liegt in der Natur der Sache. Denn allzu oft ging es um Fälle aus der schwierigen Periode von etwa 1710 bis 1722. Ich darf zu diesem Thema den exzellenten Luidl-Kenner Wilhelm Neu zitieren, dessen Forschungsergebnisse immer noch den soliden Grundstock unseres Wissens über die Landsberger Werkstatt bilden:

„Auch die Landsberger Gruppe ... , nämlich Lorenz Luidls Söhne Johann (1685-1765) und Sebastian (1690-1722), hat bis jetzt noch keine besondere Würdigung erfahren; nicht zuletzt wohl deshalb, weil deren frühere Arbeiten kaum eindeutig von den Spätwerken des Vaters auseinanderzuhalten sind. Die sich daraus ergebende Problematik wird noch verstärkt durch die Ungewissheit über die Tätigkeit des Sebastian, der schon im Alter von 32 verstarb.“<sup>2</sup>

Noch etwas ist wichtig: Gegenüber früheren Zeiten bietet die moderne Digitalfotografie im Zusammenspiel mit dem Computer enorm erweiterte Möglichkeiten. Auf dem Bildschirm lassen sich zum Beispiel scharfe Bilder mühelos stark vergrößern. Man kann deshalb Details erkennen, die einem auf den analog erstellten Papierbildern verborgen blieben. Mehrere Figuren auf dem Bildschirm nebeneinander aufzustellen, ist zu einer ganz einfachen Übung geworden. Nun lassen sie sich zu Hause in aller Ruhe vergleichen und analysieren. Dies führt schließlich zu Erkenntnissen, die vor der Jahrhundertwende kaum möglich waren.

## II. Nachlese östlich des Lechs

*Beuerbach*  
(Gde. Weil, Landkreis Landsberg am Lech)  
**Pfarrkirche St. Benedikt**

In der Pfarrkirche von Beuerbach gelten die Kanzel mit den vier Evangelisten (1700, archivalisch) und zwei Kruzifixe als Werke von Lorenz Luidl.<sup>3</sup> Auch der Posaunenengel auf dem Schalldeckel der Kanzel wurde – wohl später – dem alten Luidl zugeschrieben.<sup>4</sup> Der Kerkerchristus (um 1740/50) hingegen soll von Johann Luidl stammen.<sup>5</sup>

Von den drei Kruzifixen im Innenraum kommt allenfalls ein Vortragekreuz als Luidl-Arbeit in Frage. Typisch ist es aber nicht. Dagegen handelt es sich beim Außenkreuz am Chor um eine hervorragende Arbeit von Lorenz Luidl. Leider fehlt die Fußstütze, das „Suppedaneum“.

Der Posaunenengel auf der Kanzel ist jedoch keine Luidl-Arbeit.

Übersehen wurden bisher zwei reizende kleine Kinderengel auf dem rechten Seitenaltar. Sie sind wohl bereits um 1700 entstanden und zeigen eindeutig die Hand von Lorenz Luidl. Der Kerkerchristus wiederum hat mit seinem Sohn Johann überhaupt nichts zu tun. Denn er lässt sich zweifelsfrei als Arbeit aus der Türkheimer Werkstatt des Ignaz Hillenbrand identifizieren.

*Dettenschwang*  
(Markt Dießen, Landkreis Landsberg a. Lech)  
**Pfarrkirche St. Nikolaus**

Beim großen Ortsbrand 1875 brannte die Kirche völlig aus. Die sehr gute Spätbarockausstattung mit vielen Figuren von Johann Luidl wurde erst unmittelbar danach erworben: Als Geschenk der Pfarrei Unterwindach stammt sie zum größten Teil aus der Filialkirche St. Martin in Hechenwang.<sup>6</sup>

Dazu gibt es einiges anzumerken. Auffallend ist zunächst die hohe Qualität der Dettenschwanger Luidl-Plastiken (alle „um 1730“ datiert), aus denen die Figur des hl. Rasso noch herausragt. Sie und ihr Gegenstück, der hl. Benedikt, unterscheiden sich aber durch eine weitere Besonderheit von den anderen Arbeiten: Sie haben bucklige grüne Plinthen, während alle übrigen Skulpturen auf gekehlten Platten stehen. Im Gegensatz zu den Heiligenscheinen, die oft verloren gingen und



Abb. 1: Kerkerchristus und Kinderengel in der Pfarrkirche von Beuerbach.

Abb. 2: Die qualitätvollen Figuren der hl. Rasso und Benedikt in der Pfarrkirche von Dettenschwang.

<sup>1</sup> Dass Falsches immer wieder abgeschrieben und dadurch tradiert wird, ist allgemein bekannt.

<sup>2</sup> Neu (1966), S. 4.

<sup>3</sup> Neu (1966), S. 17. Dehio führt Beuerbach überhaupt nicht auf.

<sup>4</sup> Gattinger/Suhr, S. 827. Bei Neu (1966), fehlt die Figur.

<sup>5</sup> Neu (1966), S. 17; Gattinger/Suhr, S. 827.

<sup>6</sup> Neu (1966), S. 17; Dehio (Oberbayern), S. 183; Gattinger/Suhr, S. 111 und S. 112.



Abb. 3: Gottvater und Putten im Auszug des Hochaltars in der Pfarrkirche von Dettenschwang, Johann Luidl (neu) zuzuschreiben.

später willkürlich ersetzt wurden, zeigen mit den Figuren verwachsene Plinthen in aller Regel noch den Originalzustand.

Praktisch alle mir bekannten Figuren von Lorenz Luidl stehen auf ähnlich naturalistisch gestalteten „Buckelplinthen“ wie hier die hll. Rasso und Benedikt, wohingegen Johann Luidl seine Skulpturen bevorzugt auf Platten mit einer Hohlkehle platzierte, aber leider nicht immer. Denn er verwendete in Einzelfällen weiterhin auch noch Buckelplinthen.<sup>7</sup> Deshalb sind diese für Zuschreibungen nur bedingt tauglich.<sup>8</sup> Trotzdem: Mir erscheinen bei den Figuren von Rasso und Benedikt sowohl die relativ späte Datierung als auch die alleinige Autorschaft von Johann Luidl keinesfalls

sicher. Ich sehe in ihnen vielmehr typische Geschöpfe aus der Zeit von 1710 bis 1722.<sup>9</sup>

Die vier geschickt, aber in ihrer Auswahl willkürlich am Hochaltar aufgestellten großen Figuren aus dem Apostelzyklus (unter ihnen die hl. Maria) wurden nachträglich eingefügt, wie ihre überstehenden Plinthen beweisen. Der eindrucksvolle Gottvater im Auszug gehört aber sicher zum Originalbestand des Altars. Samt mehreren Putten im Auszug muss auch er – was bisher merkwürdigerweise nicht erfolgt ist – Johann Luidl zugeschrieben werden. Eine Kanzel gibt es übrigens in der Kirche nicht.<sup>10</sup>

**Epfenhausen**  
(Gde. Penzing, Landkreis Landsberg a. Lech)  
**Pfarrkirche Mariä Himmelfahrt**

In der 1715 neu errichteten Kirche von Epfenhausen stehen besonders viele Skulpturen aus der Landsberger Luidl-Werkstatt.<sup>11</sup> Dabei überwiegen allen bisherigen Veröffentlichungen zufolge bei weitem die Arbeiten aus der Werkstatt des Sohnes Johann, obwohl man möglicherweise schon ab 1715 mit der Ausstattung begonnen hat.<sup>12</sup> Da die Luidl-Arbeiten weder genau datiert noch archivalisch belegt sind, kann keineswegs von vornherein ausgeschlossen werden, dass auch der Vater an einigen Figuren der Neuausstattung beteiligt war. Reste der Ausstattung vom Vorgängerbau (mit Arbeiten von Lorenz Luidl) könnten ebenfalls übernommen worden sein.

Als bereits bekannte Werke von Lorenz Luidl ließen sich bei einem Besuch der Kirche im September 2019 allerdings zunächst nur die Ölbergfiguren nachweisen.<sup>13</sup> Eine ihm ebenfalls zugeschriebene Pietà ist nicht mehr vorhanden.<sup>14</sup>

**Hochaltar**

Der „neue Hochaltar“ – es gab also bereits einen älteren Altar! – wurde „um 1738 in München hergestellt“.<sup>15</sup> Dies führte zu einer entsprechenden Datierung aller Altarfiguren



„um 1739“ mit der selbstverständlichen Zuschreibung an Johann Luidl.<sup>16</sup> Weil die vier Hauptfiguren am Altar jedoch „Akanthus-Plinthen“ aufweisen,<sup>17</sup> die so spät nicht mehr gebräuchlich waren, müssen jedenfalls diese Figuren deutlich früher entstanden sein. Sie waren 1739 sicher bereits vorhanden und wurden übernommen. Entstanden sind sie wohl in der Zeit der Neuausstattung ab 1715, vielleicht sogar schon früher. Sie stammen also mit Sicherheit noch aus der von Lorenz Luidl geführten Werkstatt. Dies darf aber nicht als definitive Zuschreibung an den Altmeister verstanden werden, denn zeitweise arbeiteten damals zwei oder gar drei Bildhauer-Söhne gemeinsam mit dem Vater.

Keineswegs übersehen sollte man auch die aufwendig ausgeführte Figurengruppe im Auszug des Hochaltars,<sup>18</sup> zweifelsfrei auch sie eine Luidl-Arbeit: Gottvater in einem Wolkenkranz mit zwei reizenden Engeln, acht Putten und zehn geflügelten Puttenköpfchen. Allem Anschein nach wurde diese Gruppe für den neuen Altar geschaffen, so dass die Zuschreibung an Johann Luidl leichtfällt.

**Seitenaltäre**

An den „um 1725“ entstandenen Seitenaltären<sup>19</sup> fällt auf, dass sie merkwürdigerweise seitlich mit „17/65“ datiert sind.<sup>20</sup> Dies lässt sich jedoch einfach erklären: Die beiden Altäre erhielten 1765 neue Altarbilder und wurden dabei auch überarbeitet, unter anderem



zum Mittelgang hin ein wenig verbreitert. Auf diesen Anstückelungen steht, aufgeteilt auf beide Altäre, die genannte Jahreszahl. Neu, also von 1765, ist auch die Bekrönung der Altäre mit züngelnden Rocailles, während die Kartuschen über den Altarbildern noch von prächtigem Akanthus umgeben sind. Auf den angefügten neuen Rokoko-Konsolen befinden sich aber keine zeitgleichen Rokoko-Figuren, sondern ältere Luidl-Arbeiten, nämlich die Heiligen Florian und Genoveva. Beide

Abb. 4: Die hll. Petrus und Paulus am Epfenhausener Hochaltar mit „Akanthus-Plinthen“. Sie sind wohl schon um 1715 entstanden.

Abb. 5: Figurengruppe im Auszug des Epfenhausener Hochaltars, zweifelsfrei eine feine Arbeit von Johann Luidl um 1738.

Abb. 6: Datierung „17“ am linken Seitenaltar (zu ergänzen mit „65“ am rechten Seitenaltar) und die Figur des hl. Florian auf dieser seitlichen Altaranfügung.

7 Siehe die Abbildung des hl. Sebastian bei Neu (1986/87), S. 53.  
8 Eine Luidl-Figur mit gekahlter Platten-Plinthe verweist stets auf Johann Luidl. Damit bestätigt sich auch im Nachhinein meine Zuschreibung der Hl. Sippe in Mickhausen. Siehe Wittmann (2020), S. 21.  
9 Wittmann (2021), S. 15 bis 17.  
10 Neu (1966), S. 17, führt „Kanzelengel mit hl. Michael“ als Luidl-Arbeiten auf.  
11 Nach Neu (1986/87), S. 52, ca. 30 Figuren.  
12 Neu (1978), S. 97, bestätigt die Anschaffung von Gestühl, Speisgitter, Chor- und Beichtstühlen im Jahr 1717.  
13 Neu (1966) führte die Ölberggruppe nicht auf, nannte aber eine kleine Pietà am Hochaltar, die heute fehlt. Bei Gattinger/Suhr und Dehio wird die Ölberggruppe auf das „Ende des 17. Jahrhunderts“ datiert.  
14 Freundliche Mitteilung von Herrn Christian Wetzl, Epfenhausen.  
15 Gattinger/Suhr, S. 643. Laut Dehio, S. 254, ist er 1737 entstanden. Neu (1978), S. 97, belegt eine Zahlung von 400 Gulden für den neuen Choraltar im Jahr 1739: „Weillen unumbgänglich hat müssen ein neuer Choraltar verfertigt werden ...“.

16 Neu (1966), S. 18. Dehio und Gattinger/Suhr verzichten auf eine Datierung der Hochaltarfiguren.  
17 Gleiche Plinthen gibt es bei Lorenz Luidl in Balzhausen (1702), Kinsau (1713) und Thaining (1710/15), um nur drei Beispiele anzuführen.  
18 Neu (1966), S. 18, führt die Gruppe nicht auf. Auch bei Dehio und Gattinger/Suhr wird sie nicht erwähnt.  
19 Gattinger/Suhr, S. 643; Neu (1978), S. 97, berichtet von einer Zeichnung des Dießener Schreiners Heinrich Hett im Jahr 1724 für die Nebenaltäre.  
20 Tatsächlich werden die beiden Altäre bei Dehio, S. 272, auch insgesamt „um 1765“ datiert.



Abb. 7: Vergleich: Die kleine Figur der Maria vom Siege in Grimoldsried (wohl um 1720, links im Bild) und daneben die große Skulptur in Epfenhausen. Die Figur des hl. Josef (rechts im Bild) ist das Gegenstück zur Epfenhausener Madonna.

stehen auf grünen Buckelplinthen. Florian trägt auf seinem Brustpanzer das Akanthusmotiv. Eine Datierung „um oder vor 1720“ erscheint deshalb auch hier realistisch.

Da die kleinen Figuren in den Auszügen – Luidl-Arbeiten wie auch die jeweils zwei Putten an den Altären – zum Teil falsch bezeichnet wurden,<sup>21</sup> soll auch dies noch berichtet werden. Der jugendliche Heilige mit Schwert am linken Altar ist keinesfalls der Apostel Paulus. Höchstwahrscheinlich ist mit der Figur der Märtyrer Pankratius gemeint, der als 14-Jähriger enthauptet wurde. Daneben steht der hl. Sebastian, eindeutig durch den Pfeil in seiner linken Hand gekennzeichnet.

#### Figuren im Chor

Hier muss spontan die hervorragend geschnitzte Maria vom Siege genannt werden.<sup>22</sup> Sie geht eindeutig auf denselben Bozzetto zurück wie die entsprechenden Figuren in Ried (Lorenz Luidl 1699)<sup>23</sup>, Grimoldsried (um 1720) und Mittelneufnach (wohl ebenfalls um 1720).<sup>24</sup> Die Übereinstimmungen mit der (sehr viel kleineren) Grimoldsrieder Figur sind so groß, dass man diese geradezu als Modell für die schlankere und größere Epfen-

hausener Maria betrachten könnte. Ich halte auch hier wieder Sebastian Luidl für den Hauptakteur an der qualitätvollen Figur,<sup>25</sup> deren „Erfindung“ aber eindeutig auf den Vater zurückgeht.

Wichtiger Hinweis: Auch wenn ich immer wieder an Luidl-Figuren die Hand des vermutlich hochbegabten Sebastian zu erkennen glaubte, habe ich ihm nie ein Werk definitiv zugeschrieben. Es blieb immer ein Fragezeichen stehen. Deshalb wäre ein eigenes Werkverzeichnis für Sebastian Luidl einfach viel zu vage. Er führte ja auch nie eine eigene Werkstatt, durfte wohl auch nie eine Figur selbst abrechnen, und alle seine mutmaßlichen Arbeiten sind im Zusammenhang mit und in Abhängigkeit von der Werkstatt zu sehen. So wird sich sein Anteil an einer Figur in aller Regel auch nie genau feststellen lassen.<sup>26</sup>

Von den meisten Autoren vergessen,<sup>27</sup> steht der Marienskulptur gegenüber die feine Figur eines hl. Josef mit dem Jesusknaben, merkwürdigerweise nicht auf einer Plinthe, sondern ebenfalls auf einer Weltkugel. Damit wollte der Bildhauer – es handelt sich zweifellos um Johann Luidl – vermutlich das „Größen-Gleichgewicht“ zur Madonna wahren.



Abb. 8: Zum Vergleich: Links die Figur des hl. Sebastian in der Pfarrkirche von Epfenhausen, rechts der hl. Sebastian im Chor von Hurlach (arch. 1711 von Lorenz Luidl).

Die beiden Figuren sind wohl bereits um 1720 entstanden. Wichtig: Zu dieser Zeit waren, außer einem Lehrbuben, nur noch die beiden Brüder in der Werkstatt tätig. Ein schönes Beispiel für die brüderliche Arbeitsteilung?

#### Figuren im Langhaus

Die Heiligen Jakobus d. Ä. und Leonhard bei den Seitenaltären sind typische Luidl-Geschöpfe, die auf gekehlten Platten als Plinthen stehen. Es handelt sich bei ihnen also eindeutig um Arbeiten aus der Werkstatt von Johann Luidl.

Anders jedoch das nächste Paar, das ebenfalls Johann Luidl zugeschrieben wurde:<sup>28</sup> Wiederum als Gegenstücke an den Wänden des Langhauses auf Akanthus-Konsolen aufgestellt, erwecken die Figuren der Heiligen Sebastian und Johannes Nepomuk auch den Eindruck, sie seien gemeinsam angeschafft worden. Es gibt jedoch kleine Unterschiede, die kaum auffallen, aber eindeutig dagegen sprechen. Die beiden Figuren haben zum Beispiel unterschiedliche Plinthen, und auch die Konsolen stimmen nicht genau überein.

Der hl. Sebastian steht auf einer grünen Plinthe mit strukturierter Oberfläche, die einem Kugelabschnitt gleicht.<sup>29</sup> Seine Konsole weist noch die relativ frühen, deutlich aus-

geprägten Akanthusblätter auf. Die Figur des Heiligen wurde offensichtlich nach demselben Bozzetto gearbeitet wie die des hl. Heinrich in der Leonhardkapelle von Balzhausen. Engstens verwandt zeigt sich der Epfenhausener Sebastian insbesondere mit seinem Namensvetter in Hurlach.<sup>30</sup> Wie dieser müsste er folgerichtig als Werk von Lorenz Luidl betrachtet werden. Allerdings waren 1711 auch schon zwei oder gar drei seiner Söhne als Gesellen in der Werkstatt tätig.

Der hl. Johannes Nepomuk dagegen steht auf einer quadratischen, gekehlten Plinthe von der Art, wie sie Johann Luidl in aller Regel verwendete.<sup>31</sup> Die Konsole ist allerdings weitgehend ihrem Gegenstück angeglichen worden, ihr Akanthus aber wurde weicher ausgeführt.

Ein Hinweis auf das virtuos geschnitzte große Kreuzifix an einem Pilaster gegenüber der Kanzel darf hier natürlich auch nicht fehlen. In der Literatur<sup>32</sup> wird es definitiv als Arbeit von Sebastian Luidl angeführt. Das ist spannend! Denn dies wäre seine einzige archivalisch belegte Arbeit, von der wir bisher wissen. Aber vielleicht handelt es sich doch „nur“ um eine (womöglich unzutreffende) Zuschreibung.<sup>33</sup> Vergleicht man nämlich den Epfenhausener Kreuzifixus mit entsprechen-

21 Neu (1966), S. 18.

22 Neu (1966) datierte die Figur „um 1720/30“ und bezeichnete sie als besonders bemerkenswert.

23 Wittmann (2020), S. 22.

24 Wittmann (2017), S. 88 und S. 89.

25 Sebastian Luidl scheint damals seiner Kunstfertigkeit wegen schon ein extrem hohes Ansehen genossen zu haben. Denn sonst hätte man ihn, obwohl er noch Geselle war, 1720 nicht als „Herrn“ bezeichnet (Münzer, S. 36). Mit „Herr“ wurden damals nur hochstehende Persönlichkeiten angesprochen.

26 Siehe dazu Neu (1986/87), S. 51, linke Spalte. Ausführlich bei Volk, S. 24 bis 27.

27 Fehlt sogar bei Neu (1966), S. 18.

28 Neu (1966), S. 18; Gattinger/Suhr, S. 643.

29 Oben als „Buckelplinthe“ bezeichnet.

30 Archivalisch belegt für Lorenz Luidl 1711: Neu (1966), S. 19.

31 Siehe auch die Abbildungen bei Epple/Neunzert ab S. 10.

32 Gattinger/Suhr, S. 643; Neu (1966), S. 4 und S. 18; er datierte das Kreuzifix „um 1715/20“ und bezeichnete es als „archivalisch gesichert“ für Sebastian Luidl. Die Quelle ist leider nicht angegeben.

33 Bestätigt durch freundliche Auskunft von Herrn Hartfrid Neunzert (per E-Mail).



Abb. 9: Zum Vergleich: oben das Kruzifix von Lorenz Luidl in der Stadtpfarrkirche von Schwabmünchen (um 1700), unten das Kruzifix in der Pfarrkirche von Epfenhausen. Die Übereinstimmungen sind augenfällig.



Abb. 10: Zweimal der Erzengel Michael: als Wandfigur in Eresing und auf der Kanzel in Lamerdingen, Lorenz Luidl um 1700 zugeschrieben.

den Arbeiten von Lorenz Luidl, zum Beispiel mit dem Kreuz in der Stadtpfarrkirche von Schwabmünchen,<sup>34</sup> so wird man sehr weitgehende Übereinstimmungen feststellen, nicht nur in der Konzeption, sondern auch in den verräterischen Details. Deshalb wäre es angebracht, das Epfenhausener Kruzifix ebenfalls auf die Werkliste des Altmeisters zu setzen – oder aber auch den Schwabmünchener Kruzifixus als Werk von Sebastian Luidl zu betrachten. Der offenbar noch im Originalzustand erhaltene Kreuznimbus beim Epfenhausener Christus mit jeweils sieben Spitzen verweist auf eine Entstehungszeit um oder gar noch vor 1715. Lorenz oder Sebastian Luidl, das bleibt hier also weiterhin die Frage!

#### Weitere Luidl-Arbeiten in der Epfenhausener Kirche

Von den vier Evangelistenfiguren an der Stuckkanzel wurden 1980 zwei (Johannes und Markus) gestohlen und durch Nachbildungen ersetzt. Verblieben sind Lukas und Matthäus, in der Literatur „um 1715“ bzw. „vor 1720“ datiert und – durchaus abwertend gemeint – der Werkstatt von Johann Luidl zugeschrieben. Die beiden alten Figürchen sind echte Luidl-Geschöpfe von guter Qualität. Auch sie könnten noch in der Werkstatt von Lorenz Luidl entstanden sein.

Eine Taufgruppe und der schön geschnitzte Wies-Heiland<sup>35</sup> in einer Wandnische sind

wiederum spätere Werke von Johann Luidl. Dagegen müsste ein frei aufgestelltes Velum-Vortragekreuz, der Unterscheidung von W. Neu zufolge,<sup>36</sup> eindeutig Lorenz Luidl (neu) zugeschrieben werden. Selbstverständlich sind die Rokoko-Strahlen nicht original. Viele der beschriebenen Figuren tragen übrigens dicke, ringförmige Nimben, die als späterer Ersatz für beschädigte Strahlen-Nimben zu betrachten sind.

#### Eresing (Landkreis Landsberg am Lech) Pfarrkirche St. Ulrich

Ogleich die Eresinger Pfarrkirche einen großen Teil ihrer Luidl-Arbeiten verloren hat,<sup>37</sup> besitzt sie immer noch einige bemerkenswerte Einzelstücke aus der Landsberger Werkstatt.

Ein wichtiger Grund, auch auf die Eresinger Ausstattung einzugehen, war die Figur des Erzengels Michael.<sup>38</sup> Ohne Zweifel muss auch diese bemerkenswerte Skulptur ins Werkverzeichnis von Lorenz Luidl aufgenommen werden. Sie entspricht, wie ein Vergleich zeigt, weitgehend dem Lamerdinger Michael. Allerdings ist bei der Eresinger Figur der „gute“ (= originale) Flügel zu weit nach unten verrutscht, während der zweite Flügel erneuert wurde.

#### Geretshausen (Gde. Weil, Landkreis Landsberg am Lech) Pfarrkirche Johannes Baptist

In der Pfarrkirche von Geretshausen fand eine kleine Figur der hl. Maria, für die als Künstler ein Mitglied der Luidl-Werkstatt vermutet wird,<sup>39</sup> ihre Aufstellung zwischen zwei großen Figuren von Joachim und Anna, die jedoch zu Recht Franz Xaver Schmädler zugeschrieben werden. Mit einem kräftigen Ringnimbus erfolgte die optische Angleichung der kleinen Maria an ihre Eltern.

Zweifellos handelt es sich bei der kleinen, in dieser Gruppe durchaus kindlich wirkenden Maria um eine Arbeit aus der Luidl-Werkstatt. Eine Lilie als Attribut und die zur Brust geführte linke Hand kennzeichnen sie als (erwachsene?) Immaculata. Deutlich wird dies, wenn man sie allein betrachtet. Sie ist gut vergleichbar mit einer etwa gleich großen Figur der hl. Anna in der Marienkapelle von Balzhausen.<sup>40</sup> Diese Annen-Figur ist über eine erhaltene Rechnung von 1702 eindeutig für Lorenz Luidl (bzw. seine Werkstatt<sup>41</sup>) belegt. So erscheint es mir recht plausibel, die kleine Geretshausener Marienfigur ebenfalls der Werkstatt des älteren Luidl und der Zeit um 1700 zuzuordnen.

Bei den Apostelfiguren an den Langhauswänden handelt es sich um sehr gute Arbeiten von Lorenz Luidl.<sup>42</sup> Wahrscheinlich gilt



dies auch für den „Schulterwunden-Christus“ unter der Empore.<sup>43</sup> Mit Sicherheit gibt sich weiterhin ein im Chor aufgestellter Verkündigungengel als Frühwerk des Altmeisters (um 1670) zu erkennen.<sup>44</sup> Eindeutig aus der Spätzeit von Johann Luidl stammt dagegen die Figur des hl. Sebastian an einer Emporensäule.<sup>45</sup> Bei einem Vortragekreuz, das ebenfalls als Luidl-Arbeit gilt,<sup>46</sup> sehe ich die typischen Werkstattmerkmale jedoch nicht.

Abb. 11: Links Marienfigur in der Pfarrkirche von Geretshausen, daneben hl. Anna am Altar der Marienkapelle in Balzhausen, 1702, von Lorenz Luidl.

Abb. 12: Hl. Sebastian, Schulterwunden-Christus und Verkündigungengel in der Pfarrkirche von Geretshausen.



39 Gattinger/Suhr, S. 832; fehlt bei Neu (1966), S. 18.

40 Wittmann (2020), S. 11.

41 Um diese Zeit arbeiteten bis zu sechs Personen in der Werkstatt: Klein, S. 89.

42 Neu (1966), S. 18.

43 Nach Neu (1966) und Gattinger/Suhr, S. 832, von Johann Luidl.

44 Auf diese bemerkenswerte Figur machte mich Herr Rainer Hollenweger aufmerksam.

45 Beide Figuren fehlen bei Neu (1966).

46 Neu (1966), S. 18.



Abb. 13: Auferstandener Heiland und Kruzifix in der Filialkirche St. Martin von Hechenwang, Johann Luidl um 1730 neu zuzuschreiben.

**Hechenwang**  
(Gde. Windach, Landkreis Landsberg a. Lech)  
**Filialkirche St. Martin**

In der ab 1704 neu erbauten Kirche haben sich von der ehemals reichen Barockausstattung nur Reste erhalten, darunter die Büsten der hll. Augustinus, Nikolaus, Rupert und Ulrich, sowie die Christusfigur einer einstigen Ölberggruppe, alle 1730 geschnitzt und archivalisch für Johann Luidl belegt.<sup>47</sup> Unerwähnt blieben bisher ein Vortragekreuz und die qualitätvolle Kleinplastik des auferstandenen Christus (Abbildung der gesamten Figur unter Reichling), beide mit Sicherheit von Johann Luidl (Neuzuschreibung) und um 1730 entstanden.

**Issing (Gde. Vilgertshofen, Landkreis Landsberg am Lech)**  
**Pfarrkirche St. Margaretha**

Die Pfarrkirche von Issing wurde „kurz nach ihrer Erbauung 1717“ mit einem neuen Hochaltar ausgestattet.<sup>48</sup> Fest steht allerdings nur das Datum der Weihe dieses Hochaltars am 13.07.1728.<sup>49</sup> Er soll auch, einer anderen Quelle zufolge, mit 1723 datiert sein.<sup>50</sup> (Hierbei könnte es sich um die Fertigstellung des Altars nach der erfolgten Fassung handeln.) Die Dachungselengel wurden bisher einheitlich Lorenz Luidl, der übrige Figurenschmuck aber Johann Luidl als „Frühwerk vor 1720“ zugeschrieben.<sup>51</sup>

Wenn hier von einem Frühwerk Johann Luidls die Rede ist, so kann sich dies nur auf die Werkstattübernahme im Jahr 1717 beziehen. Denn Johann war 1720 immerhin schon 34 Jahre alt. Er hatte wohl auch schon seine persönliche Handschrift entwickelt, verwendete aber selbstverständlich weiterhin die in der Werkstatt vorhandenen Vorlagen.

Eine Beteiligung von Lorenz Luidl an den Figuren des Issinger Hochaltars kann schon aus Zeitgründen nahezu ausgeschlossen werden. Denn er ist ja bereits im Januar 1719 gestorben. Trotzdem gelten die beiden Dachungselengel<sup>52</sup> – „von großartiger rhythmischer Ausgewogenheit“ (Nagel 1954)<sup>53</sup> – in der Literatur einheitlich als sein Werk. Die

Zuschreibung geht auf Herbert Nagel zurück und wurde seither stets (ungeprüft?) übernommen. Offenbar traute Nagel die hervorragende Qualität der beiden Engel dem älteren Luidl-Sohn Johann nicht zu. Sebastian Luidl wurde von ihm nicht in Betracht gezogen.

Von der zeitlichen Diskrepanz ganz abgesehen: Es sprechen in diesem Fall auch stilkritische Gründe gegen Lorenz Luidl. Als sichere Arbeit von ihm (oder aus seiner Werkstatt) kann ein Putto von der Kanzel in Ried als gutes Vergleichsobjekt dienen.<sup>54</sup> Er zeichnet sich durch seine betont kindliche Darstellung mit einer kleinen Stupsnase aus. (Ganz ähnlich ausgeführt sind übrigens auch die Putten am Anna-Altar in Ziemetshausen und die Putten am Gnadenaltar in Vilgertshofen, ebenfalls sichere Werke des alten Luidl.) Als Arbeit von Johann Luidl eignet sich gut ein Putto von einem der beiden Seitenaltäre in Dettenschwang.<sup>55</sup>

Auch der ungeübte Betrachter kann auf der Abbildung die Unterschiede erkennen: Der Issinger Putto ist eleganter und wirkt auch „erwachsener“ als der Putto von Lorenz Luidl. (Seine Bezeichnung als „Engel“ ist also nachvollziehbar.) Mit dem Dettenschwanger Putto verbindet ihn jedoch eine auffallende Ähnlichkeit. Die beiden Issinger „Dachungselengel“ lassen sich, wie man sieht, völlig problemlos der Werkstatt Johann Luidls zuordnen. Äußerst verlockend und naheliegender wäre es aber, sie als Arbeiten von Sebastian Luidl zu betrachten. Denn schon vor 1720 hatte sich ja die Werkstatt gegenüber 1702 oder 1712 stark verändert. Außer einem Lehrbuben waren höchstwahrscheinlich nur noch die beiden Luidl-Brüder dort tätig. Deshalb war es wohl möglich und auch sinnvoll, dass sich einer von ihnen ganz allein mit einer kleinen Figur wie zum Beispiel einem Putto beschäftigte. (Aus der Zeit um 1720 stammen übrigens weitere Luidl-Putten, die engstens verwandt sind mit dem Issinger Paar – in Epfenhausen, Grimoldsried und Stoffen, um nur drei Beispiele zu nennen.)

Die beiden Seitenaltäre sind älter als der Hochaltar.<sup>56</sup> Älter sind mit Sicherheit auch



die beiden weiblichen Heiligenfiguren, die seitlich am Auszug des linken Seitenaltars stehen.<sup>57</sup> Auch bei ihnen handelt es sich um schöne Luidl-Arbeiten. Am rechten Seitenaltar ist die Luidl-Werkstatt nicht vertreten.

**Fazit:** Eine maßgebliche Beteiligung von Sebastian Luidl an der hervorragenden Hochaltarplastik in Issing erscheint mir selbstverständlich und offenkundig. Gleiches gilt auch für den qualitätvollen Chorbogen-Kruzifixus und die Figur des hl. Vitus am linken Seitenaltar.

**Ramsach (Gde. Penzing, Landkreis Landsberg am Lech)**  
**Filialkirche St. Pankratius**

Mit gut einem Dutzend Luidl-Figuren, gleichmäßig auf Vater Lorenz und Sohn Johann verteilt, kann die kleine, um 1711/19 neu erbaute Filialkirche in Ramsach aufwarten.<sup>58</sup> Der Erbauungszeit zugeordnet werden auch die drei Barockaltäre des Kirchleins. Deren Figurenbestand jedoch ist uneinheitlich, sowohl was die Datierung als auch die Künstlerhand anbelangt.

Bei den beiden Hauptfiguren des Hochaltars, den Heiligen Johannes d. T. und Johannes Ev., handelt es sich um bemerkenswerte

Abb. 14: Vergleich von drei Engeln (Putten): Links von der Kanzel in Ried (Lorenz Luidl, 1700/01), in der Mitte eine der beiden fraglichen Putten in Issing (um 1720), rechts ein Putto an einem Seitenaltar in Dettenschwang (Johann Luidl, 1727).

Abb. 15: Die Heiligen Pankratius (Bildmitte, am Hochaltar), Leonhard und Alexis (am rechten Seitenaltar) stammen vom selben Bildhauer, aber nicht von Lorenz Luidl.



57 Bei Neu (1966), S. 20, als Helena und Margaretha bezeichnet.

58 Siehe Neu (1966), S. 22; Dehio (Oberbayern), S. 1093/94; Gattinger/Suhr, S. 647.

47 Neu (1966), S. 19; Gattinger/Suhr, S. 859 und 860.

48 Neu (1985/86), S. 51.

49 Weißhaar-Kiem, S. 4.

50 Gattinger/Suhr, S. 806.

51 Neu (1966), S. 19/20; Neu (1986/87), S. 51; Gattinger/Suhr, S. 806; Weißhaar-Kiem, S. 8.

52 Man müsste die beiden fast nackten Wesen eigentlich als Putten bezeichnen. „Putti“ auch bei Weißhaar-Kiem, S. 8.

53 Zitiert nach Gattinger/Suhr, S. 806.

54 Leider sind mir von Lorenz Luidl keine archivalisch belegten Putten bekannt, die später entstanden sind.

55 Nach Neu (1966), S. 17, archivalisch gesicherte Arbeiten von Johann Luidl, 1727.

56 Weißhaar-Kiem, S. 18, spricht von einer „Zweitverwendung“.

Frühwerke von Lorenz Luidl (um 1670). Zweifellos zugehörig, also auch gleich zu datieren, sind folgende Figuren des Altars: Gottvater im Auszug, die beiden Dachungengel mit ihren glatten Flügeln und sechs geflügelte Puttenköpfchen.<sup>59</sup> Nicht zu dieser Gruppe gehört jedoch die Figur des Kirchenpatrons, die bisher einhellig auch als Werk von Lorenz Luidl galt. Sie ist engstens verwandt mit den beiden Nebenfiguren am rechten Seitenaltar, den Heiligen Leonhard und Alexis. Die Übereinstimmungen (Köpfe, Fußstellungen, Falten, Plinthen) sind evident. Alles zeigt zwar ein wenig „die Art“ der Luidl, ist aber letztlich fremd. Diese drei Figuren (und wohl auch noch einige andere) sind wahrscheinlich von der Vorgängerkirche übernommen worden. Dafür spricht vor allem die Figur des Kirchenpatrons, dem ja schon die alte Kirche geweiht war.

Die Figuren des hl. Josef und der Maria Immaculata am Hochaltar gelten zu Recht als Arbeiten von Johann Luidl. Ihre Datierung (um 1719) geht von der Überlegung aus, sie seien für den neuen Altar angeschafft worden. Sicher ist dies nicht. Es trifft aber gewiss für

die zwei gut geschnitzten Putten neben dem hl. Pankratius zu, die ebenfalls der Johann-Luidl-Werkstatt (neu) zuzuschreiben sind. Auch die feinen Aufbauten in den Auszügen der Seitenaltäre gehören sehr wahrscheinlich zu den bisher unbeachtet gebliebenen Arbeiten des jüngeren Luidl: Das Herz Jesu und das Herz Mariä im Strahlenkranz, umgeben von geflügelten Engelsköpfchen, bilden die hübschen Altarabschlüsse.

**Reichling (Landkreis Landsberg am Lech)  
Pfarrkirche St. Nikolaus**

Der Literatur zufolge gibt es keine Luidl-Arbeiten in dieser Kirche. Trotzdem wird dort die qualitätvolle Kleinplastik eines Aufständigen verwahrt (und von Ostern bis Christi Himmelfahrt ausgestellt), die zweifelsfrei Johann Luidl zugeschrieben werden kann.

Weiterhin sei noch vermerkt, dass es sich bei den Altarplastiken, die im Anschluss an den Neubau von 1779/80 beschafft wurden, mit Sicherheit um Arbeiten des Schongauer Bildhauers Nikolaus Haertel handelt.

Abb. 16: Drei Figuren des auferstandenen Heilands (in Reichling, Unterthuringau<sup>1</sup> und Hechenwang), alle vermutlich um 1730 entstanden und Johann Luidl zuzuschreiben. Sie unterscheiden sich nur minimal.

1 Wittmann (2017), S. 82.



59 Nur die Zuschreibung der Puttenköpfchen an Lorenz Luidl ist neu. Wahrscheinlich stammen alle diese alten Luidl-Figuren von einem früheren Altar einer anderen Kirche.



Abb. 17: Auszug des rechten Seitenaltars mit der Halbfigur Christi, umgeben von einem Strahlenkranz, Wolken und geflügelten Puttenköpfchen; Rocaille-Kartusche mit der Datierung 1751. Rechts im Bild die Figur des hl. Johannes Nepomuk auf der Kanzel – alles Johann Luidl zuzuschreiben.

**Stadl (Gde. Vilgertshofen, Landkreis Landsberg am Lech)  
Pfarrkirche St. Johannes d. T.**

Die um 1750 entstandene Rokoko-Ausstattung umfasst auch Spätwerke von Johann Luidl. Ihm wurden bisher – und selbstverständlich völlig zu Recht – die sechs großen Figuren am Hochaltar und an den Seitenaltären zugeschrieben.<sup>60</sup> Hier stellt sich natürlich die Frage, ob Luidl mit seiner Werkstatt nicht auch alle weiteren Bildhauerarbeiten an diesen Altären ausgeführt hat. Ich halte dies geradezu für selbstverständlich und denke dabei an die aufwendig geschmückten Altarauszüge, an die vielen Putten und geflügelten Puttenköpfchen,<sup>61</sup> aber auch an die Rauchfassengel am Tabernakel.<sup>62</sup> Die Halbfigur Christi am rechten Seitenaltar zum Beispiel zeigt eindeutig die Hand des Landsberger Meisters. Kopf und Gesichtszüge Christi wiederholen sich beim hl. Johannes Ev. am Hochaltar.

Als Bekrönung der Stuck-Kanzel steht auf dem Schalldeckel die Figur des hl. Johannes Nepomuk. Der hohe Standort und die sehr entstellende Neufassung in Weiß und Gold erschweren ihre Beurteilung. Trotzdem lässt sich die Skulptur recht sicher als Arbeit von Johann Luidl identifizieren – falls dies nicht bereits geschehen ist.<sup>63</sup>



Abb. 18: Gut ausgeführte Hände an zwei Figuren des hl. Johannes Nepomuk von Johann Luidl – links in Hurlach, rechts in Stadl. Die komplizierte Fingerstellung stimmt nahezu überein und war mitbestimmend für die Zuschreibung der Stadler Figur an den Landsberger Bildhauer.

Ähnlich wichtig wie die Gestaltung des Kopfs und vor allem des Gesichts war übrigens die schwierige Ausführung der Hände einer Skulptur. Mit der Qualität der Hände steigt und fällt geradezu deren Wert. Ob der Meister auch die Hände persönlich anfertigte, oder ob es in größeren Werkstätten Spezialisten dafür gab, war wohl von Fall zu Fall verschieden. So interessant es auch wäre, darüber Bescheid zu wissen – es gibt dazu aus der Luidl-Werkstatt leider keinerlei Überlieferung. Tatsächlich zeigen jedoch die meisten Figuren aus beiden Luidl-Werkstätten sehr gut ausgeführte Hände mit einem differenzierten Fingerspiel.

60 Neu (1966), S. 23; Gattinger/Suhr, S. 816.

61 Die Puttenköpfchen entsprechen weitgehend den etwas früher entstandenen Köpfchen an den Luidl-Büsten in Utting St. Leonhard.

62 Der Tabernakel ist bei Gattinger/Suhr als Luidl-Arbeit aufgeführt.

63 Weder bei Dehio (Oberbayern), S. 1218, noch bei Gattinger/Suhr, S. 816, wird ein Bildhauer für die Figur genannt. Auch bei Neu (1966) und bei Epple/Neunzert ist sie nicht aufgeführt.



Abb. 19: Hochaltar der Pfarrkirche von Stoffen mit Luidl-Figuren aus verschiedener Zeit und von verschiedener Hand.

**Stoffen**  
(Gde. Pürgen, Landkreis Landsberg am Lech)  
**Pfarrkirche Mariä Heimsuchung**

Bei einigen Luidl-Arbeiten in der Pfarrkirche von Stoffen bestehen in der Literatur auffallende Unterschiede bei den Datierungen und Zuschreibungen. Auch wurden einige Luidl-Arbeiten bisher übersehen. Trotz einer sorgfältigen Analyse ist es aber leider nicht möglich, alle offenen Fragen zufriedenstellend zu beantworten.

Die Kistlerarbeit des Hochaltars wird übereinstimmend um 1725/30 angesetzt.<sup>64</sup> Damit wird die Datierung der Altarplastik schwierig. Mit Sicherheit stammen nämlich die kleinen Figuren der hll. Sebastian und Rochus im Aus-

zug noch aus der Werkstatt von Lorenz Luidl.<sup>65</sup> Die sechs sie umgebenden hübschen Putten wurden dagegen zweifellos später, also in der Zeit Johann Luidls geschaffen,<sup>66</sup> ebenso die vier kleinen Putten am Tabernakel und die beiden auffallend schönen Rauchfass-Engel.<sup>67</sup>

Die Hauptfiguren des Altars, die hl. Joachim und Anna,<sup>68</sup> lassen sich dagegen nicht problemlos einer bestimmten Hand zuweisen. Sie gelten zwar allgemein als Arbeiten von Johann Luidl.<sup>69</sup> An ihnen sehe ich aber auch Merkmale, die noch an den Vater denken lassen. Sie gehören deshalb vermutlich in die Zeit um 1715/20. Die rechte Hand des Joachim verschwindet übrigens, verdreht und auch völlig unmotiviert, hinter einer der gewundenen Altarsäulen. Auch sein obligatorischer Stock fehlt. Dies spricht für eine ursprünglich nicht geplante Übernahme in den Altar.



Die beiden Seitenaltäre wurden sowohl „um 1700“ als auch „um 1680/90“ datiert.<sup>70</sup> Wegen des bereits daran auftretenden Akanthus trifft sicher die spätere Datierung zu. Dass es sich bei den vier Dachungseln um gute, zeitgleiche Arbeiten von Lorenz Luidl handelt, ist unbestritten. Vom Altmeister

stammen aber auch – und das ist neu – die geflügelten Puttenköpfchen mit den „Akanthusleibern“ unterhalb der Säulenbasen. Die Holzskulptur der Maria Immaculata auf der Mensa des rechten Altars, Johann Luidl zugeschrieben,<sup>71</sup> hat aber wahrscheinlich mit der Landsberger Werkstatt nichts zu tun.

Während sich die Kanzel durch ihr Knorpelwerk sehr sicher um 1680/85 datieren lässt, besteht Uneinigkeit bei der Datierung und Zuschreibung der Kanzelfiguren. Denn sie wurden Lorenz Luidl um 1680 und auch Johann Luidl um 1739/41 zugeschrieben.<sup>72</sup>

Zunächst fällt auf, dass die Gruppe, bei der es sich um die lateinischen Kirchenväter handelt, einen Bischof zu viel enthält. Außerdem wurden die Stäbe zum Teil verwechselt, und die Plinthen ragen ein wenig über die vorgesehene Standfläche heraus. Letzteres könnte ein Hinweis darauf sein, dass die Kanzel



und die Figuren nicht gleichzeitig angefertigt wurden.

Eine genaue Betrachtung meiner Fotos am PC führte zu einer überraschenden Entdeckung: Der Bischof ganz links steht auf einer gekehlten Platte, stammt also mit Sicherheit von Johann Luidl, während die anderen vier Figuren auf „Buckelplinthen“ stehen. Auch einer der Bischofsstäbe unterscheidet sich von den beiden anderen. Die beiden originalen Stäbe weisen in ihren Krümmen das Akanthus-Motiv auf, was für eine Entstehungszeit um 1700 spricht und insofern die

obige Beobachtung bestätigt. Zeitlich und stilistisch spricht bei diesen vier Figuren alles für Lorenz Luidl. Wer mit dem überzähligen Bischof gemeint ist, lässt sich leider nicht feststellen, weil dieser außer einem Buch kein kennzeichnendes Attribut aufweist.<sup>73</sup> Wahrscheinlich wurde die Figur als „Lückenbüsser“ für eine ältere, nicht mehr vorhandene Skulptur aufgestellt.

Zu den falsch verteilten Stäben: Hieronymus (in der Mitte, als Kardinal dargestellt) trägt den dreifachen Kreuzstab, der zu Papst Gregor gehört. Dieser wiederum hat den

Abb. 20: Rauchfassengel am Tabernakel und Puttenköpfchen am rechten Seitenaltar in Stoffen.

Abb. 21: Die fünf Kanzelfiguren in der Pfarrkirche von Stoffen.

64 Dehio, S. 1238; Gattinger/Suhr, S. 681. Beide folgten damit wohl Wilhelm Neu (1966), S. 23, der die gesamte Altarplastik Johann Luidl zuschrieb und „um 1725/30“ datierte.

65 So auch die Festlegung bei Dehio. Gattinger/Suhr hingegen übernahmen die Zuschreibung von Neu an Johann Luidl, datieren aber „um 1730/40“, was sich nicht mit der Altardatierung verträgt.

66 Hier besteht ausnahmsweise völlige Übereinstimmung.

67 Bei Neu fehlen die Arbeiten am Tabernakel. Auch bei Dehio wird der Tabernakel nicht erwähnt. Gattinger/Suhr schreiben die Tabernakel-Plastik dem jungen Luidl zu und datieren sie, wie die gesamte Altarplastik, um 1730/40.

68 Bei Neu (1966), S. 24, fälschlicherweise als Zacharias und Elisabeth bezeichnet.

69 Neu, um 1725/30; Dehio ohne Datierung; Gattinger/Suhr um 1730/40.

70 Dehio bzw. Gattinger/Suhr.

71 Gattinger/Suhr „um 1730/40“; Neu (1966) führt die Figur nicht auf.

72 Neu (1966), S. 24 und Gattinger/Suhr, S. 681.

73 Neu nennt fälschlich den hl. Silvester, also einen Papst. Bei Gattinger/Suhr wird, ebenfalls unpassend, Johannes Chrysostomos vorgeschlagen, einer der griechischen Kirchenväter (also kein Bischof).



Abb. 22: Figuren der heiligen Michael und Georg in der Pfarrkirche von Stoffen. Auf dem Brustpanzer des Georg ist das Akanthus-Motiv deutlich zu erkennen.

nachgeschnitzten Krummstab in seiner Rechten. Dem zweiten Bischof von links (Augustinus oder Ambrosius) hat man den zweifachen Kreuzstab des Kardinals zugeteilt. Allerdings fehlt an diesem das untere Querstück.

Die aufwendig geschnitzten Ziervasen auf dem Schalldeckel stammen höchstwahrscheinlich auch aus der Landsberger Werkstatt.<sup>74</sup> Als Bereicherung des Werkverzeichnisses und beim Zählen der Werke sollten sie deshalb nicht vergessen werden.

Der qualitätvollen Figur des Erzengels Michael im Chor fehlen die Flügel. Das zugehörige Gegenstück, der hl. Georg, zeigt auf seinem Brustpanzer das Akanthus-Motiv, was eine Datierung „um 1740/45“ ausschließt und „um 1720/25“ gerade noch zulässt.<sup>75</sup> Jedenfalls aber ist die Figur des Michael auf einen Bozzetto von Lorenz Luidl zurückzuführen; denn er folgt weitgehend dessen Skulpturen am Landsberger Hochaltar (1680) und in Scheu-

ring (1684), ohne aber deren fast archaische Wucht zu erreichen. Lockerer und zierlicher artikuliert als die beiden Vorbilder, scheint mir die schöne Stoffener Figur, ebenso wie ihr Gegenstück, ein Musterbeispiel zu sein für die gemeinsamen Luidl-Arbeiten um 1720.

Bleiben noch vier unter der Empore aufgestellte Figuren, die Johann Luidl zugeschrieben wurden. Während dies bei den hll. Johann Nepomuk und Franz Xaver zweifellos zutrifft, möchte ich hinter die Zuschreibungen der beiden heiligen Damen (Agatha und Apollonia) doch ein Fragezeichen setzen. Gleiches gilt auch für die Figur des Täufers auf dem Taufstein.<sup>76</sup> Dagegen besitzt die Stoffener Kirche ein weiteres bislang unbekannt gebliebenes Werk von Lorenz Luidl, nämlich eine Figur des auferstandenen Christus.

74 Nach Gattinger/Suhr uml739/41 von Johann Luidl.

75 Dehio, S. 1238; Gattinger/Suhr, S. 681; Neu (1966), S. 24.

76 Auch Neu (1966) führt die drei Figuren in seinem Werkverzeichnis nicht auf.

### Thaining (Landkreis Landsberg am Lech) Pfarrkirche St. Martin

Zum Bestand der von 1762 bis 1764 neu erbauten Thaininger Pfarrkirche gehören zahlreiche, vom Vorgängerbau übernommene Holzskulpturen aus der Landsberger Luidl-Werkstatt.<sup>77</sup> Den bereits bestehenden Zuschreibungen an Lorenz bzw. Johann Luidl sollen hier einige Ergänzungen und kleine Korrekturen hinzugefügt werden.

#### Hochaltar

Zwei Leuchterengel am Hochaltar, Lorenz Luidl zugewiesen,<sup>78</sup> befanden sich bei meinem Besuch in der Kirche<sup>79</sup> nicht (mehr?) dort. Im Auszug stehen jedoch zwei Engel (mit Mitra und Bischofsstab, also den Attributen des Kirchenpatrons), die bedenkenlos Lorenz Luidl zugeschrieben werden können. Sie sind engstens verwandt mit den beiden Engeln im Chor der Filialkirche St. Wolfgang.



#### Vortragekreuz

Eine weitere bemerkenswerte Arbeit von Lorenz Luidl wurde bisher auch übersehen. Es handelt sich um ein im Langhaus aufgestelltes Vortragekreuz, das geradezu beispielhaft die Hand des „alten“ Luidl zeigt. Auffallend ist die möglicherweise noch originale Fassung. Als bei Luidl-Kruzifixen wohl einmaliges Merkmal ist die Wangenwunde zu betrachten. Wie die Ölberggruppe im südlichen Vorzeichen ist das Kreuz um 1690, wahrscheinlich aber noch früher zu datieren. Der ausgezehnte Körper des gekreuzigten Heilands erinnert noch stark an die „Hunger-Kruzifixe“, die bald nach dem Dreißigjährigen Krieg entstanden sind.



#### Einzelfiguren

Weiterhin muss auch noch eine Besonderheit des Figurenbestands kommentiert werden: Die Heiligen Joachim und Anna sind gleich zweimal vorhanden. Eine derartige Doppelung ist nicht üblich. Hier lässt sie sich durch die nachträgliche Übernahme eines der beiden Paare (wohl aus einer Kapelle) erklären. Dass es sich bei beiden Paaren um Luidl-Arbeiten handelt, ist offenkundig. Ich tendiere dazu, beide der Lorenz-Luidl-Zeit zuzuordnen. Das im Langhaus aufgestellte Paar besitzt noch die originalen Nimben mit spitzen, gewellten Strahlen. Eine Datierung

Abb. 23: Links ein Engel im Auszug des Hochaltars der Pfarrkirche von Thaining, Lorenz Luidl neu zuzuschreiben. Rechts zum Vergleich ein Engel aus der Filialkirche St. Wolfgang.

Abb. 24: Vortragekreuz in der Pfarrkirche von Thaining, wohl noch vor 1690 zu datieren und sicher von Lorenz Luidl. Schöner Original-Titel, die (zeitlich falschen) Rokoko-Strahlen sind aber neueren Datums.

77 Gattinger/Suhr, S. 757, Neu (1966), S. 24.

78 Neu (1966), S. 24.

79 Am 29. September 2019.



Abb. 25: Zweimal die Heiligen Joachim und Anna in der Thaininger Pfarrkirche, wohl um 1680 und vor 1710, beide Paare sicher von Lorenz Luidl.

Abb. 26: Zum Vergleich: Figuren der hl. Anna Selbdritt in Untermühlhausen (ein Hauptwerk Lorenz Luidls, um 1680) und in Thaining.



„um 1680“ bietet sich deshalb an.<sup>80</sup> Dagegen sind die Ringnimben bei den beiden Figuren im Chor neu. Die vermutete Hand von Sebastian Luidl sehe ich bei ihnen nicht.<sup>81</sup>

Als Luidl-Figuren gelten auch die hl. Anna Selbdritt am rechten Seitenaltar (Lorenz Luidl) und Christus in der Rast (Johann Luidl) unter der Empore.

Hier fällt zunächst der breite und glatte Kopf der Mutter Anna auf. Das geradezu maskenhafte Gesicht passt überhaupt nicht zu einer Luidl-Figur. Aber alles andere „stimmt“

merkwürdigerweise. Man vergleiche die Thaininger Anna mit der markanten Anna in Untermühlhausen mit ihren für Lorenz Luidl typischen Gesichtszügen! Möglicherweise wurde der Kopf der Thaininger Figur überarbeitet oder sogar ganz erneuert. Falsch daran sind natürlich auch die Rokokostrahlen.

80 Völlige Übereinstimmung mit den Nimben der Ilgener Figuren, die Wilhelm Neu „um 1675“ datierte.

81 Bei Neu (1966), S. 24, zu Recht mit Fragezeichen.



#### Utting (Landkreis Landsberg am Lech) Pfarrkirche Mariä Heimsuchung

Im Neubau der Uttinger Pfarrkirche steht das überragende Spätwerk von Lorenz Luidl: eine Verkündigungsgruppe, die „zum Besten gehört, was der vielbeschäftigte Landsberger Bildhauer geschaffen hat“.<sup>82</sup> Grund genug, dieses Kunstwerk kurz vorzustellen und mit der ebenfalls höchst bedeutenden Verkündigungsgruppe des Bildhauers in Wehringen zu vergleichen! In ihrer Konzeption, also der Anordnung und dem Aufbau der Figuren, unterscheiden sich die beiden Darstellungen kaum. Und trotzdem gibt es bemerkenswerte Unterschiede.

Die Wehringer Gruppe mag um 1700 entstanden sein.<sup>83</sup> Ihre Fassung wurde erneuert und spielt deshalb für den Vergleich keine Rolle. Maria, an einem Betpult mit schönem Akanthus-Dekor halb noch kniend, halb schon stehend, hat ihre linke Hand demütig an die Brust gelegt. Mit ihrer geöffneten rechten Hand erwidert sie schüchtern den Gruß des Erzengels. Sie beugt sich, erschreckt von der plötzlichen Erscheinung, leicht nach vorne. Ihre Augen sind fast geschlossen, ihr Blick ist auf das Pult gerichtet.

Gabriel steht ihr gegenüber auf einem Gebilde aus Wolken. Auch er hat seine rechte Hand zum Gruß erhoben, in der linken hält er eine

Lilie mit vier Blüten. Sein Kleid ist mit den für Lorenz Luidl typischen dicken Kugelknöpfen verziert. Es verhüllt die ganze Gestalt. Eher weich als hart sind seine Gesichtszüge. Auch die schönen Locken verraten kein Geschlecht.

Wie gesagt – bis auf wenige Kleinigkeiten stimmt die obige Beschreibung auch für die Uttinger Gruppe. Als Spätwerk von Lorenz Luidl müsste sie wohl „um 1715“ datiert werden, falls die spitzen Strahlen des Nimbus noch original sind, vielleicht auch etwas früher. Maria beugt sich hier nicht nach vorne wie in Wehringen, sondern weicht ein wenig zurück. Damit richtet sich ihr gesenkter Blick nicht auf das Pult, sondern auf das offen zur Schau gestellte Bein des Erzengels. Das mag durch die neu getroffene, stärker erhöhte Aufstellung Gabriels begünstigt sein, war aber gewiss auch ursprünglich so gedacht. Denn der Erzengel bekennt sich in der Uttinger Gruppe klar zu seiner Männlichkeit. Ohne jede Scheu zeigt er auch seinen bloßen Arm und die muskulöse Brust: Er ist kein geschlechtsloses Wesen mehr, sondern ein strahlend schöner junger Mann. Ein Schelm, wer Böses dabei denkt!<sup>84</sup> Dass bei der Konzeption der Uttinger Gruppe auch die Söhne, ich denke hier vor allem wieder an Sebastian,<sup>85</sup> in entscheidender Weise beteiligt waren, darf wohl mit Sicherheit angenommen werden.

Abb. 27: Die Verkündigungsgruppe in der Pfarrkirche von Wehringen (Landkreis Augsburg).

Abb. 28: Die Verkündigungsgruppe in der Pfarrkirche von Utting.

82 Neu (1988), S. 31.

83 Datierung nach Neu (1967), S. 145.

84 Das Spiel mit der Erotik hat Künstler schon immer gereizt. Man denke zum Beispiel an Berninis berühmte Gruppe der Verückung der heiligen Theresa (um 1650) oder an die vom Papst verbotene Darstellung des Heiligen Geistes als Jüngling (Matthäus Günther in Altdorf und Schongau u.a.).

85 Sebastian war offenbar ein streitbarer Typ, der eine Provokation nicht scheute: siehe Münzer, S. 26.



Abb. 29: Vier Statuetten am Tabernakel des Hochaltars in der Filialkirche St. Leonhard in Utting.

**Utting (Landkreis Landsberg am Lech) Filialkirche St. Leonhard**

Als einheitlicher barocker Neubau von 1707 bis 1712 erhielt die sehenswerte kleine Kirche ihre Ausstattung in einer Zeit, in der eine Unterscheidung der Hände besonders schwierig ist. Kein Wunder also, dass in der Literatur ein beträchtliches Durcheinander herrscht.<sup>86</sup>

**Hochaltar**

Der Altaraufbau ist der Literatur zufolge 1713/14 entstanden. Rechts und links vom Tabernakel stehen in Muschelnischen je zwei reizende Kleinplastiken (Johannes der Täufer<sup>87</sup>, eine Verkündigungsgruppe und Afra), die einmütig und einheitlich „um 1712“ datiert und Lorenz Luidl zugeschrieben werden. Beides ist, wie mir scheint, keineswegs sicher. Denn zunächst fällt auf, dass die bekrönenden Muscheln der Figürchen verschieden sind. Die freiere Form über der innen stehenden Verkündigungsgruppe ist erfahrungsgemäß jünger als die strenge Form bei den äußeren Figürchen.<sup>88</sup> Auch die Plinthen der

vier Statuetten unterscheiden sich. Johannes und Maria haben Nimben mit Rokoko-Strahlen. Diese vielleicht noch originalen gezackten Strahlen verbieten es eigentlich, Lorenz Luidl von vornherein als Urheber zu betrachten. Am Gewand des Gabriel fehlen überdies die kugelförmigen Knöpfe, die sonst immer an dessen Engeln zu beobachten sind.<sup>89</sup> Es ist also keineswegs sicher, dass alle Figürchen der Gruppe gleichzeitig entstanden sind. Ihre bisherige Datierung wurde insgesamt wohl etwas zu früh angesetzt. Die kleinen Figuren könnten (teilweise) auch von Johann oder/und Sebastian Luidl stammen. Hier ist noch Detektivarbeit gefragt!

Am Auszug des Hochaltars stehen weiterhin zwei Holzskulpturen (die Heiligen Sebastian und Nikolaus), die ebenfalls Lorenz Luidl „um 1712“ zugewiesen wurden.<sup>90</sup> Diese Zuschreibung ist eindeutig falsch. Zutreffend erscheint dagegen der ebenfalls in der Literatur vorgeschlagene Ambros Degler aus Weilheim, um 1680.<sup>91</sup>

86 Siehe Neu (1966), S. 25, Gattinger/Suhr, S. 778/779; Dehio (Oberbayern), S. 1327.  
 87 Das Buch mit dem Lamm wurde nachträglich falsch und zudem mit einer Schraube befestigt.  
 88 Siehe die Muscheln bei den Büsten von Johann Luidl an den Seitenaltären. Sie sind archivalisch für 1745 belegt.  
 89 Nebenbei: Beim Betrachten meiner stark vergrößerten Fotos war deutlich zu erkennen, dass der unmotiviert hoch erhobene linke Arm des Erzengels eine schlecht geklebte Bruchstelle aufweist. Der Arm wurde wohl teilweise erneuert und insgesamt falsch befestigt. Er nahm wohl ursprünglich dieselbe Haltung ein wie bei der großen Figur des Gabriel in der Pfarrkirche.  
 90 Neu (1966), S. 25.  
 91 Gattinger/Suhr, S. 778.



Abb. 30: Die beiden Figuren am Chorbogen der Uttinger Filialkirche. Zum Vergleich die Figur des Johannes Nepomuk in Balzhausen (urkundlich 1702 von Lorenz Luidl).

**Einzelfiguren**

Im Chor stehen sich die Figuren des hl. Josef und eines Christus Salvator gegenüber. Während die Figur des hl. Josef zu Recht Lorenz Luidl zugeschrieben wurde, stammt die Figur des Christus Salvator mit Sicherheit nicht aus der Luidl-Werkstatt.<sup>92</sup>

Weiterhin verdienen die am Chorbogen aufgestellten Figuren der Heiligen Franz Xaver und Johannes Nepomuk besondere Aufmerksamkeit. Zweifellos wurden sie gleichzeitig angeschafft, und sie stammen gewiss auch vom selben Bildhauer (Faltengebung, Fassung und Plinthen stimmen z.B. überein). Bei diesem handelt es sich der Literatur zufolge um Johann Luidl.<sup>93</sup> Auch hier sind wieder starke Bedenken angebracht. Denn mehrere Auffälligkeiten sprechen insgesamt für dessen Vater. So scheint zum Beispiel der Strahlennimbus des Franz Xaver mit spitzen und gewellten Strahlen noch „echt“ zu sein und verweist auf eine Entstehung der Figur um 1710 oder früher. Johannes Nepomuk trägt um sein Haupt einen Kranz von sieben Sternen.<sup>94</sup> Er hält sein Kreuz nicht in der vorgesehenen

Weise mit beiden Händen (siehe Vergleich!), denn sein Blick müsste eigentlich auf den gekreuzigten Heiland gerichtet sein. Der nachträglich ergänzte Palmwedel in der ebenfalls erneuerten rechten Hand ist viel zu klein. Dies lässt darauf schließen, dass die Figur aus einem älteren Bestand übernommen wurde, Schäden aufwies und nicht sehr gut restauriert wurde. Trotz dieser nachträglich erworbenen Mängel muss man dem Nepomuk mit seinem ausdrucksvollen Gesicht, dem hohen Birett und dem tief gefurchten Pelz der Almutia eine überdurchschnittliche Qualität zuerkennen. Dass an ihm einiges an die Schnitzart von Lorenz Luidl erinnert, wurde schon früh erkannt,<sup>95</sup> führte jedoch nicht zu einer Zuschreibung an den Altmeister. Offenbar glaubte man nicht, dass Nepomuk-Darstellungen aus der Luidl-Werkstatt vor 1729 entstanden sein könnten. Trotzdem ist dies in Utting allem Anschein nach der Fall. Man braucht die Uttinger Figur nur mit dem Balzhausener Nepomuk (1702 von Lorenz Luidl)<sup>96</sup> zu vergleichen, um dies einzusehen. Es handelt sich bei den beiden Figuren am Chor-

92 Neu (1966) führt beide Figuren als Arbeiten von Lorenz Luidl auf, bezeichnet den Christus Salvator jedoch als „wenig typisch“. Bei Wankmiller, S. 52, mit Abbildungen. Bei Gattinger/Suhr, S. 778, werden die beiden Figuren überhaupt nicht erwähnt. Dehio (Oberbayern), S. 1327, bezeichnet die Salvator-Figur als „weilheimisch, um 1680“.  
 93 Neu (1966), S. 25. Nach Gattinger/Suhr im 2. Viertel des 18. Jahrhunderts geschaffen, also nach 1725. Keine Festlegung bei Dehio.  
 94 Üblich sind fünf Sterne, aber es gibt auch authentische Darstellungen mit sieben Sternen.  
 95 Epple/Neunzert, S. 34.  
 96 Neu (1977), S. 80. Wittmann (2020), S. 10.



Abb. 31: Vergleich zweier Figuren des hl. Antonius von Padua: links die Figur in Utting, rechts die Figur in Balzhausen (urkundlich 1702 von Lorenz Luidl).

bogen sicher um Werke von Lorenz Luidl, die wohl schon vor 1710 entstanden sind.

Engstens verwandt mit den beiden Figuren am Chorbogen sind die Skulpturen der Heiligen Antonius von Padua und Franziskus an den Wandpfeilern vor der Empore. Für sie gilt folglich meine oben getroffene Beurteilung gleichermaßen. Gestützt wird sie wiederum durch den Vergleich der Antonius-Figur mit dem von Lorenz Luidl 1702 geschaffenen Gegenstück in Balzhausen. Man beachte auch hier die übereinstimmenden Plinthen. Natürlich sind die langen Rokokostrahlen der Uttinger Figuren nicht original. Der Vergleich verrät übrigens auch Defizite beim Balzhausener Antonius: Beide Hände wurden bei diesem (etwas zu groß) ersetzt, und das Jesuskind sitzt auf den Fingern des Heiligen statt auf einem Buch.

Dass Johann Luidl definitiv für St. Leonhard tätig wurde, beweisen seine beiden qualitätvollen Büsten (Maria und Johannes Ev.) an den Seitenaltären<sup>97</sup> sowie das Wandkruzifix mit der Schmerzensmutter. Dagegen hat der bekleidete Kerkerchristus (in einer vergitterten Nische) nichts mit ihm zu tun.<sup>98</sup>

97 Nach Neu (1986/87), S. 52, erhielt 1744 „der Bildhauer zu Landsberg vor 2 große Brustbilder 17 ½ Gulden“.

98 Zuschreibung bei Neu (1966), S. 25. Ein ebenfalls aufgeführter hl. Leonhard am linken Seitenaltar ist nicht mehr in der Kirche vorhanden.

### Vilgertshofen (Landkreis Landsberg a. Lech) Filial- und Wallfahrtskirche Zur Schmerzhafte Muttergottes

In diesem bedeutenden Bau befindet sich eine große Zahl von bereits bekannten Schnitzwerken aus der Luidl-Werkstatt. Einige der Luidl-Arbeiten entgingen aber allem Anschein nach den bisherigen Nachforschungen, z.B. jene am Hochaltar, andere wurden nicht richtig datiert und/oder falsch zugeschrieben. Diese Probleme sind unter anderem auf die sich lange hinziehende Ausstattung der Kirche und mehrere durchgreifende Renovierungen zurückzuführen. Und sie rechtfertigen jedenfalls eine gründliche und ausführliche Behandlung der Bildhauerarbeiten.

#### Hochaltar

Der obere, ältere Teil des Hochaltars ist bereits 1718 entstanden. Als „Lichtdurchlass“ dient im Auszug ein Wolken- und Strahlenkranz mit der Heilig-Geist-Taube und zwölf Puttenköpfchen.<sup>99</sup> Hierbei handelt es sich zweifellos um eine schöne Arbeit aus der

Luidl-Werkstatt. (Dies gilt auch für das einzelne geflügelte Puttenköpfchen darüber.) Zum Vergleich kann das sehr ähnliche und nahezu zeitgleiche Gebilde am Hochaltar von Issing dienen. Begründen lässt sich die Neuzuschreibung weiterhin über die beiden prächtigen (und gewiss dazugehörigen) Engel daneben. Denn diese sind engstens verwandt mit den Auszugsengeln in Kinsau und Oberfinning. Bei ihnen denke ich wieder, mit aller gebotenen Vorsicht, an Sebastian Luidl. Vermutlich schnitzten die Werkstattmitglieder auch die Blüten- und Fruchtgehänge am Altar – logisch wäre dies jedenfalls.

Der „untere Altar“ wurde 1721 von Franz Schmuze „als vorbildhaftes Werk im Geiste des frühen Rokoko“ errichtet.<sup>100</sup> Er schließt den oberen Altar durch zwei schlanke Säulen und eine Bekrönung gleichsam als „Altarbild“ ein. Die gesamten Schnitzwerke an diesem neueren Hauptaltar haben nichts mit der Luidl-Werkstatt zu tun, weder die Putten am unteren Teil noch die Gruppe um Gottvater in der Bekrönung. Zwei kleine Leuchterengel

Abb. 32: Detail am Hochaltar in der Wallfahrtskirche von Vilgertshofen mit bisher unentdeckten Schnitzarbeiten der Luidl-Werkstatt, um 1718. Zum Vergleich, rechts, das Issinger Gegenstück.



99 Gattinger/Suhr, S. 801.

100 Schnell/Hartig, S. 8.



Abb. 33: Engel am Hochaltar in Kinsau (um 1713), im Seitenaltar von Oberfinning (wohl um 1715) und im oberen Teil des Hochaltars in Vilgertshofen (um 1718). Die Übereinstimmungen sind leicht zu erkennen, aber es zeigt sich auch eine regelrechte Steigerung in der bewegten Haltung.

Abb. 34: Der Altar des Seelenbundes mit Schnitzwerken von Lorenz Luidl ist wahrscheinlich schon um 1680 entstanden. Vergleich des jetzigen Zustands (Aufnahme von 2019) mit dem Zustand vor 1980.

auf der Mensa jedoch lassen sich bedenkenlos mit Lorenz Luidl in Verbindung bringen. Denn sie zeigen eindeutig den Luidl-Stil, sind aber allem Anschein nach schon lange vor 1721 entstanden. Sie haben glatte Flügel, wie sie in unserem Gebiet in aller Regel um 1680 vorkommen. (Ohne Abb.)

#### Altar des Seelenbundes (Arme-Seelen-Altar)

Das heikle Problem der richtigen Datierung betrifft insbesondere auch Gottvater, die Engel und Putten von Lorenz Luidl am Altar des Seelenbundes. Dieser wurde bisher sehr unterschiedlich, aber meist viel zu spät datiert.<sup>101</sup> Denn die Engel haben noch die glatten Flügel des Hochbarock. Der kleine, auch in neuerer Zeit veränderte Altar könnte durchaus noch für das „alte Kirchl“ angeschafft worden und um 1680 entstanden sein.

Im jetzigen Zustand des Altars dürfen folgende Figuren als sichere Arbeiten von Lorenz Luidl gelten: Gottvater im Auszug, zwei stehende große Engel, zwei kniende kleine Engel neben Gottvater und drei geflügelte Puttenköpfchen.

Bei den vier Putten um das spätgotische Kreuzifix handelt es sich, jedenfalls bei den beiden oberen, um spätere Zutaten, allerdings vom Altar selbst. Die oberen Putten ersetzen „echte“ Luidl-Engel, wie der Vergleich mit einer älteren Aufnahme des Altars erkennen lässt.<sup>102</sup> Allem Anschein nach stammen diese vier Putten wohl nicht von Lorenz Luidl. Dies gilt natürlich auch für die kleinen Figuren auf der Mensa (Christus und Maria Immaculata im Strahlenkranz, Christus in der Rast), bei denen es sich um Arbeiten von Johann Luidl handelt.<sup>103</sup>

#### Maria-Hilf-Bild

Die Kopie des Maria-Hilf-Bildes nach Lukas Cranach dem Älteren, ein „Votivbild mit sehr schönem Barockrahmen“,<sup>104</sup> erfuhr bisher weder eine Zuschreibung noch eine exakte Datierung. Was den Rahmen anbelangt, so erweist sich dieser als zweiteilig: Dem älteren Hauptrahmen wurde, vermutlich um 1720, ein reizendes „Kranzgebilde“ aus Putten, Wolken, dem Herz Mariä und einer Strahlen-



gloriole hinzugefügt. Höchstwahrscheinlich stammt diese Anfügung aus der Luidl-Werkstatt.

Abb. 35: Kopie des Maria-Hilf-Bildes mit sehr schönem Barockrahmen, höchstwahrscheinlich eine Arbeit aus der Luidl-Werkstatt, nach 1720.

#### Einzelfiguren

Zwei Nischenfiguren an den Vierungswänden zum Chorraum, eine Schmerzhaftes Muttergottes (um 1720) und ein Kerkerheiland (um 1740), müssen ebenfalls noch erwähnt werden, weil sie schon versuchsweise bzw. definitiv mit der Luidl-Werkstatt in Verbindung gebracht wurden.<sup>105</sup> Die beiden Figuren stammen jedoch mit Sicherheit nicht aus der Landsberger Werkstatt. Beim Kerkerheiland handelt es sich eindeutig um eine Arbeit aus der Türkheimer Werkstatt des Ignaz Hillenbrand.<sup>106</sup>

101 Neu (1966), S. 25: „um 1690“. Schatke, S. 18: „wahrscheinlich um 1715“. Gattinger/Suhr, S. 803: „wohl um 1700“. Bei Schnell/Hartig, S. 8, ohne Datierung.

102 Diese Aufnahme des Altars ist jedenfalls vor 1980 entstanden.

103 Neu (1966), S. 25.

104 Schatke, S. 18.

105 Bei Schatke, S. 23, beide auf 1720 datiert, ohne Zuschreibung. Gattinger/Suhr, S. 803, datieren „um 1720“ bzw. „um 1740“ und vermuten Johann Luidl als Ausführenden. Neu (1966), S. 25, führt den Schulterwundenchristus als Arbeit von Johann Luidl auf.

106 Hillenbrand belieferte mit seinem „Erfolgsmodell“ zahlreiche Gotteshäuser der Umgebung.

Weil (Landkreis Landsberg am Lech)  
Pfarrkirche St. Mauritius

„Die Kirche besitzt zahlreiche Werke der Landsberger Luidl-Werkstätte: Der in Weiß und Gold gefasste zwölfteilige Apostelzyklus im Langhaus sowie die Skulpturen im Chor, die hll. Joseph, Michael, Johannes Nepomuk und Sebastian sind aus der Hand Johann Luidls (alle aus der 1. Hälfte des 18. Jh.)“<sup>107</sup>

Während der gesamte Apostelzyklus wohl in der schwierigen Periode um 1715 entstanden ist,<sup>108</sup> handelt es sich bei den drei erstgenannten Heiligen um deutlich spätere, sehr typische Johann-Luidl-Arbeiten. Der hl. Sebastian jedoch stammt nicht von ihm. Er ist

Abb. 36: In Gegenüberstellung am Chorbogen: Links Johannes Nepomuk, nach 1729, von Johann Luidl, rechts Sebastian, um 1750, von Ignaz Hillenbrand, beides sichere Zuschreibungen.



mit absoluter Sicherheit ein Werk des Türkheimer Bildhauers Ignaz Hillenbrand, der ja auch die gesamte Hochaltarplastik gefertigt hat. Ihm ist auch der lebensgroße Kerkerchristus zuzuschreiben.

Eine Lorenz Luidl zugeschriebene Marienkrönung ist auf einer mit Akanthusmotiven versehenen Prozessionsstange platziert. Hinten wird sie jedoch durch eine Scheibe mit Rokoko-Strahlen abgeschlossen. Damit kommt der alte Luidl wohl nicht mehr als Urheber in Frage. Die schöne Arbeit müsste Johann Luidl und seiner Werkstatt zugeschrieben werden.

## Verzeichnis der zitierten Literatur

- Dehio, Georg: Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler, Bayern IV, München und Oberbayern, München 2006.
- Epple, Alois und Neunert, Hartfrid: Johann Luidl, 1686-1765, Nepomukfiguren, Landsberg 1986.
- Gattinger, Karl und Suhr, Grietje: Denkmäler in Bayern, Band I.14, Landsberg am Lech, Stadt und Landkreis, Denkmaltopographie Bundesrepublik Deutschland, Regensburg 2014.
- Hartig, Michael und Schnell, Hugo: Wallfahrtskirche Vilgertshofen: Schnell-Kunstführer Nr. 484 von 1936, München/Zürich 1980.
- Hollenweger, Rainer: Kirchenführer St. Johannes Baptist Geretshausen, Geretshausen 2018
- Klein, Matthias: Neues über Lorenz Luidl, in: Beiträge zur Heimatforschung, Wilhelm Neu zum 70. Geburtstag, Arbeitsheft 54, Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege, 1991, S. 87 bis S. 93.
- Köhler, Gerd Michael: Die Luidl (1596-1806). Eine Bildhauerfamilie des bayerisch-schwäbischen Barock und ihre Werkstätten. Geschichte – Werk – Forschungslage, Schriftenreihe der Winckelmann Akademie für Kunstgeschichte München, Textbeitrag Nr. 29, September 2018.
- Münzer, Klaus: Lorenz Luidls Bildhauersöhne, in: Landsberger Geschichtsblätter 2003, S. 33 bis S. 39.
- Neu, Wilhelm: Die Bildhauerfamilie Luidl und ihre Werke in Stadt und Landkreis Landsberg, in: Lech-Isar-Land 1966, S. 3 bis S. 29.
- Neu, Wilhelm: Neue Beiträge aus Kirchenrechnungen des 17. und 18. Jahrhunderts im Landkreis Landsberg, in: Lech-Isar-Land 1978, S. 93 bis S. 111.
- Neu, Wilhelm: Der Landsberger Bildhauer Johann Luidl, in: Landsberger Geschichtsblätter 1986/87, S. 48 bis S. 53.
- Neu, Wilhelm: Pfarrkirche Mariae Heimsuchung Utting am Ammersee, Zur Einweihung September 1988, St. Ottilien 1988.
- Pörnbacher, Hans: Eresing, Schwäbische Kunstdenkmale Heft 41, Weißenhorn 2001.
- Schatke, Karin: Vilgertshofen, Wallfahrtskirche Zur Schmerzhaften Gottesmutter, Peda-Kunstführer Nr. 623, Passau 2018
- Volk, Peter: Rokokoplastik in Altbayern, Bayrisch-Schwaben und im Allgäu, München 1981.
- Wankmiller, Klaus: Lorenz Luidl (\*um 1645–†1719), Zum 300. Todestag 2019 des großen Landsberger Bildhauers, in: Landsberger Geschichtsblätter 2019, S. 37 bis S. 56.
- Weißhaar-Kiem, Heide: Issing, Pfarrkirche St. Margaretha, St. Ottilien o. J.
- Wittmann, Herbert: Die Bildhauerwerke der Landsberger Luidl-Werkstatt im Ostallgäu, in: Landsberger Geschichtsblätter 2017, S. 67 bis S. 90.
- Wittmann, Herbert: Luidl-Nachlese westlich des Lechs, Bemerkungen, Korrekturen und Neuentdeckungen, in: Landsberger Geschichtsblätter 2020, S. 7 bis S. 29.
- Abbildungsnachweis: Abb. 34 rechts: Reproduktion aus dem Kirchenführer von Hartig/Schnell. Alle anderen Bilder wurden vom Verfasser aufgenommen.

<sup>107</sup> Zitiert nach Gattinger/Suhr, S. 823.

<sup>108</sup> Neu (1966), S. 26, hielt die Heiligen Petrus und Paulus für Arbeiten „wohl“ von Lorenz Luidl, die übrigen zehn Apostel schrieb er Johann Luidl zu. Diese Unterscheidung ist nicht nachvollziehbar. Bei Neu fehlen außerdem die Figuren der Heiligen Michael und Joseph.

# Johann Baptist Ziegler (1720-1778) als Augustin II., 77. Abt von Niederaltaich

Ein bedeutender Sohn Greifenbergs

VON WINFRIED MAYR

Abt Augustin II. von Niederaltaich wurde am 11.4.1720 als Johann Baptist Ziegler in Greifenberg geboren und starb am 12.7.1778<sup>1</sup>. Von 1764-1775 amtierte er als 77. Abt von Niederaltaich. Er gilt trotz vieler Verdienste dort als umstrittene Persönlichkeit.

Im Jahresbericht 1970/71 des Niederaltaicher Schulheimes St. Gotthard lesen wir über Abt Augustin II.: „Immer wenn der Name des Abtes Augustin II. Ziegler bei Gesprächen über die Geschichte Niederaltaichs genannt wird, spürt man förmlich wie die Wissenden sich vielsagende Blicke zuwerfen und sich gleichsam sagen: ‚Sei vorsichtig, es ist ein heikles Kapitel in unserer Hausgeschichte.‘“<sup>2</sup> Stellen wir zwei Stimmen über das Leben des Abtes nebeneinander und lasst uns das „heikle Kapitel“ genauer untersuchen.

## Die Stimme eines kritischen Aufklärers

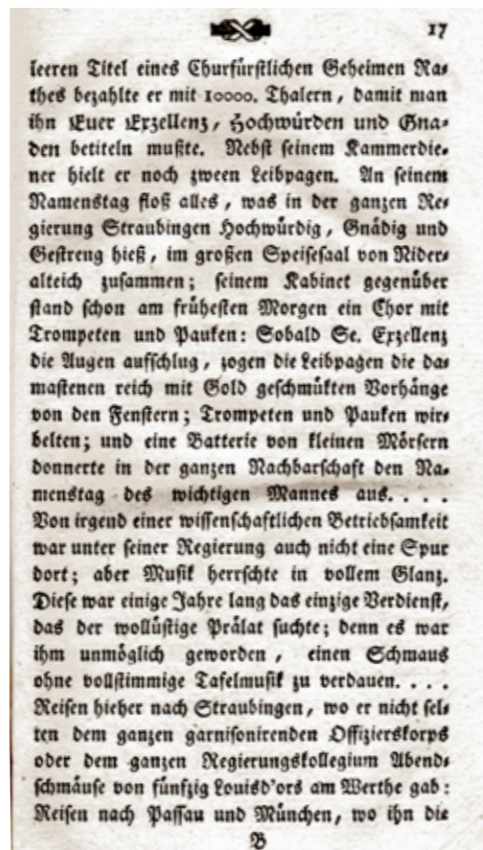
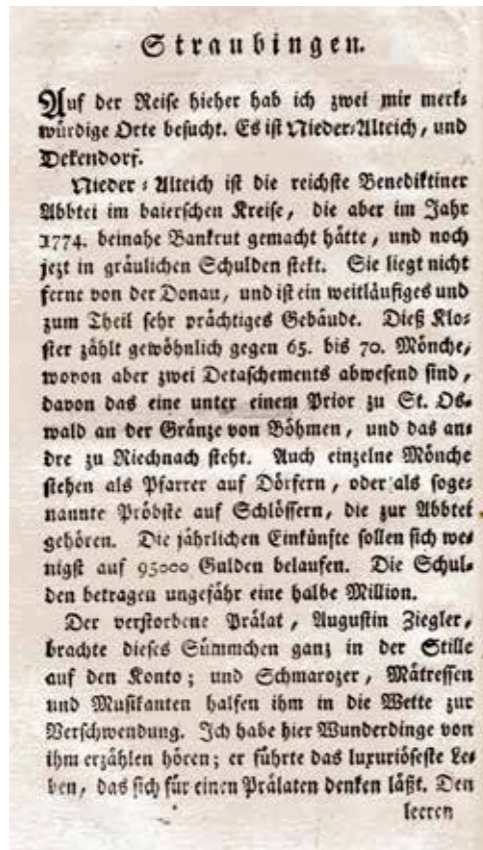
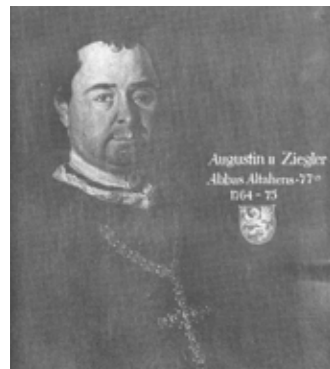
Vor mir liegt ein Büchlein (10 cm breit und 17 cm hoch): „Reise durch den Baierschen Kreis“, Salzburg und Leipzig 1784. Kein Autor ist genannt, sondern eine eigenartige Zeichnung füllt die Mitte des Deckblattes aus. Der Verfasser ist Johann Pezzl (1756-1823). Lesen wir den Bericht über seinen Besuch in Niederaltaich:

Abb. 1: Abt Ziegler aus der Äbtgalerie Niederaltaich.

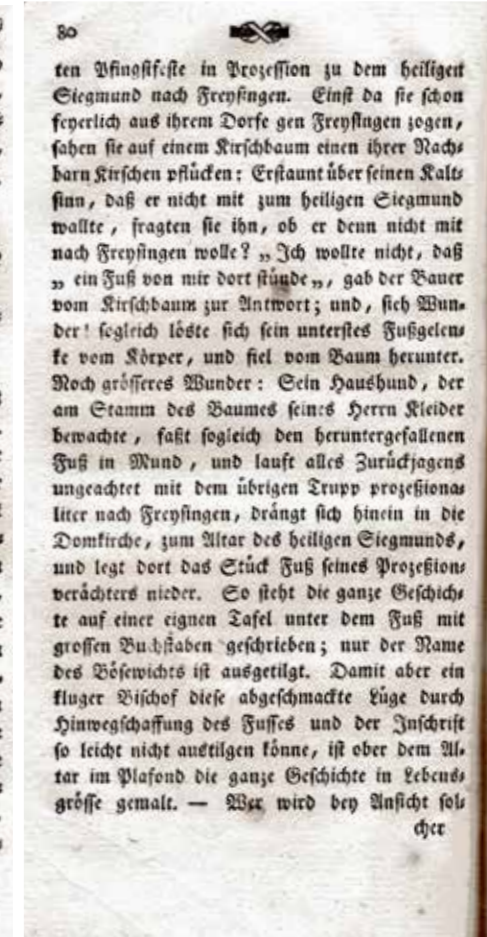
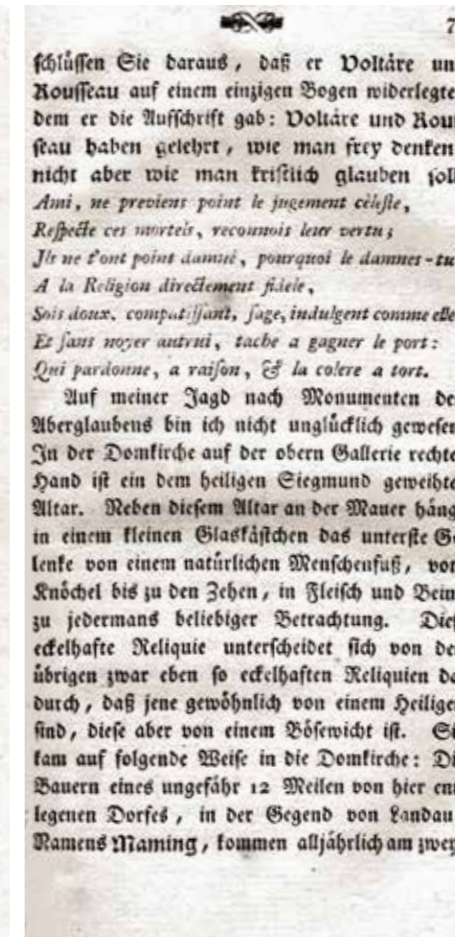
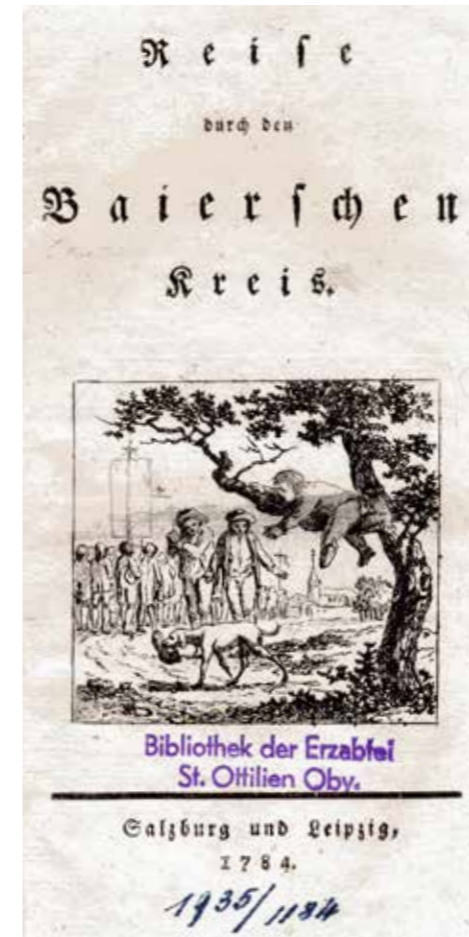
Abb. 2: Pezzl Johann, Scherenschnittbild, aus: Reise durch den Baierschen Kreis, 1784.

Abb. 3: Pezzl Johann, Reise durch den Baierschen Kreis, 1784, S. 16.

Abb. 4: Pezzl Johann, Reise durch den Baierschen Kreis, 1784, S. 17.



Lassen wir uns das Bild auf der Titelseite von ihm selbst erklären:



Über Johann Pezzl ist recht wenig bekannt. Erst in neuerer Zeit hat sein Leben und Schreiben mehr Aufmerksamkeit erfahren.<sup>3</sup> Er ist 1756 im niederbayerischen Mallersdorf geboren, besuchte das Lyzeum in Freising, hat bei den Benediktinern in Oberaltaich das Noviziat hinter sich gebracht und ist dann ausgetreten, um in Salzburg Jurisprudenz zu studieren. Im Wiener Exil ist er seinen schriftstellerischen Fähigkeiten nachgegangen und dort 1823 verstorben.

Nicht nur in der Kunstgeschichte brachte Bayern mehrere Meister hervor, sondern auch mit den Werken und Zeugnissen von durchreisenden Schriftstellern. Sie schildern ihre Erlebnisse in Region und Stadt. Es entstehen Reiseführer, die Kenntnisse vermitteln oder zum eigenen Reisen anregen wollen. Reiseführer entstehen über bisher wenig bereiste Landschaften wie den Bayerischen Wald oder den Böhmerwald. Andere Reiseführer

wie „Die Reise durch den bairischen Kreis“ von Pezzl waren eher Kampfansagen gegen die Art der Frömmigkeit in Bayern. Das Vordringen des neuen Geistes spielte sich nicht ohne geistigen Kampf ab. Dafür rüsteten sich die Benediktiner von Kloster Banz. Sie gaben die „Banzers Zeitschrift“ heraus, die zeigen wollte, dass sie mit dem begrifflichen Instrumentarium der Aufklärung umgehen konnte. So schrieb die Zeitschrift des Klosters Banz in moderatem Ton und eröffnete eine neue Möglichkeit, mit Lesern verschiedener Herkunft und Gelehrten von evangelischer und katholischer Richtung in Kontakt zu treten. Reiseführer traten an die Stelle der mittelalterlichen Beschreibungen von Wallfahrtsorten und Pilgerfahrten und somit auch eine neue, eigene Sichtweise der Religion.

Abb. 5: Pezzl Johann, Reise durch den Baierschen Kreis, 1784, Deckblatt.

Abb. 6: Pezzl Johann, Reise durch den Baierschen Kreis, 1784, Bilderklärung, S. 79.

Abb. 7: Pezzl Johann, Reise durch den Baierschen Kreis, 1784, Bilderklärung, S. 80.

1 vgl. zur Familie Ziegler: Mayr, Winfried: Das Geschlecht der Ziegler in Greifenberg, in: LG 2018, S. 29-38; Anm. der Red.: in den LG 2018 kam es zu dem irrtümlichen Titel: Das Geschlecht der Ziegler in Eching; [richtig: in Greifenberg!], was die Redaktion ausdrücklich bedauert.  
2 Pater Brandlmeier, Rupert: „Salve festa dies, ter fausta sollemnitas“, in: Jahresbericht des Niederaltaicher Schulheimes St. Gotthard, 1970/71 Heft 1/2. Mehr zur Geschichte Niederaltaichs: Stadtmüller, Georg/Pfister, Bonifaz: Geschichte der Abtei Niederaltaich 731/741 bis 2012, München 2012

3 Vgl. Höschel Clarissa: Wie Johann Pezzl vom Benediktinernovizen zum Freimaurer, Satyriker und Staatsbeamten wurde, in: Literatur in bayern 85, 2006, S. 38-44 u. Schmid, Adelheid: Im Zeichen der Aufklärung, Johann Pezzl und seine boshaften Polemiken gegen Klerus, Volksreligion und Aberglauben, in: Hirsch, Stefan (Hg.), Wunderkammern, St. Ottilien 2000, S. 41-49



Abb. 8: Kloster Banz Westansicht Luftbild. Foto: Wikipedia

Abb. 9: aus Raggenbass Niklas, Harmonie und schwesterliche Einheit, zwischen Bibel und Vernunft, S. 514; Titelblätter der Banzer Zeitschrift von 1772 bis 1798.

Über Peztl lesen wir in der Banzer Zeitschrift: „Dem Verfasser (Johann Peztl) kann man seine Talente und Anlagen nicht absprechen. Auch sein Hauptgegenstand, das Großthun mit Aufklärung und Toleranz durch öffentlich widersprechende Thatsachen in Kontrast zu stellen, wäre gut gewählt und für den Leser interessant, wenn nur der Verfasser zur Ausarbeitung mehr Verstand als Leidenschaft, mehr männliche Beurteilungskraft als nachahmenden Witz und überhaupt ein besseres Herz, und mehr Ehrfurcht für die Religion mitgebracht hätte.“<sup>4</sup>

### Bayern zwischen Spätbarock und Aufklärung

In welcher Epoche der bayerischen Geschichte befinden wir uns? Es ist die Zeit nach dem Dreißigjährigen Krieg (1618-1648) bis zum Tod von Kurfürst Max III. Joseph 1777. Die Kunstgeschichte spricht von der spätbarocken Zeit. Es zeigte sich eine unglaubliche Schöpfungskraft im bayerischen Volk. Das be-

staunen wir noch heute in den großartigen Barockkirchen, Kloster- und Schlossanlagen. Wenn alle Künste in vollendeter Harmonie zusammenwirken, entsteht das bayerische Rokoko-Gesamtkunstwerk. Zugleich war es das Zeitalter der Aufklärung. Nach Andreas Kraus war die Aufklärung nicht eine zeitlich und räumlich eingegrenzte Epoche, sondern eine philosophische und pädagogische Bewegung, ein fließendes Nebeneinander und Ineinander. Am Lebenslauf des Kurfürsten Max III. Joseph ist gut zu beobachten, wie die bayerische Lebensweise und die neue Philosophie mit den naturwissenschaftlichen Erkenntnissen neben- und miteinander gerungen haben. „Es war eine ausgesprochen bayerische Aufklärung, die nicht revolutionärer Anstoß sein wollte, sondern stilles Weiterwachsen und innere Erneuerung.“<sup>5</sup>

Als Max III. Joseph 1745 seinem Vater Karl Albrecht als Kurfürst nachfolgte, war er 17 Jahre alt und von diesem vorzeitig für mündig erklärt worden. Er genoss eine ausgezeichnete Erziehung und Bildung. Seine wichtigsten Lehrer waren der Ex-Jesuitenpater und Kantgegner Benedikt Stattler (1705-1764) und der Jurist und Aufklärer Johann Adam Freiherr von Ickstatt (1702-1776), ein Schüler des Aufklärungsphilosophen Christian Wolff (1679-1754). Der Kurfürst verband Kunstsinn mit besonderer Vorliebe für Musik und Jagd und hielt, wie Benno Hubensteiner es ausdrückt, „während seiner ganzen Regierung zwischen Aufklärung und Kirchenbarock die Mitte.“<sup>6</sup> Mit Max III. Joseph, dem „Vielgeliebten“, endet 1777 die altbayerische Linie des Hauses Wittelsbach.

Es war aber auch das Zeitalter des Absolutismus. Dem bayerischen Landesherrn standen die Landstände gegenüber: Prälaten, Adel und Bürgertum. Schon Kurfürst Maximilian I. berief sie immer seltener ein, sein Nachfolger Ferdinand Maria hat sie ein letztes Mal im Jahr 1669 versammelt. Die Folge war, dass das Beamtenum sich immer mehr ausbreitete, die Prälaten und der Adel sehr genau auf ihre Rangordnung schauten. Die Zentralbehörde war der „Hofrat“ und für kirchliche Angelegenheiten der „Geistliche Rat“. Daneben gab es noch den „Geheimen Rat“; dieser bestand aus sechs Mitgliedern, wurde vom Kurfürsten selbst einberufen und der Kurfürst traf die Entscheidungen. Das führte dazu, dass



sich der „Geheime Rat“ zu einem reinen Titel entwickelte. Es war natürlich eine besondere Ehre, wenn jemandem der Titel verliehen wurde und wenn man als „Exzellenz“ tituliert wurde.

1758/59 wurde die bayerische Akademie der Wissenschaften gegründet. Die bayerische Pädagogik wandte sich langsam wieder von dem jesuitischen Erziehungsziel und Schulsystem ab. Es wurde die Mittelschule eingeführt. Und 1773 kam es sogar zum Verbot des Jesuitenordens.

### Abt Augustin II. in Niederaltaich

Bald nach seiner Abtwahl richtete Augustinus II. an den Kurfürsten Max III. Joseph ein Gesuch um diesen Titel.<sup>7</sup> Im März 1765 traf in Niederaltaich ein kurfürstliches Patent<sup>8</sup> ein, in dem der Kurfürst Abt Augustin diesen Titel verlieh. Im April 1765 reiste Abt Augustin nach München, um sich beim Kurfürsten dafür persönlich zu bedanken. Am 20. April wurde er zum kurfürstlich Wirklichen Geheimen Rat aufgeschworen und leistete in Gegenwart von Hofratspräsident Graf Seinsheim und Freiherr von Kreittmair den Treueeid. In diesen Münchner Tagen war er auch zu Gast bei den höchsten Familien des Adels und der Bürgerschaft dieser Stadt und befasste diese mit Angelegenheiten des Klosters Niederaltaich. Abt Augustin wusste also aufzutreten und zu repräsentieren. Er war ein guter Gesellschafter und verstand etwas von Stellung und Rang.

Der Drang zur Rangordnung zeigt sich auch darin, dass Abt Augustinus II. den alten Rang-



streit zwischen Niederaltaich und Tegernsee um den Titel „Primas der bayerischen Äbte“ weiterführte.

Gestritten wurde aber nicht um einen persönlichen Titel, sondern es ging um die Festlegung einer Präzedenz im Zusammenhang mit dem höfischen Protokoll. 1768 überbrachte ein Bote vom Münchner Hofrat ein Gerichtsurteil, das besagte, dass dem Niederaltaicher Abt untersagt wurde, den Titel „Primas der bayerischen Äbte“ zu führen und Tegernsee den Titel zugesprochen bekam.<sup>9</sup>

Der Drang zur Repräsentation zeigte sich bis in die auffälligsten Äußerlichkeiten: dem Fuhrpark der hohen Herren. Von Abt Augustin II. lesen wir, dass er immer sechsspännig ausgefahren sei.

Das Benediktinerkloster Elchingen bei Ulm, das in Hinsicht auf den Personalbestand und den Besitz wesentlich kleiner war, verfügte über mehrere teure und gut ausgestattete Reisekutschen. 1785 erwarb der Abt einen in Wien angefertigten „Schwimmer“, d.h. eine gefederte Kutsche. Zum Personalfuhrpark zählten 1793 in Elchingen vier Chaisen, nämlich zwei viersitzige Wagen und zwei Schwimmer.<sup>10</sup>

### Das Gymnasium der Jesuiten in München – Ausbildungsstätte für begabte bayerische Buben

In dieser stark zusammengerafften Zeitspanne vom Dreißigjährigen Krieg bis zum Tod des Kurfürsten Max III. Joseph 1777 lebten in Greifenberg am Ammersee die Wirtsfami-

Abb. 10: Max III. Joseph, Werkstatt George Desmarées. Abbildung: Wikipedia

Abb. 11: Alte Akademie München; Historische Anlage des Jesuitenkollegs Neuhauser Straße.

4 Raggenbass, Niklas: Harmonie und schwesterliche Einheit zwischen Bibel und Vernunft, SMB 44 Ergänzungsband, St. Ottilien 2006, S. 225.  
5 Kraus, Andreas: Geschichte Bayerns, München 1983, S. 334ff.  
6 Hubensteiner, Benno: Bayerische Geschichte, München, 6. Aufl., 1977, S. 280

7 Siehe Anm. 1  
8 Patent ist eine Urkunde über ein verliehenes Recht, Titel zu führen.  
9 Deutinger, Stephan: Der barocke Rangstreit zwischen Niederaltaich und Tegernsee, SMB 53. Ergänzungsband, S. 439ff.  
10 Aubele, Anton: Kloster Elchingen 1648 – 1802/03, Weißenhorn 2020, S. 5f.

lien Ziegler. Jede Generation schickte bis zu vier Buben ins Internat des Gymnasiums der Jesuiten nach München. Die „Bavaria sancta“ ruhte weiterhin auf dem Fundament jesuitischer Form und war den Idealen des späten Humanismus verpflichtet. Im Internat „Albertinum“ waren Buben, die sehr begabt waren und für deren Unterhalt Spender bereit waren zu sorgen. Es war ein dreistufiges Bildungssystem. Die Buben mussten fünf oder sechs Klassen durchlaufen und erfolgreich bestanden haben, dann konnten sie zur zweiten Stufe weiter in den Philosophieunterricht und, wenn dieser bestanden war, schließlich in die dritte Stufe des Theologie- oder Jurisprudenzstudiums aufrücken. Die Hälfte der jungen Männer trat in die Prälatenklöster ein und die andere Hälfte wurde Weltpriester.<sup>11</sup>

Andreas Kraus schreibt in seinem Buch „Das Gymnasium der Jesuiten zu München (1559-1773)“: „Unter Herkunft der Abiturienten aus der Hofmark Greifenberg, zu der auch Schondorf, Eching, Beuern und Pflaumdorf, Dörfer mit insgesamt 200 mittleren und kleinen Anwesen gingen 44 Abiturienten des Münchner Gymnasiums hervor, 12 aus Eching, 19 allein aus Greifenberg mit 40 Anwesen. Hofmarksherren waren die Freiherrn von Perfall, von denen allein sechs Söhne in München studierten, zwei davon wurden sogar selbst Jesuiten (1648 bzw. 1668). Der Greifenberger Wirt, A. Ziegler sandte allein vier

Söhne nach München, einer von ihnen wurde Abt zu Niederaltaich 1764, sein Bruder dort Klostrichter, zwei weitere Brüder von ihm wurden Weltgeistliche.“<sup>12</sup>

Die Unterrichtssprache war Latein. Die Schüler mussten fließend lateinisch lesen und sich gewandt ausdrücken können, denn die offizielle Umgangssprache in der europäischen Diplomatie war Latein. Daran schloss sich die griechische Sprachfertigkeit an. Der historische Unterricht bestand aus der Kirchengeschichte und der Religionsunterricht aus dem Katechismus des Petrus Canisius.

Die Schüler mussten sich an einen stark strukturierten und kontrollierten Tagesablauf gewöhnen.

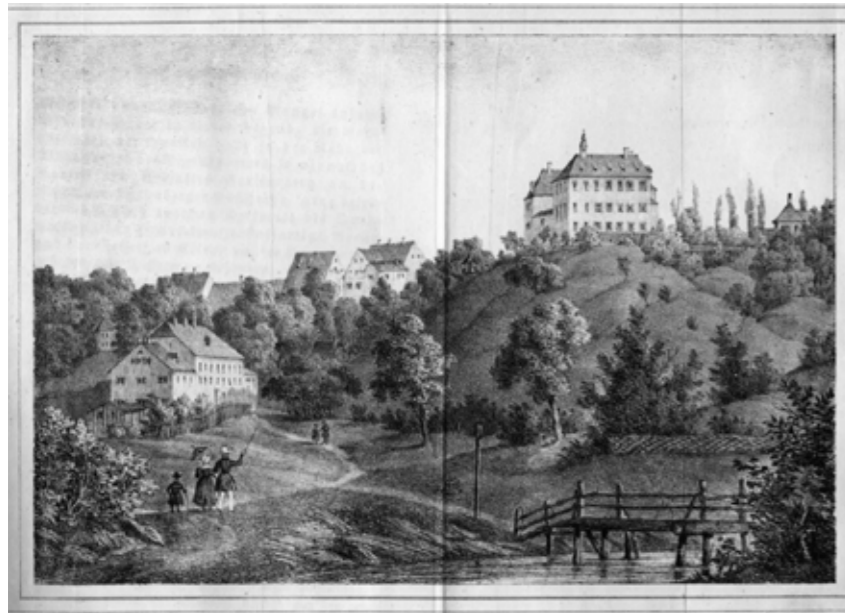
Es gab ein öffentliches Belohnungs- und Bestrafungssystem. Das Theaterspielen wurde eifrig gepflegt. Zum Jahrestag der Abtweihe und zum Namenstag des Prälaten wurde immer ein Theaterstück aufgeführt.

Die Jesuiten hätten den sehr begabten Johann Baptist Ziegler, geboren am 11.4.1720, gerne in ihren eigenen Reihen gehabt. Er aber ging zu den Benediktinern nach Niederaltaich.

#### Herkunft aus dem oberbayerischen Greifenberg aus einer Wirtsfamilie

Unbeirrbar hielten die Zeitgenossen an der herkömmlichen Standesordnung fest und doch fühlten sich alle wieder einbezogen in die große Gemeinschaft der Kirche. Kurfürst Maximilian I. hatte aus Bayern ganz bewusst einen kernkatholischen Staat geformt. Seine Nachfolger hielten an der Ausschließlichkeit der Katholizität des Landes unerbittlich fest. Die Familien Ziegler in Greifenberg waren ganz von der barocken Lebenshaltung und Geisteshaltung geprägt. Die alteingesessene Wirtsfamilie war fest im katholischen Glauben verwurzelt und Franz Ziegler erbaute um 1690 eine eigene Kapelle, die laut Siegelamtsprotokoll von 26.1.1696 die Erlaubnis erhielt, dass in der Kapelle mit dem Titel „Unseres Herren Ruhe“ in der Pfarrei Greifenberg die Heilige Messe gelesen werden durfte.<sup>13</sup> Franz Ziegler sparte auch nicht in der künstlerischen Ausstattung der Kapelle. Er beauftragte die bekannte Werkstatt Lorenz Luidl in Landsberg für die Skulpturen.

Abb. 12: Greifenberg mit Mineralbad Theresienbad, Gaststätte und Schloss, Stich v. Alois Flad, 1847.  
Abb.: <https://www.bavarikon.de/search?lang=de&terms=Greifenberg>



11 Putz, Hannelore: Bildung und Erziehung im Niederaltaicher Konventualen, SMB 53. Ergänzungsband, S. 345ff.  
12 Kraus, Andreas: Das Gymnasium der Jesuiten zu München (1559 – 1773), Staatspolitische, sozialgeschichtliche, behördengeschichtliche und kulturgeschichtliche Bedeutung (Schriftenreihe zur bayerischen Landesgeschichte 133), München 2001. Vgl. auch, Winfried Mayr, Das Geschlecht der Ziegler, wie Anm. 1  
13 Die Kapelle unseres Herrn Ruhe zu Greifenberg, 300 Jahre Andachtsbild, Hrsg. von Gemeinde Greifenberg, Greifenberg 2001.



Was Johann Baptist Ziegler, den späteren Abt Augustin II. Ziegler in Niederaltaich, betraf, so ist sein Vater Andreas II. als caupo oder aenipola, also als Weinwirt oder Tafernwirt mit der Möglichkeit der Übernachtung mit Pferdewechsel, Bewirtung und Ausschank benannt. Am Tage nach Johanns Profess am 9.10.1740 übergab die Mutter – im Taufbuch cauponissa von Greifenberg genannt – dem Kloster als Mitgift „de paterna haereditate“ 1.500 Gulden.

Edgar Krausen schreibt: „Es ergab sich dabei die interessante Beobachtung, dass die vielgenannten bayerischen „Barockprälaten“ des 17. und 18. Jahrhunderts nur zu einem sehr geringen Teil adeliger Herkunft waren. Der Großteil der Äbte und Pröbste der bayerischen Klöster und Stifte im Zeitalter des Barocks entstammte demgegenüber den breitesten Schichten der Bevölkerung wie sie in den Städten und Märkten ansässig war. Mithin die Höchstzahl machen dabei in Alt-bayern die Bierbrauer, Biersieder und Wirte (Gastgeb) aus. Wir dürfen dies als altbayerische „Eigenart“ buchen.“<sup>14</sup>

#### Das Wappen der Familie Ziegler

Bevor wir uns nun der zweiten Stimme über Abt Augustin II. zuwenden, lasst uns das zieglerische Wappen anschauen. Das Wappen der Ziegler begegnet uns das erste Mal bei Andreas II. Ziegler und ist im Wirtshaus in Greifenberg in Holz geschnitzt erhalten.

Wir erkennen im Schild ein geflügeltes Fabelwesen, es stellt einen aufrechten, seitwärts gewandten, schreitenden Greif mit Adlerkopf

und Löwenhinterteil dar. Auch die Freiherren von Perfall auf Greifenberg führten einen Greif im Wappen, sicher Hinweis auf den Namen der Herrschaft Greifenberg. Als Helmzier sehen wir noch einen Greif zwischen zwei Büffelhörnern. Die Buchstaben A und Z stehen für Andreas Ziegler. Im unteren Teil sehen wir die Zahlen 17 und 26.

Andreas Ziegler hatte einen Bruder, Johann Caspar Ziegler, geboren am 5. Januar 1668, kurfürstlicher Hofkammerrat und Bergwerkskommissär. Es ist eine Vermutung, dass er seinen Bruder Andreas II. mit Geldleistungen unterstützte und sich beim Kurfürsten für seinen Bruder einsetzte, so dass dieser dann eventuell einen Wappenbrief erhielt.

Bei Stadtmüller/Pfister, Geschichte Niederaltaichs, sehen wir ein Bücherzeichen, zusammengestellt 1765. Es vereinigt drei Schilde mit dem Klosterwappen, mit dem Kirchenpatron und dem Greif aus dem zieglerischen Familienwappen. Über dem Wappen ist ein Prälatenkopf mit Mitra und zwei Stäben abgebildet. Wahrscheinlich gehen die beiden Stäbe in den Wappen der Äbte Marian, Franz, Ignaz I. und Augustin II. auf den zeitweise für Niederaltaich behaupteten Titel „Primas utriusque Bavariae“ zurück.

Der heilige Mauritius war immer schon der Schutzherr der deutschen Kaiser (Reichspatron). Er trägt ein Schwert und eine Lanze. Das Reichsschwert und die Lanze gehörten zu den Reichskleinodien, die auf dem Trifels bei Annweiler im Pfälzer Wald aufbewahrt wurden.<sup>15</sup> Im zieglerischen Wappen trägt der Klosterpatron Mauritius eine Lanze mit Fahne

Abb. 13: Kapelle Unseres Herren Ruh Greifenberg außen.  
Foto: Peter Köck

Abb. 14: Skulptur Christus in der Rast (Unseres Herren Ruh) von Lorenz Luidl, Kapelle Greifenberg.  
Foto: Peter Köck

Abb. 15: Wappen der Familie Ziegler aus der Gaststätte Zur Post, Greifenberg.  
Foto: Rasso Pittrich

Abb. 16: Ex Libris Abt Augustin II., aus: Stadtmüller Georg, Pfister Bonifaz, Geschichte der Abtei Niederaltaich, S. 351.



14 Krausen, Edgar: Zur gesellschaftlichen Bedeutung des Brauerstandes, in: Gesellschaft für die Geschichte und Bibliographie des Brauwesens e.V., Jahrbuch 1965, S. 160ff.  
15 Stadtmüller, Georg/Pfister, Bonifaz, Geschichte Niederaltaich, S. 60f und S. 423 Anmerkung 308

und einen Schild mit dem Dreieck. In den Landsberger Geschichtsblättern 1954, Seite 12, wird hingewiesen auf eine Jahresmesse: „Durch Urkunde vom 22. Juni 1726 stiftete Andreas II. Ziegler, Gastgeber und Weinhändler in Greifenberg und seine Ehefrau eine Jahresmesse zu halten am 18. September.“

Die Herkunft des Namens Ziegler leitet sich entweder von der Berufsbezeichnung oder von einer Flurbezeichnung ab. Bis in das 19. Jahrhundert sind drei Ziegelgruben in Greifenberg nachgewiesen. Eine befand sich am Weiler Burgholz, eine weitere am Ziegelholz (Schöne Wiesen) und eine dritte, betrieben von der Familie Bader, auf der Gemarkung Hechenwang; letztere wurde bis nahe zum 2. Weltkrieg betrieben.<sup>16</sup>

Abb. 17: Zimmermann, Franz Anton, Kupferstich Abt Ziegler.

Foto: Biographia Benedictina, [http://www.benediktinerlexikon.de/wiki/Ziegler\\_Augustin](http://www.benediktinerlexikon.de/wiki/Ziegler_Augustin)

Abb. 18: Vignettenmotiv Totenkopf, Detail.

### Die Sicht des Nachfolge-Abtes in Niederaltaich

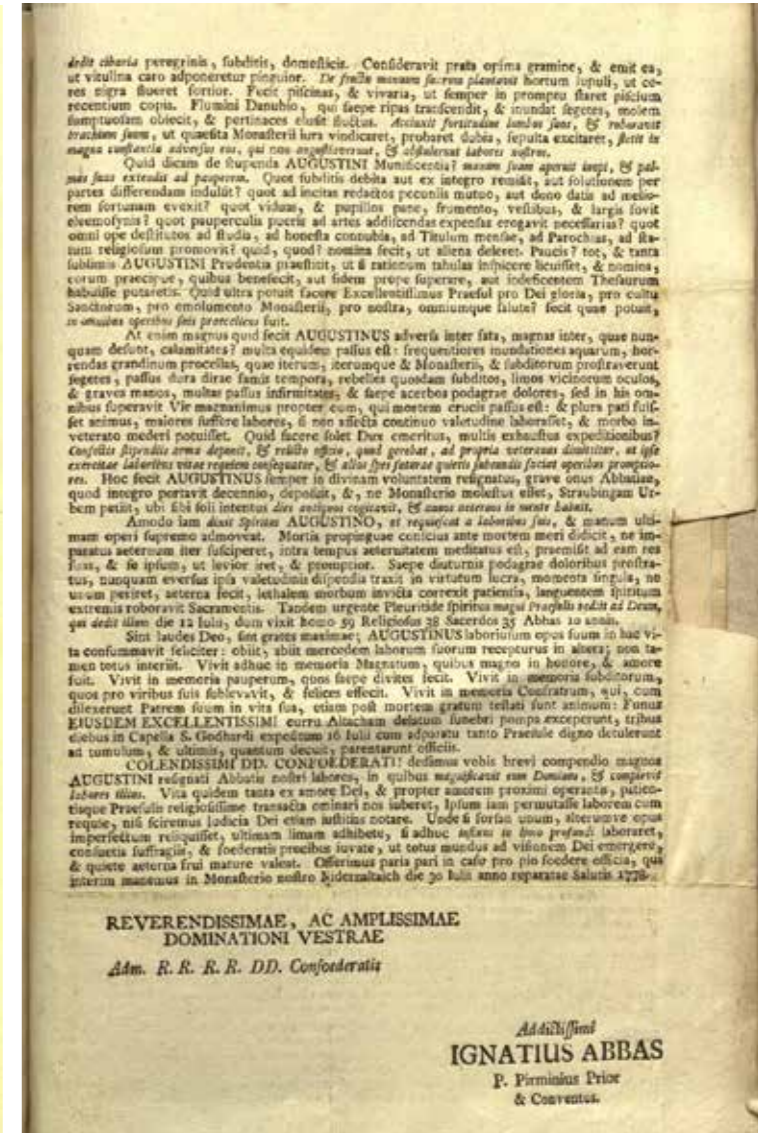
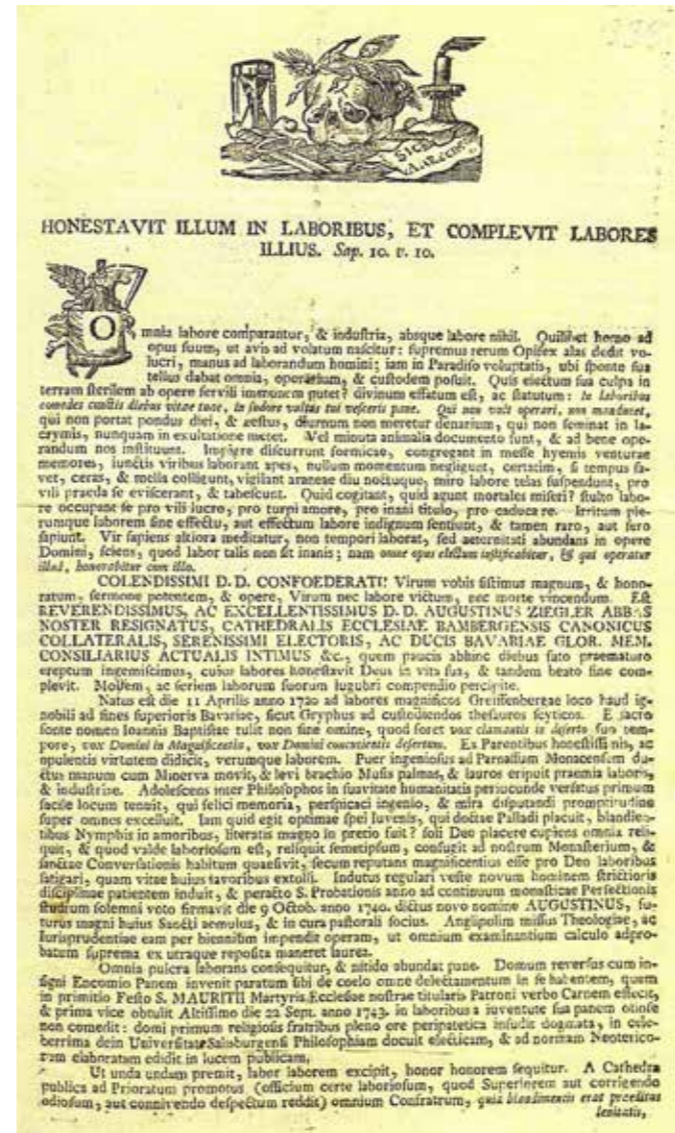
Die zweite Stimme über den Abt Augustin II. stammt von seinem Nachfolger Ignatius II. Krenauer und ist in der Totenrotelsammlung von St. Emmeram<sup>17</sup> in Regensburg zu finden.



Seit dem frühen Mittelalter verbrüderten sich Klöster und versprachen einander Gebetshilfen, die insbesondere den jeweiligen Verstorbenen galten. Um aktuelle Todesfälle mitzuteilen, trugen eigene Boten Schriftrollen von Kloster zu Kloster. Die sog. Roteln wurden ab dem 16. Jahrhundert zumeist in Briefform gestaltet und zu Hunderten gedruckt.<sup>18</sup> Die Quintessenz ist in einem Schriftsatz oder in einer Vignette<sup>19</sup> enthalten.

Nicht nur die Sanduhr links und die eben erlöschende Kerze rechts fügen sich in dieses Schema ein, dass alles, was durch Arbeit und Mühe erworben wird, nur „Eitelkeit“ ist, in der Einheitsbibelübersetzung „Windhauch“ genannt; ebenso die Linien des zerbrochenen Schwertes und der Inschrift sowie, nur undeutlich erkennbar, die gekreuzten Schenkelknochen. All diese Requisiten sind Vanitas-Symbole, ihre Botschaft wird unterstützt durch den Sinnspruch: „Sic Vanescimus“. Durchbrochen wird diese negative Hauptaussage jedoch durch drei Getreideähren, die den Schädel bekränzen und im Sinne von Johannes 12, 24 („Wenn das Weizenkorn stirbt, bringt es reiche Frucht“) die christliche Auferstehungshoffnung andeuten.

Das Motto auf der Rotel von Abt Augustinus II. lautet mit einem Satz aus dem Buch der Weisheit im Alten Testament: „Honestavit illum in laboribus et complevit labores illius.“ (Er [die Weisheit = Gott]) ließ ihn bei seinen Arbeiten zu Ehren kommen und vollendete seine Arbeiten. Buch der Weisheit 10, 10)



### Wörtliche Übersetzung der ersten Seiten der Totenrotel:<sup>20</sup>

„Abt Augustinus Sterbenachricht mit Würdigung des Verstorbenen<sup>21</sup>  
 ER LIESS IHN IN SEINEN ARBEITEN ZU EHREN KOMMEN UND VOLLENDETE SEINE ARBEITEN  
 Sap. 10. v. 10

Alles wird durch Arbeit geschaffen und durch Fleiß, ohne Arbeit nichts. Jeder Mensch wird zu seiner Arbeit geboren, wie der Vogel zum Flug. Der höchste Schöpfer aller Dinge gab Flügel dem Vogel, Hände zum Arbeiten dem Menschen. Schon im angenehmen Paradies, wo die Erde von sich aus alles gab, setzte er ihn als Arbeiter und Hüter ein. Nachdem er durch seine Schuld hinaus auf die unfruchtbare Erde vertrieben wurde, wer könnte da glauben, dass er von knechtlicher Arbeit befreit ist? Es ist göttlicher Ausspruch und [göttliche] Bestimmung: In Arbeiten wirst du dich ernähren alle Tage deines Lebens, im Schweiß deines Angesichts wirst du vom Brote leben. Wer nicht arbeiten will, soll auch nicht essen. Wer nicht trägt die Last des Tages und Hitze wird nicht den täglichen Lohn verdienen, wer nicht sät in Tränen, wird niemals in Jubel ernten. Auch kleine Lebewesen sind der Beweis und regen uns an, gut zu arbeiten. Unermüdllich laufen umher die Ameisen, schließen sich zusammen bei der Ernte eingedenk des kommenden Winters; mit vereinten Kräften arbeiten die Bienen, sind keinen Augenblick nachlässig, um die Wette sammeln sie, wenn es das Wetter zulässt, Wachs und Honig; wach sind die Spinnen Tag und Nacht, mit bewundernswerter Arbeit hängen sie Netze auf, um eine billige Beute reiben sie sich auf und zergehen. An was denken, was treiben die armen Sterblichen? In törichter Arbeit sind sie tätig für einen billigen Gewinn, für eine schändliche Liebe, für einen eiteln Titel, für eine hilfällige Sache. Sie merken, dass die

Abb. 19: 20 Totenrotelsammlung von St. Emmeram, B.6, Totenrotel, Augustinus Ziegler, 1. u. letzte Seite.

16 Hübsch, Heribert: Geschichte von Greifenberg, 2004, Manuskript

17 Totenrotel St. Emmeram, Bd. 6, 1776-1778; fol. 333r-334v.

18 Hirtner, Gerald: Netzwerk der Tugendhaften, SMB 48. Ergänzungsband, St. Ottilien 2014.

19 Druckgraphisches Element

20 Übersetzung der lateinischen Texte der Totenrotel von Frau Prof. Dr. Sigrid Albert und Herrn Dr. Ernst Messmer.

21 Totenrotel St. Emmeram, Bd. 6, 1776-1778; fol. 333r-334v.

*Arbeit meist ohne Erfolg ist oder der Erfolg der Arbeit nicht wert, und dennoch selten oder zu spät werden sie klug. Ein weiser Mensch denkt an Höheres, er arbeitet nicht für die Zeit, sondern für die Ewigkeit, übereifrig in der Arbeit für den Herrn, wissend, dass eine solche Arbeit nicht nutzlos ist, denn jedes erlesene Werk wird geehrt werden, und der es ausführt, wird mit ihm geehrt werden.*

*Hochverehrungswürdige in Gebetsbruderschaft verbundene HERREN! Wir stellen euch einen großen und mit Ehren bedachten Mann vor, mächtig in Wort und Tat, einen Mann, der weder durch Arbeit besiegt wurde noch durch den Tod zu besiegen war. Es ist der hochwürdigste und herausragendste Herr Augustinus Ziegler, unser resignierter Abt, gleichzeitig Kanoniker der Kathedrale zu Bamberg, des erhabensten Kurfürsten von Bayern ruhmreichen Angedenkens wirklicher Geheimer Rat usw., den wir beklagen, weil er uns vor wenigen Tagen von einem zu frühen Schicksal entrissen wurde, dessen Arbeiten in seinem Leben Gott geehrt und schließlich mit einem seligen Ende vollendet hat. Vernehmt die Menge und Abfolge seiner Arbeiten in dem Trauerbericht.*

*Geboren wurde er zu den großartigen Arbeiten am 11. April 1720 in Greifenberg, einem nicht unbekanntem Ort an den Grenzen von Oberbayern, dort gelegen wie ein Greif zur Bewachung der skythischen Schätze. Durch die heilige Taufe erhielt er den Namen Johannes der Täufer nicht ohne Vorbedeutung, weil er die Stimme eines Rufenden in der Wüste zu seiner Zeit sein sollte, die Stimme des Herrn in Herrlichkeit, die Stimme des Herrn, die die Wüste erbeben lässt. Von seinen hochangesehenen und wohlhabenden Eltern lernte er Tugend und wahre Arbeit. Nachdem er als hochbegabter Knabe zum Parnass in München geführt worden war, rührte er dort mit Minerva seine Hand und entriss mit leichtem Arm den Musen die Palmzweige und Lorbeeren als Lohn für die Arbeit und den Fleiß. Als Heranwachsender beschäftigte er sich mit großem Vergnügen unter Philosophen mit der Süßigkeit der Bildung und nahm leicht den ersten Platz ein, da er durch sein gutes Gedächtnis, seinen scharfsichtigen Verstand und seine bewundernswürdige Fähigkeit des Diskutierens alle überragte. Was hatte er dann als hoffnungsvoller junger Mann, der der gelehrten Athene gefiel, der bei den schmeichelnden Nymphen in ihren wissenschaftlichen Vorlieben hochgeschätzt wurde, im Sinn? Er wollte nur Gott gefallen, verließ alles und, was sehr mühsam ist, verließ sich selbst, floh zu unserem Kloster und suchte den Stand eines heiligen Lebens, da er bei sich zur Ansicht kam, dass es besser ist, sich für Gott in Arbeiten aufzureiben als durch Beifall in diesem Leben erhoben zu werden. Mit dem Ordensgewand bekleidet, zog er einen neuen Menschen an, der eine strengere Disziplin auf sich nahm. Nachdem er das Probejahr bestanden hatte, entschied er sich für ein dauerhaftes Bemühen um die klösterliche Vollkommenheit durch das feierliche Gelübde am 9. Oktober 1740. Mit neuem Namen wurde er AUGUSTINUS genannt, als zukünftiger Nacheiferer dieses großen Heiligen und Gefährten in der Seelsorge. Nachdem er nach Ingolstadt geschickt worden war, verwandte er auf Theologie und Rechtswissenschaft zwei Jahre solche Mühe, dass ihm, bestätigt durch das Urteil aller Prüfenden in beiden die höchste Auszeichnung bereitgestellt blieb.*

*Alles Schöne erreicht einer, der arbeitet, und hat reichlich Überfluss an Brot.*

*Nach Hause mit besonderem Lob zurückgekehrt fand er das Brot vom Himmel für sich bereitet, das alle Süßigkeit in sich enthält, das er bei der Primiz am ersten Fest des Märtyrers S. MAURITIUS, des Titelpatrons unserer Kirche, in Fleisch umwandelte und dem Höchsten darbrachte am 22. September im Jahr 1743. In seinen Arbeiten seit seiner Jugend aß er das Brot nicht untätig; zu Hause vermittelte er zuerst den Ordensbrüdern wortgewandt die peripatetischen Grundbegriffe, danach brachte er in der hochberühmten Universität Salzburg die eklektische Philosophie, ausgearbeitet nach der Norm der Neuerer, ans Licht der Öffentlichkeit.*

*Wie die Welle eine Welle erzeugt, setzt Arbeit die Arbeit fort, folgt Ehre auf Ehre. Als er vom öffentlichen Lehrstuhl zum Amt des Priors befördert worden war (eine sicher mühsame Aufgabe, die dem Oberen entweder durch Tadeln oder Nichthinsehen Verachtung bringt), erweckte er, weil er mit der gewinnenden Art der Milde begabt war, die Liebe zu Gott und die Sehnsucht nach sich bei allen Mitbrüdern so sehr, dass sie, als er bat, von diesem Amt befreit zu werden, dieses durch viele Bitten hinauszögerten und ihn ungern nur durch starke Gewalt entließen.*

*Die Arbeiten ändern die Ehren. Zur Seelsorge gerufen, arbeitete er in drei Pfarreien als guter Hirte daran, die ihm anvertrauten Schafe ohne Verlust zu bewahren, die Irrenden zurückzuführen, die Schwankenden zu stützen, die Folgsamen auf dem Weg der Gerechtigkeit zu halten, wobei er sich selbst in allen Dingen als Beispiel guter Taten in Lehre, in Unbescholtenheit, in Würde, ein gesundes Wort, untadelig zeigte.*

*Zu großem Lohn kann man nicht kommen ohne große Arbeit: Und in der Tat, wenn Priester, die gut vorstehen, doppelter Ehren für würdig gehalten werden, vor allem diejenigen, die sich in Wort und Lehre abmühen, wer wird dann zweifeln, dass Augustinus, herausragend durch so viele fromme Arbeiten, für einen höheren Grad der Würde bestimmt war.“*

Es kann nun der geneigte Leser selbst vergleichen, die Ausführung Pezzls und den offiziellen Nachruf des Klosters. Auffallend ist, dass das Wort „labor“ sich in jeder Zeile der Rotel findet. Man kann es mit Anstrengung, Strapazen, Mühsal, Plage, Ungemach in allerlei Variationen übersetzen. Es will vielleicht ausdrücken, dass der neue Geist der Aufklärung nicht durch Theater und Spott errungen wird, sondern durch eine harte Auseinandersetzung, und dass man hinter die barocke Fassade blicken muss.

Die barocken Vermittlungsformen müssen mit der Vorherrschaft der Vernunft durchleuchtet werden, um durch kritische Analyse eine Veränderung der Gesellschaft zu erreichen. Weiter ist zu fragen, ob die ausgedehnte Titulatur eine zeittypische Erscheinung ist, oder ist der Drang zur Repräsentation auf die jeweilige Persönlichkeit zu beziehen? Hat die Titulatur die Selbsteinschätzung des Prälaten verfälscht? Über die Herkunft des Prälaten erfahren wir über die Rotel genaue Daten und dies trägt zur Objektivität bei. Johannes Ziegler „an der Grenze zu Oberbayern“ in Greifenberg am 11. April 1720 geboren. Er wurde von seinen Eltern nach München in das Wilhelmsgymnasium geschickt. Eine strengere Disziplin und das Bemühen um geistliche Vollkommenheit ließen ihn in das Kloster Niederaltaich eintreten und er bekam am 9. Oktober 1740 mit seiner Profess den Namen Augustinus. Er wurde nach Ingolstadt zum Studium der Theologie und des Rechts geschickt. Er schloss sein Studium mit höchsten Auszeichnungen ab. Am 22. September 1743 feierte er in Beuern seine Primiz, am Fest des Niederaltaicher Kirchenpatrons Mauritius. Anschließend wurde er gleich Dozent der Philosophie in Salzburg. Nach weiteren zwei Jahren wurde er wieder in sein Kloster zurückgerufen. Aufgrund seiner hohen Begabung wurde er zum Prior des Klosters ernannt. Da dieses Amt (die Mitbrüder ermahnen, tadeln oder über Fehler hinwegsehen) nicht seiner Veranlagung entsprach, bat er, von diesem Amt wieder befreit zu werden.

Anschließend wurde er als Seelsorger in drei Kloster-Pfarreien geschickt, u.a. 1756-1763 nach Lalling und 1764 nach Regen. Im Jahr 1764 erreichte ihn die Nachricht vom Tod seines Vorgängers Ignaz I. Welcher Mönch käme nun eher für die Nachfolge in Frage als

Pater Augustinus? Dann folgte die Wahl am Vortag des hl. Augustinus am 27. August 1764 und mit großer Mehrheit wurden Augustinus zum Abt gewählt. Es folgte wieder die ausführliche Titulatur. Wir hören von seiner Marienfrömmigkeit. Zu ihren Ehren erbaute er in Frauenau einen neuen Hochaltar, wo er das dort befindliche wundertätige Marienbild über den Tabernakel anbrachte. Zur Anbetung setzte er das Allerheiligste aus und ließ an Samstagen und an Vorabenden von Marienfesten die ganze Nacht die Öllichter brennen. Die Wachfiguren seines Namenspatrons Augustinus und des hl. Nepomuk ließ er mit kostbaren Gewändern ausstatten und förderte ihre öffentliche Verehrung.

Er war kein großer Bauherr, aber er ließ einen mächtigen Torturm am Eingang des Klosters errichten und er kümmerte sich auch um die Gebäude der Klosterpfarreien, z.B. in Lalling, wo er den Speicher in gemauerter Weise aufbauen ließ. Er kümmerte sich um bessere Wohnungen für Bedienstete und Handwerker des Klosters. Er veranlassete das Anlegen neuer Fischteiche und ließ an der Donau einen Damm errichten, um Überschwemmungen vorzubeugen. Es wird berichtet von der außerordentlichen Freigiebigkeit des Abtes Augustinus. Er erließ Schulden ganz oder teilweise, unterstützte Witwen und Waisen und gab Geld für die Ausbildung junger, bedürftiger Menschen.

Aber er musste auch viele Schwierigkeiten ertragen wie Missernten, Hungersnöte, aufständische Untergebene, neidische Nachbarn und eigene Krankheiten.

Niederaltaich war ein voll eigenständiges Kloster. In geistlichen Dingen unterstand es dem Bischof von Passau und im weltlichen Bereich seinem Lehensherrn, dem Erzbischof von Bamberg. Da nie eine Visitation stattfand, konnte Abt Augustinus mit den Klostereinnahmen nach eigenem Gutdünken umgehen. Nach zehn Jahren legte er aufgrund der Kritik an seinem fürstlichen Lebensstil und auf Drängen des kurfürstlichen „Geistlichen Rates“ sein Amt als Abt nieder und zog sich nach Straubing zurück, wo er am 12. Juli 1778 verstarb. Er lebte als Mensch 59 Jahre, als Mönch 38 Jahre, als Priester 35 Jahre und als Abt 10 Jahre<sup>22</sup>.

Frau Prof. Dr. Sigrid Albert und Herrn Dr. Ernst Messmer möchte ich meinen besonderen Dank aussprechen für die Übertragung der lateinischen Texte aus dem schwierigen Rokokolatin mit den vielen eingestreuten Zitaten aus der Bibel.

Herzlich bedanken möchte ich mich auch bei Herrn Peter Köck für die Unterstützung bei der Erstellung des Beitrags, der Beschaffung der Bilder und der Erstellung des Textes.

<sup>22</sup> Anm. der Red: Man vgl. als Fazit den Wikipedia-Eintrag: „[...] Hingegen provozierte sein fürstlicher Lebensstil, der zu einer zunehmenden Verschuldung des Klosters führte, eine Kritik, der gegenüber er sich ablehnend verhielt. 1774 erhielt er in der Person von Ignaz Krenauer einen Administrator vorgesetzt, der ihm dann 1775 nach seiner Resignation als Abt nachfolgte. Augustin Ziegler zog sich nach Straubing zurück, wo er drei Jahre später verstarb.“ Ähnlich in: [http://www.benediktinerlexikon.de/wiki/Ziegler\\_Augustin](http://www.benediktinerlexikon.de/wiki/Ziegler_Augustin)

# Martin Johann Boos

(1762-1825) – ein Seelsorger aus unserer Heimat, der zur Leitfigur der Allgäuer Erweckungsbewegung wurde

VON PAUL JÖRG



Abb. 1: Porträt von Martin Boos in seiner Selbstbiografie.  
Quelle: <https://www.epochs-napoleon.net/Biographien/Boos> (Martin Johann Boos Bilder)

Abb. 2: Der Geburtsort Huttenried bei Schwabbruck mit dem ehemaligen elterlichen Anwesen Nr. 61 (rechts von der Kapelle); heute Hausnummer 31.  
Foto: Paul Jörg



An der Nordseite des ehemaligen Prämonstratenser-Chorherren-Stiftes im Bendorfer Stadtteil Sayn, in der Nähe von Koblenz, ist in einer alten Friedhofskapelle eine gusseiserne Grabplatte über der letzten Ruhestätte eines Seelsorgers angebracht, dessen Wirken in der damaligen Amtskirche viel Aufsehen erregte. Deren Argwohn ihm gegenüber begleitete ihn zeitlebens. Die Rede ist vom katholischen Pfarrer Martin Johann Boos, der leidenschaftlich und umtriebig in seinen Predigten und Schriften gegen die religiöse Erstarrung seiner Zeit anging und nicht nur im deutschsprachigen Raum, sondern auch darüber hinaus bekannt wurde. Die Wurzeln des heute nahezu vergessenen Priesters finden sich in unserer Heimat.

Sein langjähriger Weggefährte, Pfarrer Johannes Goßner, hat dessen Biographie (Lebenslauf mit Korrespondenz) nach seinem Tode chronologisch aus einer Vielzahl von Briefen, Tagebucheinträgen, eigenen und diktierten Erinnerungen zusammengestellt und als Buch veröffentlicht.<sup>1</sup> Auf dessen Grundlage, neben anderen ergänzenden Quellen, bezieht sich mein Aufsatz hauptsächlich.

## Frühe Kindheit

Martin Johann Boos wurde am Weihnachtstag des Jahres 1762 als drittletztes von 16 Kindern der vermögenden Bauersleute Andreas und Therese Boos in Huttenried (heute zur Gemeinde Ingenried, Landkreis Weilheim-Schongau, gehörend) geboren. Seine Mutter

war eine geborene Kögl und stammte aus dem Weiler Menhofen bei Denklingen, Hausnummer 2 mit Hausnamen „Beim Baumeister“. Die Schwabbrucker Chronik<sup>2</sup> schildert seine Geburt: „In Huttenried, auf Nummer 61 mit dem Hausnamen „Beim Hanselbauern“<sup>3</sup> wurde Johann Martin Boos genau um 12 Uhr in der Christnacht des Jahres 1762 geboren.<sup>4</sup> Es war so kalt, dass selbst in der geheizten Stube alles Flüssige gefror, und so ist das Knäblein wohl auch nur ohne Bad in Windeln gewickelt und trockengelegt worden.“

Huttenried gehört seit jeher zur Pfarrei Schwabbruck. Dort besuchte Boos auch die Dorfschule. Im Unterricht fiel er schon als aufmerksamer und im katholischen Glauben beheimateter Schüler auf. In der schulfreien Zeit musste er sich in der Großfamilie nützlich machen, wie es damals so üblich war. Im Alter von neun Jahren traf ihn ein schlimmer Schicksalsschlag. Infolge einer Epidemie verstarben im April 1772 innerhalb von acht Tagen beide Elternteile.<sup>5</sup> Ursache war wohl eine Mutterkornvergiftung, auch Ergotismus<sup>6</sup> genannt.

## Epidemie und Hungersnot

Klimaveränderungen und extreme Wetterereignisse haben in der Vergangenheit immer wieder die Menschheit heimgesucht. So war es auch vor 250 Jahren. In den Jahren 1770 bis 1772 herrschte durch konstant schlechtes Wetter und damit einhergehenden Missernten eine große Hungersnot. Im Jahre 1772 regnete es von Mitte April bis Mitte Oktober an nahezu 150 Tagen.

Das dadurch oft minderwertige Getreide gab man unter dem Ankaufswert oder gegen Marken an die Armen ab. Dabei erwies sich der Roggen als eine tödliche Gefahr für die Menschen. Roggen wird bei solchen Witterungsverhältnissen bevorzugt vom Mutterkorn (*Secale cornutum*)<sup>7</sup> befallen. Dabei handelt es sich um einen giftigen Schlauchpilz, der aus den Ähren vom Getreide herauswächst. Seine giftige Frucht überzieht mit einem Geflecht aus purpurfarbenen bis zu schwarzen Wucherungen das Getreide.

Roggen galt damals als die alleinige Brotfrucht. Brot wurde als Grundnahrungsmittel vor allem bei der Landbevölkerung zu allen Mahlzeiten gegessen und war durch das mit dem Pilz angereicherte Getreide, je nach Gegend, verhängnisvoll. Der Verzehr von ungerinigtem, rohem Getreide birgt die größten Risiken, was zu jener Zeit überwiegend noch unbekannt war. Heutzutage werden durch die Reinigung die Sklerotien (Dauerorgane des Pilzes, Mutterkörner) aus dem Erntegut entfernt. 1772 sind im Kurfürstentum Bayern, das damals ca. 1,1 Millionen Einwohner zählte, 70.000 Menschen an Krankheit oder Hunger verstorben, doppelt so viele wie in normalen Jahren.<sup>8</sup>

## Schul- und Studienzeit

Nach dem Tod der Eltern verteilte man die noch minderjährigen zwölf Kinder unter den Verwandten. Martin kam zu einem Onkel mütterlicherseits, dem Geistlichen Rat Johann Evangelist Kögl, nach Göggingen (bei Augsburg), der allerdings kein allzu großes Interesse an der Entwicklung seines Nefen zeigte. Als Martin nach Absolvierung der Domschule am Augsburger Hohen Dom den Wunsch äußerte, Geistlicher werden zu wollen, lehnte sein Onkel dies zunächst mit der Begründung ab, der Jugendliche habe kein Talent und kein Geld und solle lieber Schuster werden. Doch das vom Lehrer ausgestellte Zeugnis konnte schließlich überzeugen und so kam der junge Boos, der sich zuvor schon im Selbststudium Lateinkenntnisse angeeignet hatte, an das ehemalige Jesuitengymnasi-

um<sup>9</sup> St. Salvator in Augsburg, wo er eine tiefe asketische Frömmigkeit entwickelte.

Gegen das Anraten und den Willen seiner ehemaligen Lehrer, die ihm in Augsburg schon eine Hauslehrerstelle in Aussicht gestellt und die Möglichkeit zum freien Studium angeboten hatten, nahm er zunächst mit zwiespältigen Gefühlen – er wäre gerne noch in seinem Umfeld verblieben – ein Studium an der Dillinger Universität auf, wohin ihn sein Onkel vermittelt hatte. Da im Theologiebereich die Plätze schon vergeben waren, studierte er zunächst die Fächer Physik und Metaphysik, die er unter großem Fleiß mit dem Magister abschloss. Man versprach ihm deshalb, dass er ohne Examen als „Alumnus pontificius“ (Theologiestudent) in die Katholische Fakultät aufgenommen werden sollte. Man hielt aber nicht Wort. So musste er ebenso wie alle anderen Bewerber eine Aufnahmeprüfung bestehen und wurde dann in das Alumnat<sup>10</sup> aufgenommen. 1784 begann er schließlich ein vierjähriges Theologiestudium an der als „aufklärerisch“ verschrienen Einrichtung. Dort war Johann Michael Sailer,<sup>11</sup> der spätere Bischof von Regensburg, eben erst zum Professor für Pastoral- und Moraltheologie bestellt worden. Sailer ging es vor allem um einen verinnerlichten und bibelorientierten Glauben. Er kämpfte gegen das spekulative Denken der Spätscholastik<sup>12</sup>, das die Ausbildung an den Theologischen Hochschulen völlig beherrschte. Demgegenüber wollte er Seelsorger und Pädagogen ausbilden und betonte gegenüber dem Rationalismus der Aufklärung die Spiritualität als Basis des Christentums.

Seinen Studenten legte er das Bibelstudium nachdrücklich ans Herz. Für die damalige Zeit keine Selbstverständlichkeit, kamen doch nicht wenige Geistliche während ihres gesamten Studiums nie mit der Bibel in Berührung, was aus heutiger Sicht erstaunt.<sup>13</sup> Vor allem öffnete Sailer den jungen Studenten das Tor zur modernen Literatur- und Geisteswelt, indem er ihnen entsprechende Werke empfahl und darüber mit ihnen diskutierte, was auch den Studenten Boos begeisterte.



Abb. 3: Roggenähre mit Mutterkorn.  
Foto: <https://de.wikipedia.org/wiki/Mutterkorn>

Abb. 4: Johann Michael Sailer – Professor für Pastoral- und Moraltheologie, späterer Bischof von Regensburg.



1 Siehe Goßner, Martin Boos

2 Siehe Mayrock u.a., Chronik Schwabbruck

3 Heute Hausnummer 31

4 Goßner (Neuaufgabe): In einem Brief vom November 1814 antwortete Boos auf die Frage nach seiner Geburt: „O Herr ich bin's nicht wert – den 25. Christmonat 1762. So lautet der Tauschein. Nebenbemerkung: Nachts 12 Uhr, so lautet die Tradition meiner Eltern. Das will ich, Deinem Witz auszulegen, überlassen.“

5 Hahn: Anm. lfd. 172, S. 37: Lt. Goßner sei Boos beim Tod seiner Eltern vier Jahre alt gewesen, was nicht stimmen kann. Die Epidemie war im Jahre 1772. Aus einem Brief von Boos an ein Erweckungsmitglied vom 29.11.1814 ergibt sich, dass er in Schwabbruck zur Schule gegangen ist. (Anm. lfd. 196, S. 43).

6 <https://de.wikipedia.org/wiki/Ergotismus>

7 <https://de.wikipedia.org/wiki/Mutterkorn>

8 Haus der Bayerischen Geschichte – Magazin 6: Krisen in Bayern – Kriege, Seuchen ..., S. 34-37

9 Der Jesuitenorden wurde am 21. Juli 1773 durch Papst Clemens XIV. auf Druck der Könige von Frankreich, Spanien und Portugal aufgelöst. Dabei spielten Verschwörungstheorien eine große Rolle. Die Aufhebung wurde im Jahre 1814 durch Papst Pius VII. wieder rückgängig gemacht.

10 Er konnte nunmehr Theologie kostenfrei studieren.

11 [https://de.wikipedia.org/wiki/Johann\\_Michael\\_Sailer](https://de.wikipedia.org/wiki/Johann_Michael_Sailer)

12 Bezeichnet im weiteren Sinne eine auf die antike Philosophie gestützte, christliche Dogmen verarbeitende Philosophie und Theologie des Mittelalters. Im engeren Sinn alle Versuche, die kirchlichen Dogmen des Katholizismus mit philosophischen Mitteln rational zu begründen.

13 Hahn: Anm. 244, S. 52

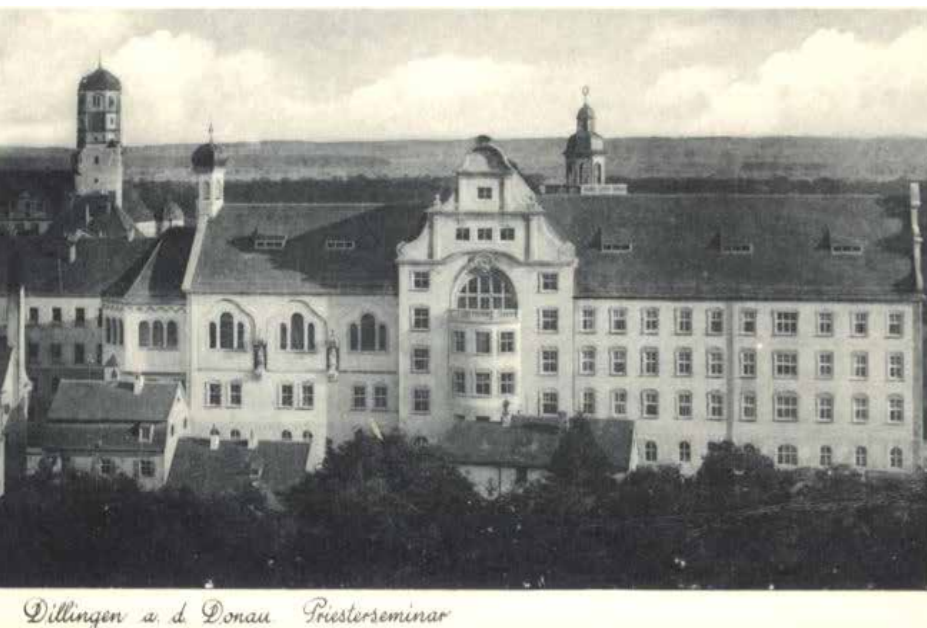
Durch seinen Lehrer wurde Boos auch mit dem Gedanken der Ökumene vertraut gemacht, was seinen Lerneifer befeuerte. Sailer wird zeitlebens sein Freund, Mahner und Beschützer.

Boos bemühte sich, auch während seines Studiums fromm und asketisch zu leben, wie er es im Jesuitenkolleg erfahren hatte. So schlief er jahrelang – selbst im Winter – auf dem Boden statt in seinem Bett. Er geißelte sich oft bis aufs Blut oder gab sein Brot den Armen und fastete lieber. Er beichtete während seiner Studienzeit fast alle acht Tage und betete um Frieden und Heilsgewissheit.<sup>14</sup> Das Bewusstsein, ein erlösungsbedürftiger Sünder zu sein, war in ihm schon von früh an und tief verwurzelt. Gegenüber seinen Mitstudenten galt er als „Beispiel und Vorbild in jeder Hinsicht“.<sup>15</sup>

Seine vorzeitige Priesterweihe erhielt er am 2. September 1786. Diese erfolgte auf Drängen seines Onkels, nachdem er das Vorexamen als Bester abgeschlossen hatte. Eine Woche später feierte er die Primiz<sup>16</sup> in seiner Pfarrgemeinde Schwabbruck, wo sich 35 Geistliche und über 500 Gläubige einfanden.<sup>17</sup> Danach kehrte er nach Dillingen zurück, um sein Studium abzuschließen.

Abb. 5: Ehemaliges Priesterseminar in Dillingen.

Foto: <https://oldthing.at/Dillingen-Donau-Priesterseminar-0022989861>



Dillingen a. d. Donau Priesterseminar

### Erste Kaplanstellen und frühes Glaubensverständnis

Nach seinem Studium nahm Boos einen mehrwöchigen Aufenthalt am Priesterseminar in Pfaffenhausen für weitere Selbststudien wahr, ehe er im Frühjahr 1788 seine erste Kaplanstelle in Unterthingau (heute Landkreis Ostallgäu) antrat.

In diese Zeit fällt jenes Erlebnis, das sein weiteres Schaffen prägte – die Erkenntnis des „Christus für uns und in uns“: In seiner seelsorgerischen Tätigkeit besuchte er eines Tages eine kranke Bäuerin am Sterbebett. Zu deren Trost sagte er ihr, dass sie selig sterben werde, weil sie fromm gelebt habe. Die Frau entgegnete ihm, dass sie die Gewissheit habe, verdammt zu werden, wenn sie auf ihre Frömmigkeit vertraue. Vielmehr wäre sie durch ihre Werke verloren, wenn nicht Jesus Christus für sie gestorben wäre. Der evangelische Heilsweg, mit dem er in Berührung kam, ließ ihn zur Erkenntnis kommen, „dass der Mensch gerecht werde ohne des Gesetzes Werke, allein durch den Glauben“ (Röm. 3,28).

Das Erlebte bewog ihn, seine Mitmenschen wachzurütteln, sie sozusagen zu „erwecken“, dass sie nur im Glauben allein zu Gott finden werden. „Christus ist das Heil der Welt“, lautete seine Botschaft. „Der lebendige Glaube an Ihn ist Gabe Gottes. Dieser Glaube beweist seine Wirksamkeit in und durch die heilige Liebe. Diese offenbart sich in lauter guten Werken, wie der gesunde Baum mit seinen guten Früchten. Wer in Glaube, Liebe, Hoffnung und in guten Werken bis ans Ende beharrt, der findet in Christus das ewig selige Leben.“<sup>18</sup>

Boos' spätere Gegner beobachteten zutreffend, dass sich durch seine Schwerpunktsetzung eine Veränderung gegenüber dem traditionellen katholischen Verständnis ergab. Er verstand unter „Glauben“ primär eine persönliche Beziehung – im Sinne von: Ich vertraue mich Jesus an. In der katholischen Lehre dagegen erscheint „Glaube“ vor allem als Bejahung von Dogmen. Das lässt sich am Begriff „Glaubensgut“ erkennen – es handelt sich um Inhalte, die für wahr gehalten werden. Der Begriff „Glaubensgehorsam“ verweist darüber hinaus auf die Befolgung von Geboten.<sup>19</sup>

Treffend dazu auch eine Begebenheit, die Boos seinem Biographen erzählte: Ein Bauer kam zu ihm, um zu beichten. Am nächsten Morgen wollte dieser noch einmal beichten. Dies lehnte Boos ab mit den Worten: „Gebeichtet und gezweifelt hast Du schon lange und zu viel, aber geglaubt hast Du zu wenig. Und viel zu wenig Vertrauen auf den gesetzt, der für dich Blut geschwitzt hat. Glaube! Und Dein Glaube wird dir helfen.“ Damit entließ er ihn und gab ihm ein Neues Testament mit.<sup>20</sup>

Weitere seelsorgerische Stationen im Leben des Pfarrers Boos waren im Frühjahr 1790 die Stelle eines Stiftskaplans von St. Lorenz in Kempten und im Herbst des Jahres 1791 ein Kanonikat<sup>21</sup> in Grönbach (nahe Kempten), wo er durch sein Wirken sehr bald die Bevölkerung für sich gewinnen konnte. Allerdings rief die unerwartete Popularität des erst 28-Jährigen auch den Neid seiner durchweg älteren Kanoniker-Kollegen hervor, den sie ihn auch spüren ließen. Besonders der Dekan des Stiftes, Johann Nepomuk Frey, setzte Boos zu, so dass dieser nach gut anderthalb Jahren, im Jahr 1793, das Handtuch warf und nach Kempten zurückging.

Im selben Jahr noch wurde er (gegen Weiterbezug seines Gehalts) aus einem nichtigen Anlass – wegen einer für zu aufwühlend empfundenen Predigt über die Rechtfertigung des Glaubens – entlassen und zog ein paar Monate ziellos durchs Land. Im Februar 1794 fand er Zuflucht bei einem entfernten Verwandten, dem Pfarrer Johann Michael Feneberg in Seeg. Zunächst um den nach einem schweren Reitunfall im Krankenstand befindlichen Pfarrherrn zu unterstützen. Während dieses Aufenthalts scheint verabredet worden zu sein, dass er vom Sommer 1794 bis zum Frühjahr 1795 die zweite Kaplanstelle übernehmen solle, was auch geschah.

In der reich bestückten Seeger Pfarrbibliothek fand Boos auch Lesestoff mit aktuellen Themen zur Glaubenslehre. Dies bewog ihn zu einem vertieften Bibelstudium, was bei ihm sogar zu Traumvisionen und Lichterscheinungen führte, auf die er auch in seinen Schriften und Predigten immer wieder einging.<sup>22</sup> Während seines Wirkens im Bereich des Fürststifts Kempten kam er mit jungen Geistlichen in Kontakt, die sich ebenfalls berufen fühlten, die Kirche an Haupt und Gliedern zu erneuern und wohl ebenfalls durch

ihr Studium bei Sailer in Dillingen bzw. durch dessen Schriften inspiriert waren.

Sie zeigten großen Eifer in der Erfüllung ihrer Pflichten und begannen immer stärker, auch außerhalb der Kirchen öffentlich zu predigen, wobei sie sich vor spektakulären Aufritten nicht scheuten. So hatten sie bald bei der einfachen Landbevölkerung starken Zulauf, zumal sie eine Kirche des frühen Christentums mit einfachen Riten predigten, in der auch die Frauen ihren gleichrangigen Platz hatten – was allerdings zunächst für alle Beteiligten gewöhnungsbedürftig war. Zu diesem Zeitpunkt konnte Boos noch nicht errahnen, dass er einer der führenden Köpfe von reformfreudigen Theologen aus seiner Heimat in der sogenannten „Allgäuer Erweckungsbewegung“, die an der Wende des 18. zum 19. Jahrhundert entstand, werden sollte; letztendlich sogar der Bekannteste.

### Die Allgäuer Erweckungsbewegung

Diese inspirativen (Jung-)Theologen sahen ihren Verkündigungsauftrag darin, die Botschaft von Jesus den Menschen bewusst näherzubringen, um das Miteinander lebenswerter, menschlicher und gerechter werden zu lassen sowie leichter das ersehnte Seelenheil zu finden. Ein guter Christ sei man nicht allein durch die Erfüllung kirchlicher Gebote. Dem als stoisch empfundenen religiösen Formalismus des Nicht-Erweckten, der sich im Messehören, Beichten der Sünden, in der Ablassgewinnung, Rosenkranzbeten, Wallfahrten gehen und in einem ehrbar bürgerlichen Leben erschöpfte, stand der freudige, weil von innen kommende Glaube des Erweckten gegenüber.<sup>23</sup>

Die neue Religionsgemeinschaft verstand sich als verstreute Herde, als Kirchlein in der Kirche (ecclesiola in ecclesia), die als kleine, verfemte Minderheit in einem Netz von Gleichgesinnten existierte und eine unsichtbare, aber gleichsam wahre Kirche der Erweckten und Wiedergeborenen bildete. Gegenüber diesem Einheitsbewusstsein

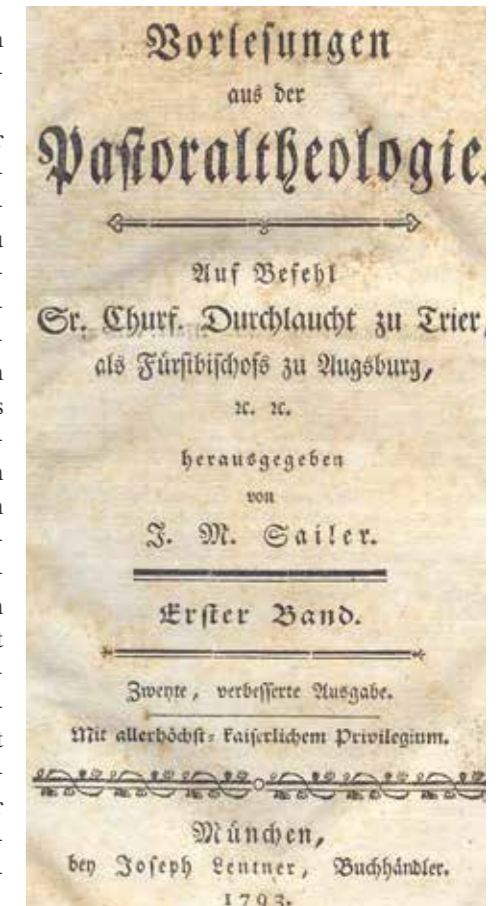


Abb. 6: Titelseite der gedruckten Vorlesungen von Johann Michael Sailer zur Pastoraltheologie 1793, München. Foto: Mabit 1 (16.6.2020) <https://de.wikipedia.org/wiki/Pastoraltheologie>

14 Goßner (Erstauflage): S. 26

15 Hahn: Anm. 201, S. 44

16 Erste feierliche Messe nach der Priesterweihe.

17 Goßner (Neuaufgabe): S. 42

18 Goßner (Neuaufgabe): S. 150

19 Goßner (Neuaufgabe): Kommentar des Herausgebers, S. 23

20 Goßner (Erstauflage): S. 387

21 Kanoniker, auch Stiftsherren und Chorherren genannt, sind Kleriker aller Weiestufen, die als Mitglieder eines Dom- oder Stiftskapitels an der gemeinsamen Liturgie mitwirken. Grönbach war ein Kollegiatstift.

22 Hahn: Anm. 339, S. 72

23 Hahn: Anm. 60, S. 13

traten konfessionelle Unterschiede zurück, wengleich sie in der Regel nicht aufgehoben wurden, was das ökumenische Gepräge der Bewegung bedingte.<sup>24</sup>

Durch ihre Rolle als Seelsorger standen naturgemäß die der Bewegung angehörenden Priester im Vordergrund. Doch zeigen die Quellen, dass die Bewegung von Anfang an Priester und Laien gleichermaßen erfasst hat, was zur Ausbreitung wie auch zur Komplexität der Bewegung beigetragen hat. Durch die starke Beteiligung von Laien spielten insbesondere Frauen, die sogenannten „Gebärmütter“ (es gab auch „Gebärväter“) eine hervorstechende Rolle. Unter dem Begriff verstand man Frauen (und Männer), die andere zum lebendigen Glauben erweckten, in der Sprache der Bewegung also als geist-erfüllte Werkzeuge Gottes eine geistliche Geburt auszulösen vermochten.<sup>25</sup>

Die „Allgäuer Erweckung“ wurde nicht im eigentlichen Sinn initiiert, sondern ist als vielschichtiges Ineinander von im Volk gelebter Frömmigkeit und der Aufnahme, Rezeption und Verbreitung des Gedankenguts durch Priester und Laien (mit wechselseitiger Beeinflussung) zu verstehen.<sup>26</sup> Deren Bestrebungen fanden im meist mühseligen Alltag der Bevölkerung, gegängelt durch die strengen Glaubensregeln der römisch-katholischen Kirche, offenes Gehör: Aufgeschreckt durch ihre Sündhaftigkeit, versuchten sich

die Gläubigen im Wesen der Angst durch allerlei Werke und Bußpraktiken zu entsündigen, ehe sie frustriert und verzweifelt über die Vergeblichkeit ihres Tuns erkannten, dass allein Christus, am Kreuz leidend und sterbend, die vor Gott geltende Gerechtigkeit, Sündenvergebung und Erlösung ist.<sup>27</sup>

Durch ihre Protagonisten breitete sich die neue Reformbewegung, die zum Teil starke Tendenzen zur protestantischen Lehre aufwies, rasch in den Diözesen Augsburg und Konstanz aus, ging aber auch darüber hinaus nach München, Oberösterreich und Brandenburg, sogar bis nach Sankt Petersburg. Darüber hinaus hatte das gedruckte Medium einen großen Anteil am weiteren Bekanntwerden.<sup>28</sup>

Boos wird der leidenschaftlichste Missionar dieser Reformbewegung, die, in ihren Augen, eine realistischere und der Zeit angepasste Erneuerung innerhalb der katholischen Kirche einbringen wollte: Bibellesen (eine Bibel gehört in jedes Haus), Betonung des persönlichen Glaubens (im Alltag und im Miteinander), spirituelles Leben (auch Tänze, Meditation und Riten sind Gebet), Bekehrung (allein der Glaube an Gott zählt), Überdenken der Sakramentenmagie (Zusammenwirken von Beichte, Vergebung und Buße; Liturgische Mitwirkung von Laien)<sup>29</sup> und Befolgung des Gewissens.

Dieses Denken passte weder der Römischen Kirche, die sich im Überlebenskampf mit dem modernen Staat zentralistisch organisierte, noch den autoritären Landesherren, die Gehorsam zur ersten Bürgerpflicht machten. Mit den Schlagworten von „falscher Mystik“ und „Aftermystik“<sup>30</sup> gerieten reformfreundige Theologen in Verdacht, Ketzler und Aufrührer zu sein. Von Gegnern organisierte Kampagnen, zum Teil mit bewussten Falschinformationen, taten ihr Übriges dazu.<sup>31</sup>

### Der Aftermystizismus

Der Ausdruck Mystik bezeichnet Berichte und Aussagen über die Erfahrung einer göttlichen oder absoluten Wirklichkeit sowie die

Bemühungen um eine solche Erfahrung.<sup>32</sup> In der christlichen Mystik zielt die mystische Auslegung der Heiligen Schrift auf die Erkenntnis der Gotteswirklichkeit.<sup>33</sup> Boos beschäftigte sich in seinen Bibelstudien immer wieder intensiv mit dem Neuen Testament und den Briefen des Apostels Paulus. Im späten 18. Jahrhundert wird Mystizismus zum Kampfwort der Aufklärung gegen Religion und bekommt einen starken staatsfeindlichen Klang. Um die negative Bedeutung zu verstärken, gebrauchte man auch das Wort Aftermystizismus.<sup>34</sup>

Josef Sedelmayer schreibt in der „Geschichte des Marktfleckens Grönenbach“, in seinem Aufsatz über Boos zum Allgäuer Frömmigkeitskreis:<sup>35</sup>

„Es ist dieser Aftermystizismus, auch Irwingianische Irrlehre oder vulgär Lindlianismus genannt, eine sonderbare Mischung von katholischen und protestantischen Ideen, durchhaucht von einem eigentümlichen mystischen, schwärmerischen Anflug, die am Ende des 18. und anfangs und Mitte des 19. Jahrhunderts in vielen Gegenden auftraten und ganze Gemeinden samt Pfarrherren ergriffen. Erweckung und Auserwählung einzelner, Wiederkunft Christi und Stiftung eines Friedensreiches waren die Schlagworte; großartige Nächstenliebe, die werktätig sich überall erwies, verbunden mit einer süßlichen Frömmelerei und scheinbarem Asketentum. Gleichwohl aber auch vermengt mit Sinnlichkeit, bei dem zwischen beiden Geschlechtern Friedenskuss (osculum pacis)<sup>36</sup> und gegenseitige Umarmungen vorkamen; später hie und da bei geheimen Konventikeln und Zusammenkünften in letzter Konsequenz sogar geschlechtliche Ausschweifungen, was die Leute anlockte.“

### Boos macht sich einen Namen

Im Frühjahr 1795 kam Boos als Kaplan nach Wiggensbach (westlich von Kempten), wo sein Schulfreund und ehemaliger Mitkaplan Abraham Brackenhofer Ortsgeistlicher war. Am 10. März 1795 wurde für die Zeit vom 24. Mai bis 22. Juni des Jahres ein Jubelablass<sup>37</sup> ausgeschrieben, weshalb außerordentlich

viele Gläubige nach Wiggensbach kamen, um ihre Generalbeichte abzulegen. Dies bot ihm nicht nur zahlreiche Gelegenheiten zum seelsorgerlichen Gespräch, es bewirkte auch, dass sich sein Ruf als frommer Seelsorger rasch ausbreitete und so wiederum zahlreiche Menschen zu ihm trieb. In diese Zeit fällt die Abfassung seiner Anweisung zur Buße und zum Glauben an Christus, die er, neben anderen selbstgeschriebenen Traktaten, handschriftlich unter den Gläubigen verteilte.

Bei seinen mit Temperament vorgetragenen Predigten und bei öffentlichen Versammlungen, wozu er immer nur einen Leitfaden zurechtgelegt hatte, verstieg er sich oft ins Schwärmerische, weshalb er von seinen Gegnern auch als „Patriarch des Aftermystizismus“ bezeichnet wurde. Er verstand es jedoch, in einfacher Sprache und vergleichenden Beispielen aus dem Alltag, mit den Worten Jesu, die Leute zum lebendigen Glauben hinzuführen – und sie verstanden ihn. Sein Charisma bekräftigte seine Botschaften. Er trennte sich letztlich nie von den Glaubenssätzen der katholischen Kirche. Wie seinen reformfreundigen Mitbrüdern ging es ihm vor allem um die Erweckung neuen Geisteslebens, um eine Glaubenserneuerung zum Wohle der Menschen.<sup>38</sup>

Abb. 8: In Leder gebundenes Gebetbuch aus dem Jahre 1735, 4. Auflage, 1760. Foto: Paul Jörg



Abb. 7: Kerngebiet der Allgäuer Erweckungsbewegung. Foto: Maximilian Dörrbecker [http://commons.wikimedia.org/wiki/File:Karte\\_von\\_Oberschwaben.png](http://commons.wikimedia.org/wiki/File:Karte_von_Oberschwaben.png)



24 Hahn: Anm. 62, S. 14

25 Hahn: Anm. 73, S. 15

26 Hahn: Anm. 74, S. 16

27 Hahn: Anm. 308, S. 64 ff.

28 Hahn: Vorbedingungen, Absatz 1, S. 1

29 In der römisch-katholischen Kirche gibt es sieben Handlungen, sogenannte Sakramente: Taufe, Firmung, Eucharistie, Beichte, Ehe, Priesterweihe und Krankensalbung. In der evangelischen Kirche sind es nur zwei: Taufe und Abendmahl (Eucharistie).

30 Eine von den Gegnern als falsch apostrophierte Mystik.

31 Kittlauß: Kapitel 5-Martin Boos als Christ und Theologe

32 <https://de.wikipedia.org/wiki/Mystik>

33 <https://de.wikipedia.org/wiki/Mystik>. Unterpunkt christliche Mystik.

34 Kittlauß: Anm. 3

35 Siehe Sedelmayer; S. 196-198

36 Man gibt den Kuss in der Regel auf die Wangen, die Nase, die Augen, aber auch auf die Knie oder die Füße dessen, dem er gebührt. Bei der Erweckungsbewegung wurde er auch auf den Mund gegeben.

37 Ein vom Papst den Gläubigen, bei Erfüllung bestimmter Bedingungen, gewährter vollständiger Ablass. Der Jubelablass im Jahre 1795 wurde von Papst Pius VI. „den Pfälzbairischen Staaten per Dekret vom 10. März“ verliehen.

38 Hahn: Anm. 15, S. 4

In Wiggensbach erlebte er eine weitere Erweckung. Er betete und forschte Tag und Nacht in der Bibel und in anderen aktuellen, geistreichen Schriften. Er brachte nach dem Beispiel des Heilands ganze Nächte im Gebet zu. Während des Tages eilte er, so oft er konnte oder wenn er etwas auf dem Herzen hatte, in die Kirche oder in sein Kämmerchen, um mit Gott im Gebet zu ringen und sein Antlitz zu suchen. Dies führte bei ihm wiederum zu Traumvisionen und Erscheinungen. In einer niedergehenden Sternschnuppe sah er ein Zeichen des Himmels als Antwort auf seine Fragen und Gebete. Unter dem starken Eindruck dieser Erscheinungen hielt er schließlich am 1. Januar 1797 eine aufwühlende Neujahrspredigt, in der er der Gemeinde seine Erscheinungen und die für ihn daraus abzuleitenden Folgerungen mitteilte.

Die Folgen der Predigt waren dramatisch: 40 Personen waren von Boos' Worten und Schilderungen derart ergriffen, dass sie in Ohnmacht fielen und hinausgetragen werden mussten. Es entstand ein großer Lärm und ein Durcheinander. Die Menge spaltete sich. Einige riefen verzückt: „Hosianna!“ Andere forderten: „Weg mit ihm! Fort mit ihm!“ Aufgebrachte Gemeindeglieder liefen sofort zum Pfarrer und forderten mit Gewalt und Ungestüm, dass er auf der Stelle den Kaplan fortjagen solle. Die friedlich Gesinnten liefen ebenso zum Pfarrer, baten und beschworen ihn, dass er den gesegneten Mann behalten solle. Da sich der Tumult auch nach drei Tagen nicht legen wollte, setzte sich Boos, der

sich in seiner Kammer eingesperrt hatte, schließlich über Nacht heimlich zu Pfarrer Feneberg nach Seeg ab. Dort hatte er zunächst Ruhe.<sup>39</sup>

### Die Amtskirche wehrt sich – die Gegner formieren sich

Dieses aufsehenerregende Ereignis verbreitete sich in der Gegend natürlich wie ein Lauffeuer – und hatte Auswirkungen. Erstmals kam es von Seiten seiner Gegner zu Repressalien gegenüber seinen Anhängern. So kam Pfarrer Brackenhofer, obwohl zunächst mit Boos solidarisch, nicht umhin, sich am 18. Januar schriftlich an den Leiter des Bischöflichen Seminars in Pfaffenhausen, Ludwig Rößle, zu wenden und ihm Bericht zu erstatten. Der erhob am 28. Januar offiziell Anzeige gegen Boos. Als man seinen Aufenthaltsort entdeckte, nutzte man eine kurze Abwesenheit des Ortspfarrers. Anfang Februar 1797 erschien der mit der Voruntersuchung betraute Rößle im Seeger Pfarrhaus und nahm beinahe überfallartig die gesamte Korrespondenz und andere Schriftstücke mit. Die Bücher konfiszierte er ebenfalls, beließ diese aber vor Ort. Boos zwang er bei seinem Ehrenwort – er war gesundheitlich, vor allem psychisch, schwer angeschlagen –, vor dem geistlichen Gericht in Augsburg zu erscheinen.

Am 10. Februar stellte sich Boos in Göggingen den Behörden, wo er im dortigen Priesterkorrektionshaus inhaftiert wurde. Dort saßen in der Moral und Sittlichkeit mehr oder weniger tief gesunkene Geistliche und Verrückte ein.<sup>40</sup> Die Verhöre selbst, zu denen Boos anfangs noch von einer Polizeieskorte begleitet wurde, fanden in Augsburg statt.

Das erste am 7. März. Dabei betonte Boos den Einklang seiner Thesen mit der kirchlichen Lehre und stellte dezidiert in Abrede, an einer Aufhebung oder Relativierung der kirchlichen Gebote und Vorschriften interessiert zu sein.

Während seiner mehrmonatigen Inhaftierung verfasste Boos weitere Themenabfassungen zu seinen Glaubensgrundsätzen sowie seine umfassende Rechtfertigung zu verschiedenen Anklagen und Beschuldigungen. Am 11. September 1797 verkündete das Gericht schließlich nach vielen Verhören sein Urteil. Es kam zu dem Entschluss, dass Boos seinen ihm vorgehaltenen 29 Lehrmeinungen, die mit der katholischen Glaubenslehre nicht konform seien, abzuschwören habe. Als

Ketzer habe er nicht zu gelten, eher als ein Schwärmer, mit Wissenslücken in der katholischen Glaubenslehre. Ausdrücklich wurde ihm bescheinigt, dass er sein Priesteramt mit Hingabe ausübe.

Nachdem Boos bei der Untersuchung erklärt hatte, dass er seine Lehrmeinungen, mit Ausnahme der sieben, die nicht von ihm stammen würden, nach wie vor vertrete und von ihnen nicht abweiche, hatte dies zur Folge, dass er zusätzlich zu einem Jahr Haft verurteilt wurde. Diese hatte er im bereits erwähnten Göggingischen Priesterkorrektionshaus zu verbringen „mit dem gemessensten Auftrag, während dieser Zeit das von ihm vernachlässigte Theologiestudium mit möglicher Anstrengung nachzuholen und wöchentlich das eine ums andere Mal mit einem zu bestimmenden Theologen zu repetieren.“<sup>41</sup> Seiner Bitte um Straferleichterung wurde auf Betreiben des ihm unterschwellig wohlgesonnenen Augsburger Generalvikars Anton Coelestin Nigg nachgekommen und nunmehr in einen Stadtarrest umgewandelt.<sup>42</sup> Boos konnte sich daher in Augsburg eine kleine Wohnung mieten und bekam mit dem Gablinger Kapuzinerpater Ulrich (Benedikt) Reitmair einen frommen und offenen Repetitor, dessen positives Urteil schließlich auch Boos' vorzeitige Haftentlassung erwirkte.

Interessant ist in diesem Zusammenhang das Urteil des Benediktinerpaters Hildebrand Dussler, der in dem Band „Lebensbilder aus dem bayerischen Schwaben“ eine kurze Biographie über Boos veröffentlichte.<sup>43</sup> Dusslers Arbeiten zeichnen sich vor allem durch ein Bemühen um Objektivität und Sachlichkeit aus, wobei auch er eine gewisse Sympathie für Boos nicht verbergen kann und unverhohlen Kritik am damaligen geistlichen Klima wie auch am Vorgehen der Behörden übt.<sup>44</sup>

Bezüglich der bereits erwähnten Lehrsätze (es waren 15 deutsche und 14 lateinische) konstatiert Dussler, dass vier Lehrsätze aus Sicht moderner katholischer Dogmatik nicht anfechtbar und weitere vier wohlwollend zu interpretieren seien. Sieben Sätze habe Boos als untergeschobene Ansicht zurückgewiesen. Zuletzt kursierte im Umkreis der Bewegung einiges, was Boos zwar angelastet, in dieser Form aber nicht von ihm gelehrt oder

intendiert worden war. Dies war dem Umstand geschuldet, dass Boos mitunter unpräzise oder missverständlich formulierte. Die Kontrolle darüber, was tatsächlich beim Volk ankam und in welcher Form dies dann weitergegeben wurde, musste ihm damit naturgemäß entgleiten. Deshalb herrscht nicht immer Klarheit darüber, was er nun tatsächlich gesagt oder gepredigt hat, was seine Lehrmeinung war oder vielleicht doch nur die Meinung anderer über ihn oder später hinzugekommenes Beiwerk seiner Anhänger oder Gegner. Damit blieben also immer noch zumindest 14 Lehrsätze, die von Boos ganz offensichtlich vertreten wurden und als nicht mit der katholischen Lehre vereinbar zu gelten hatten.

### Widerrufene Bewährung

Wieder auf freiem Fuß, trat Boos am 5. Februar 1798 eine Stelle als Kaplan in Langenau nach (südwestlich von Augsburg) an, wo er seinen Schriftwechsel mit Kaplänen, Pfarrern, Mitgliedern der Erweckungsbewegung und vielen anderen fortsetzte. Doch wurde er schon zwei Monate später erneut nach Augsburg zitiert, nachdem ein von ihm verfasster, verfänglicher Brief abgefangen worden war. Einer neuerlichen Verhandlung entzog er sich zunächst durch Flucht. In deren Verlauf tauchte er an wechselnden Orten bei Vertrauten unter und verfasste u.a. Schriften, die er über einen Mittelsmann zur weiteren Abschrift und Verbreitung unter den Erweckten Kemptens weitergab.

Als Vorsichtsmaßnahme bei Nachstellungen gebrauchte die Erweckungsbewegung im Schriftverkehr untereinander Decknamen. Der von Boos lautete „Zobo“, eine von Sailer kreierte Permutation von „Booz“, was später während seiner Zeit in Oberösterreich auch dem Verdacht der Geheimbündelei (ein bayerischer Pfarrer und somit ein Verbündeter Napoleons im besetzten Österreich) zusätzlich Nahrung gab.<sup>45</sup>

Erst am 9. Dezember 1798 stellte sich Boos freiwillig den Behörden, die ihn bis zum Ende des Monats mehrfach befragten, doch kam es u.a. dank Niggs Einwirken zu keiner neuerlichen Inquisition mehr. Dennoch hatte Boos vier weitere Monate in Stadtarrest zu bleiben. Unterdessen sollte für ihn eine Anstellung

Abb. 9: Fürstbischöfliche Residenz in Augsburg.

Foto: [https://de.wikipedia.org/wiki/Fürstbischöfliche\\_Residenz](https://de.wikipedia.org/wiki/Fürstbischöfliche_Residenz)



39 Goßner (Erstauflage), S. 51 ff.

40 Hahn: Anm. 191, S. 41

41 Hahn: Anm. 193, S. 41

42 Hahn: Anm. 194, S. 41

43 Siehe Dussler, S. 406-421

44 Hahn: Ziffer 1.1.2, S. 5

45 Hahn: Anm. 63, S. 14

in einem anderen Bistum gefunden werden. Sailer konnte schließlich dank seiner weitreichenden Beziehungen Boos' Aufnahme in der damals noch jungen Diözese Linz erwirken. Nigg war es auch, der Boos anlässlich des Wechsels von Augsburg nach Linz ein äußerst positives Zeugnis ausstellte. Dabei erwähnte er sogar die Maßregelungen durch das Geistliche Gericht mit keinem Wort.<sup>46</sup> Ende April 1799 machte sich Boos dann per Floß auf zu seiner neuen Wirkungsstätte.

### Neubeginn in Oberösterreich

Vom Linzer Bischof Josef Anton Gall wurde er in dessen Diözese mit Freuden aufgenommen. Boos wirkte zunächst als Kooperator in Leonding, danach in Waldneukirchen (bis 1802) und Peuerbach (bis 1805), wo beide Male der ihm ebenfalls wohlgesonnene spätere Linzer Domscholastikus und Konsistorialrat Johann Friedrich Bertgen Pfarrer war. Von Peuerbach kam Boos im Jahr 1805 dann als Pfarrer nach Pöstlingberg (nahe Linz). Die Zeit in diesen Gemeinden war für ihn die bisher glücklichste. Er konnte dort unangefochten wirken und in der vornehmlich bäuerlichen Bevölkerung viel Zuspruch und Zusammenhalt finden – auch bedingt durch die stetig wechselnden napoleonischen Besatzungstruppen, die von den Einheimischen, ohne Rücksicht auf deren ohnehin nur mehr schwache Ressourcen, einquartiert und verköstigt werden mussten. Zudem sah sich die Bevölkerung den Schikanen, Drangsalierungen und Übergriffen der Soldaten schutzlos ausgeliefert. Am 15. Juli 1806 wurde Boos überraschend zum Pfarrer der großen und einträglichen Pfarrei Gallneukirchen bestellt, was als Auszeichnung zu verstehen war. Er selbst schied mit Wehmut von seinen Gläubigen.<sup>47</sup>

Der Tod Bischof Galls im Jahr 1807 stellte eine erste Zäsur dar, da Boos mit diesem eine seiner wichtigsten und einflussreichsten Stützen in der Diözese verlor. Zudem vermochte er die Haltung des neuen Bischofs, Sigismund von Hohenwart, der infolge der Kriegswirren zunächst gar nicht installiert werden konnte, in keinerlei Hinsicht einzuschätzen. Nichtsdestoweniger konnte er bis in den Herbst 1810 ohne größere Schwierigkeiten seinen Dienst versehen, wenn auch um den Preis steter Unzufriedenheit mit der pas-

toralen Situation seiner Pfarrei, die in seinen Augen in einem lauen Gewohnheitschristentum dahindümpelte.

### Zustimmung und Ablehnung

Die Phase ungestörten Wirkens endete jäh am 8. September 1810, als er erstmals seinen Predigtstil änderte. Beim Festgottesdienst zu Mariä Geburt nahm er den bekannt gewordenen Selbstmordversuch eines Bauern und die Frage, ob dieser nun verdammt sei oder nicht, zum Anlass, das durch Christus erwirkte Erlösungsgeschehen nachdrücklich ins Zentrum zu rücken. Seine Worte kamen bei den Gläubigen an. Ein vielstimmiges, lautes „Vergelts Gott“ drang zur Kanzel empor.<sup>48</sup> In der Folgezeit ereigneten sich zahlreiche Erweckungen.

Angesichts des Erfolges begann Boos ab Dezember 1810 damit, allabendlich „seine Hausleute“ zu erbaulicher Lektüre und Bibelauslegung zusammenzurufen und bei Hausbesuchen seinen Pfarrkindern eindringlich zu predigen, dass sie „von Neuem geboren, neue Menschen werden müssten.“<sup>49</sup>

Zugleich formierte sich eine Gegnerschaft, die sich durch Boos' mitunter harsche Wortwahl und die weiter um sich greifende Erweckung in ihrem Glaubensempfinden derart beleidigt sah, dass sie ihren Pfarrer schließlich beim Bischof anzeigte. Boos erhielt eine Vorladung vor das bischöfliche Konsistorium<sup>50</sup>, wo er nach seiner Anhörung ein strenges Schreiben des Generalvikars erhielt mit der Mahnung, von den Regeln der katholischen Lehre nicht leichtfertig abzuschweifen.<sup>51</sup> Eine aufsehenerregende Auseinandersetzung am Christi-Himmelfahrts-Tag 1811 (23. Mai) auf dem Gallneukirchner Marktplatz zwischen Anhängern und Gegnern von Boos, die sich zu einem Tumult entwickelte, endete mit der Arretierung von einigen Boos-Gegnern.

Daraufhin erhielten Boos und seine Gegner am 16. Juni 1811 den auf 5. Juni datierten Bescheid des Bischofs, in dem, um Ausgleich bemüht, beschwichtigt wurde, „wonach keineswegs eine Irrlehre oder böse Absicht zu Grunde liegen würden, sondern lediglich Missverständnisse, Missdeutungen, üble Auslegung, höchstens strenger Eifer und zu einseitiger Vortrag der Lehre vom Glauben.“ Den Beschwerdeführern wurde angetragen, sich bei den Vorträgen und Amtsverrichtun-

gen dieses „übrigens so eifrigen und ganz untadelhaften Seelsorgers zu beruhigen und weiterhin nichts zu unternehmen, was den Frieden und die Einigkeit der Pfarrei stören könnte.“<sup>52</sup>

Entgegen dieser Anweisung opponierten jedoch seine Gegner, vor allem ihm nicht wohlgesonnene und ambitionierte Klerikale, die sich mit der Entscheidung des Konsistoriums nicht zufriedengaben, weiter und schafften es, im Herbst eine weitere Anklage beim Konsistorium einzubringen. Eine daraufhin durchgeführte überraschende Visitation und die Anforderung der Augsburger Akten veranlasste das Konsistorium, am 1. Juli 1812 wiederum ein Schreiben zu verfassen, das Boos gebot, „von der Rechtfertigung und anderen, bei der letzten Untersuchung vorgekommenen Gegenständen, ganz zu schweigen, oder, wo es unumgänglich nötig ist, sich keiner anderen Ausdrücke zu bedienen, als deren sich alle übrigen katholischen Seelsorger der Diözese nach den symbolischen Büchern bedienen“, was für Boos de facto einem Predigtverbot gleichkam.<sup>53</sup> Zudem hatte Boos einen Monat zuvor schon die Nachricht erhalten, dass seine Gegner auch bei der Hofstelle in Wien eine Anzeige „wegen aufrührerischer Religionsmeinung“ eingebracht hatten. Diese Umstände setzten Boos schwer zu.<sup>54</sup>

Am 19. November 1812 gab der österreichische Kaiser Franz I. in seiner Allerhöchsten Hof-Entschließung auf die Anzeige sein Urteil bekannt: Boos sei in einigen von ihm vorgetragenen Lehrsätzen wohl als ein in seinen Ausdrücken unkluger, für Mystizismus schwärmerisch eingennommener Mann zu betrachten, könne aber nicht als ein Irrlehrer angesehen werden. Diese unkluge, einseitige und mehr zur Schwärmerei neigende Lehre sei zwar nicht zu dulden. Doch müssten in Anbetracht der geringen Gegnerschaft (nur ein paar Priester und höchstens 30 seiner Pfarrkinder), der ungemein starken Anhänglichkeit des größten Teils der Gemeinde wie auch des untadeligen Lebenswandels des Beschuldigten vorerst gelindere Mittel (die festzulegen dem Konsistorium überlassen wurde) angewendet werden, als die von den Gegnern geforderte Amtsenthebung. Erst für

den Fall, dass diese nicht zum Ziel führten, sei eine Versetzung oder Amtsenthebung unerlässlich.<sup>55</sup>

Auch drei noch weitere im Jahre 1813 von seinen Gegnern angestrengte Inquisitionen und Denunzierungen erwiesen sich als haltlos und blieben ohne Folgen, zumal der Inquisitor, der Freistädter Dechant Huber, mit Boos im Wesentlichen übereinstimmte und sich alle neun zur Pfarrei Gallneukirchen gehörenden Ortschaften hinter Boos stellten.<sup>56</sup>

### Erneute Verhaftung

Es kehrte wieder etwas Ruhe ein, bis am 26. Mai 1815 der eifrige Linzer Polizeidirektor Joseph Edler von Hoch dem Generalvikar der Diözese und dem kaiserlichen Hof die ausgedehnte in- und ausländische Korrespondenz von Boos zur Anzeige brachte. Vor allem seine Verbindungen ins Ausland, Besuche von dort sowie sein Bücherimport mit aufklärerischen Werken und deren Verteilung hatte bei den Behörden den Verdacht erweckt, einer pro-napoleonischen Vereinigung auf der Spur zu sein. Damit hob sich der Problemfall Boos auf eine politische Ebene! Am 24. Juli 1815 wurde er deshalb vor das Konsistorium geladen, wo ihm Bischof Sigismund von Hohenwart, ungeachtet seiner bisherigen Zurückhaltung, vor den neun versammelten Räten in einem erzürnten Tonfall mitteilte: „Ich nehme Ihnen hiermit alle geistliche Gewalt. Ich leide Sie nimmer auf Ihrer Pfarre, nimmer in meinem Kirchsprengel, nimmer im Lande. Sie sind, wie es aus diesen Briefen erhellet, ein Hauptmitglied von einer geheimen pietistischen Gesellschaft, und diese leidet der Kaiser nicht in seinen Staaten.“<sup>57</sup>

Es ist bezeichnend, dass das Gremium nun mit einem Mal politisch und ganz im Zeichen des vormärzlichen Staates argumentierte, obgleich die definitive Entscheidung des Kaisers noch ausstand, weshalb man Boos vorerst im Linzer Karmeliterkloster unterbrachte.<sup>58</sup> Dort erfuhr er im August 1815 von einem Mitbruder, dass die Ermittlungen – entgegen den Behauptungen des Konsistoriums – nichts politisch Anstößiges ergeben hätten.<sup>59</sup>

Am 21. Dezember erhielt Boos schließlich die Nachricht, der Kaiser habe entschieden,

Abb.10: Stadtpfarrkirche St. Gallus von Gallneukirchen.

Foto: wikipedia: Gallneukirchen



46 Hahn: Anm. 23, S. 7

47 Hahn: Anm. 369, S. 77

48 Goßner (Neuaufgabe): Tagebucheintrag von Boos vom 8.9.1810, S. 193

49 Hahn: Anm. 386, S. 80

50 In Österreich: Verwaltungsbehörde einer Diözese

51 Hahn: Anm. 397, S. 82

52 Hahn: Anm. 411, S. 84

53 Hahn: Anm. 426, S. 86

54 Hahn: Anm. 421, S. 85

55 Hahn: Anm. 430, S. 87

56 Hahn: Anm. 432, S. 87

57 Hahn: Anm. 439, S. 88

58 Hahn: Anm. 440, S. 88

59 Hahn: Anm. 441, S. 88



Abb. 11: Karmelitenkirche des Klosters in Linz.  
Foto: [https://de.wikipedia.org/wiki/Karmelitenkirche\\_\(Linz\)](https://de.wikipedia.org/wiki/Karmelitenkirche_(Linz))

er solle weiterhin die Einkünfte seiner Pfarre<sup>60</sup> beziehen dürfen, solle aber, „wenn der Sturm gelegt sei und er seine überspannten Religionsbegriffe fahren lasse, auf eine andere Pfarre versetzt werden“.<sup>61</sup> Bis dahin sollte er weiterhin im Karmeliterkloster verbleiben und die Entscheidungen abwarten.<sup>62</sup> Am 20. Januar 1816 richtete Boos, des zermürbenden Wartens überdrüssig, an die Landesregierung die Bitte, sich in Betreff seiner Lehre und Korrespondenz vor dem Erzbischof in Wien verteidigen zu dürfen. Doch dazu kam es nicht mehr. Am 14. Februar 1816 sah sich das Konsistorium in die Notwendigkeit versetzt, Boos in strengeren Gewahrsam zu nehmen, da dieser gegen die Auflage verstoßen hatte, nicht mit seinen Pfarrkindern und Freunden zu korrespondieren. Von diesen erhielt er während dieser Zeit nämlich viel Unterstützung durch Gesuche und Eingaben. Als der Bischof davon erfuhr, ordnete er verschärfte Haft an.<sup>63</sup>

### Briefe aus der Haft

Zuvor war es Boos noch gelungen, in nächtlichen Gesprächen zwei junge Mönche zum „lebendigen Glauben“ zu bekehren. Diese beiden ließen ihm ein Paket mit einem gebratenen Huhn – und darin versteckt – Tinte, Feder und Papier, zukommen. An einer starken Schnur ließ er nun seine Briefe am Fenster herunter, um so mit seinen Freunden und seinen Anhängern weiterhin in Verbindung zu bleiben. Das war aber auf die Dauer zu gefährlich. Da entdeckte Boos eines Tages, dass Mäuse einen Gang von außen in seine Zelle gegraben hatten. Er schob, wenn die beiden Mitbrüder draußen durch Husten ankündigten, dass keine Gefahr vorhanden war, seine Briefe nun durch das Mauseloch und erhielt auf demselben Weg die Nachrichten von draußen.<sup>64</sup>

Trotz monatelanger Haft wurde er nicht mürbe. Über seine Gefangenschaft schrieb er später: „Obschon meine Kleider und Schuhe mir in dem feuchten Gefängnis am Leibe verschimmeln und verfaulen, so erhielt mich der Herr doch fast immer gesund. Und wenn ich

sterbe und nimmer reden kann, aber noch röchle, so soll noch mein letztes Röcheln sagen: Ich sterbe in dem Glauben, weswegen ich Gefangener bin. Wenn ich tot bin, so sag der Welt, ich lasse sie grüßen und habe ihr weiter kein Kräutlein geben wollen als dieses: Dass der Gerechte aus dem Glauben lebe. Das hat mir und andern geholfen. Wenn ihr aber diese Brücke nicht gefalle, so könne sie mit eigenen Füßen durchs Weltmeer waten und zusehen, ob sie nicht ertrinke.“<sup>65</sup>

Am 24. April entschied der Kaiser endlich, die gegen Boos laufende Untersuchung entbehre jeder Grundlage und sei daher einzustellen. Allerdings sei dieser, bis eine neue Anstellung außerhalb der Linzer Diözese gefunden sei, weiterhin in einem Kloster unterzubringen. Er habe aber das Recht, um Auswanderung anzusuchen.<sup>66</sup>

### Abschied und Rückkehr nach Bayern

Wohl in der berechtigten Annahme, auf Lebenszeit in ein Kloster abgeschoben und so von der für ihn so wichtigen Verkündigungstätigkeit ferngehalten zu werden, wählte Boos schließlich die vom Kaiser bewilligte Auswanderung. Er hatte sich mit dem Gedanken getragen, in die Schweiz auszuweichen. Doch weil ihm die Regierung keinen Pass für die Schweiz, sondern nur nach Bayern ausstellte, verließ er, zuvor noch tränenreich von seiner treuen Glaubensgemeinde verabschiedet, am 30. Mai 1816 die Diözese in Richtung Bayern.<sup>67</sup>

Ein einmaliges Zeichen der Solidarität zeigte seine ehemalige Pfarrgemeinde beim Einführungsgottesdienst seines Nachfolgers Brunner (sein ehemaliger Kaplan in Pöstlingberg und nunmehriger Widersacher) dadurch, dass der viermaligen Aufforderung des Dekans, dem neuen Pfarrherrn per Handschlag Glauben und Gehorsam zu schwören, nur zehn Männer nachkamen.<sup>68</sup>

In München kam Boos vorübergehend bei seinem Weggefährten Johannes Goßner unter, ehe ihm Freiherr Joseph Franz Xaver von Ruffini<sup>69</sup>, der mittlerweile inoffiziell auch zur Gemeinde der Erweckten zählte, eine Stelle als Hofmeister für seine beiden minderjährigen

Brüder anbot. So kam Boos noch im Juni als Hauslehrer der beiden acht- und dreizehnjährigen Buben auf das Gut von Schloss Weyhern, heute ein Ortsteil der Gemeinde Egenhofen im Landkreis Fürstentumbruck. Hier fühlte er sich wohl und gut aufgenommen.

Jedoch kam er auch hier nicht zur Ruhe, weil die Offiziate<sup>70</sup> der Bistümer Augsburg, Linz und Freising ihn weiterhin beschuldigten, das Haupt eines verderblichen, antikirchlichen und staatsfeindlichen Mystizismus zu sein. Am 18. Dezember 1816 wurde er vor das Landgericht München gerufen, wo ihm im Namen des Königs verkündet wurde: „Der österreichische Pass wird eingezogen, die bairische<sup>71</sup> Reichs-Aufnahmeurkunde ist zurückzugeben, die Landesverweisung ist in höchstens drei Tagen zu vollziehen. Ein Ausreisepass ist zu erstellen“.

Boos beantragte daraufhin einen Aufschub von drei Tagen, damit er beim Ministerium vorsprechen und dort die Aussetzung der Verweisung sowie eine Fristverlängerung zur Stellungnahme beantragen könne. Dies wurde auch gewährt.<sup>72</sup> Ein Onkel Ruffinis, Freiherr Joseph Maria von Fraunberg, der als Geistlicher im bayerischen Staatsdienst tätig war, bürgte persönlich für Boos, so dass dieser vorerst in Bayern bleiben und mit seiner tatkräftigen Mithilfe eine Stellungnahme abgeben konnte. Am 15. März 1817 erhielt Boos die erfreuliche ministerielle Mitteilung, dass er in seinem Vaterland wieder aufgenommen sei und ungehindert bleiben könne, so lange er „sich anders ruhig verhalte“.<sup>73</sup>

Zwischenzeitlich hielt Boos auch Ausschau nach einer neuen Pfarrstelle. Dabei wurde er angesprochen, doch als Missionar „nach Kaukasien oder Asien“ zu gehen.<sup>74</sup> Nachdem sich keine weitere Verwendung als Seelsorger für ihn abzeichnete, war ihm spätestens im September 1817 klar, dass er in Bayern nicht mehr in seinem Sinne wirken konnte. Die Dinge wendeten sich schließlich aber doch noch überraschend zum Guten. Anfang Oktober 1817 wird Boos von der preußischen Regierung als Professor und Religionslehrer an das Königliche katholische Gymnasium (ehemaliges Lyzeum) nach Düsseldorf berufen.



Abb. 12: Joseph Maria von Fraunberg, Geistlicher im bayerischen Staatsdienst, später Bischof von Augsburg und Erzbischof von Bamberg.  
Foto: [https://de.wikipedia.org/wiki/Joseph\\_Maria\\_von\\_Fraunberg](https://de.wikipedia.org/wiki/Joseph_Maria_von_Fraunberg)

### Boos im Rheinland

Durch die politische Neuordnung Europas im Wiener Kongress von 1815 wurde die Stadt Düsseldorf samt dem Herzogtum Berg dem Königreich Preußen eingegliedert. Seitdem gab es zahlreiche Verbindungen zwischen Bayern und Preußen, die sich besonders auf die Schulpolitik bezogen. Die Gedanken der Aufklärung verlangten nach Schulen im Geist des Humanismus und sahen die Verantwortung allein beim Landesherrn und seinen Beamten. In Düsseldorf hatte es durch die Säkularisation viel Unruhe bei den Katholiken gegeben. Die katholischen Ordensleute waren sehr beliebt, da sie besonders im sozialen und schulischen Bereich sehr engagiert waren. Die preußische Regierung musste deshalb bemüht sein, die Unruhe unter den Katholiken niedrig zu halten.<sup>75</sup>

In diese kirchenpolitische Richtung passte die Berufung von Boos. Er war mittlerweile in ganz Deutschland bekannt, qualifiziert, katholisch und doch nicht pro-römisch. Er war nicht eng konfessionell und hatte keine Berührungsängste mit Nichtkatholiken. Vor allem war er mit Sicherheit unpolitisch. In einer Zeit, in der das Pendel ständig zwischen Restauration und Reform hin und her schlug, erschienen unpolitische Intellektuelle wie ein Stabilisierungsfaktor.

60 In Österreich: Bezeichnung für Pfarrei.

61 Goßner (Erstauflage): Zitat, S. 339 ff.

62 Hahn: Anm. 446, S. 89

63 Hahn: Anm. 448, S. 89

64 Martin Johann Boos-Epoche Napoleon: <https://www.epochs-napoleon.net/Biographien/B>

65 Martin Johann Boos-Epoche Napoleon: <https://www.epochs-napoleon.net/Biographien/B>

66 Hahn: Anm. 449, S. 90

67 Hahn: Anm. 451, S. 90

68 Goßner (Neuaufgabe): Anm. zu Brief von Boos vom 1.9.1816, S. 430

69 Ein altes Tiroler Adelsgeschlecht mit italienischen Wurzeln.

70 Kirchengenichte der Bistümer, die ausschließlich für die kirchliche Rechtsprechung zuständig sind. Diese richtet sich nach dem Gesetzbuch der Kirche (CIC).

71 Am 20. Oktober 1825 hat König Ludwig I. verfügt, dass sein Staat „Baiern“ künftig mit „y“ geschrieben werde.

72 Goßner (Neuaufgabe): Brief von Boos vom Januar 1817 an ein Mitglied der Erweckungsbewegung, S. 434.

73 Hahn: Anm. 793, S. 155

74 Goßner (Neuaufgabe): Brief von Boos vom September 1817 an ein Mitglied der Erweckungsbewegung, S. 438.

75 Kittlauß: Anm. 18

Da die preußische Regierung bei der Integration des Rheinlands auch mit vielen antipreußischen Ressentiments zu kämpfen hatte, passte auch die Herkunft von Boos aus Süddeutschland in die allgemeine Politik. So ist bekannt, dass die preußische Regierung seinen Lehrer und Gönner, Johann Michael Sailer, an die Universität Bonn holen wollte und ihm sogar im Jahre 1818 den Stuhl des Erzbischofs von Köln anbot. Gut möglich, dass bei den Gesprächen auch die neue Stellenbesetzung für Boos ein Thema war.<sup>76</sup> Nicht abwegig könnte auch das Interesse Bayerns gewesen sein, das Problem „Martin Boos“ endgültig auf elegante Art zu bereinigen. Der bayerische Kronprinz und spätere König Ludwig I. war ein Förderer von Sailer, der sich auch in der Öffentlichkeit immer zu seinem Schüler Boos bekannt und sich für ihn eingesetzt hatte.<sup>77</sup>

Boos hatte in seiner neuen Anstellung als Professor wöchentlich 20 Unterrichtsstunden zu leisten. Seine Fächer waren Latein und katholische Religion. Außerdem gab er Privatunterricht. Sonntag und Donnerstag musste er im Schulsaal den Studenten predigen, wo „der Director und die Prof. utrisque confess fleißigst erscheinen“<sup>78</sup>, wobei es sich wohl um ökumenische Gottesdienste handelte. Obwohl er sowohl von der Schulleitung und Schulbehörde, die von ihm sehr angetan waren, immer wieder ermutigt wurde, fühlte er sich oft „ganz entkräftet hinter dem Ofen“.<sup>79</sup>

Mehr als die physische Anstrengung belastete ihn, dass er bei den Jugendlichen zu wenig Echo erfuhr. „Sie fürchten keinen

Gott und scheuen keinen Menschen“, hielt er schriftlich verzweifelt fest.<sup>80</sup> Für Boos war es ein großes Anliegen, seine Schüler an die Bibel heranzuführen, zumal alle katholischen Prediger in Köln lauthals wider das Bibellesen predigten.<sup>81</sup> In seiner missionarischen Hartnäckigkeit sah er sich zu seiner Freude bestätigt, als nach einer eindringlichen Predigt die Studenten ihn immer wieder nach einer Bibel fragten.

Die äußeren Lebensbedingungen waren gut und Boos genoss dies. Aber auf die Dauer fühlte er sich vom Schuldienst überfordert. Seine Verkündigungsmission „draußen“ ging ihm ab. Er verlor an Gewicht und litt sehr unter seinem Rheuma – eine Folgewirkung der vergangenen Jahre. Auch der Tod des Schulrektors, mit dem er sich gut verstand, ging ihm sehr nahe. Doch dann bot sich mit der Aussicht auf die Pfarrstelle in Sayn eine neue Gelegenheit.

### Seine letzte Wirkungsstätte

Aufgrund eines Gebietstausches gehörte Sayn zum Königreich Preußen. Das Besetzungsrecht für die katholische Pfarrstelle hatte als Rechtsnachfolger des Erzbistums Trier nach der Säkularisation nunmehr der preußische Staat. Die protestantischen Landesfürsten sahen auch die Regelung der katholischen Kirche als Teil ihrer politischen Aufgabe und vollzogen diese über die (evangelischen) Oberkonsistorien. Erst 1821 kam es nach langen Verhandlungen zu einer Einigung zwischen Preußen und dem Vatikan. Es entstand ein neues Bistum Trier. Allerdings dauerte es noch drei Jahre, bis es zwischen dem Vatikan und Preußen zu einer Einigung über die Ernennung eines Bischofs kam.<sup>82</sup>

Im Reichsdeputationshauptbeschluss vom 25. Februar 1803 wurde im §13 die Abtei in Sayn dem Fürsten von Nassau-Usingen übereignet. Am 12. Juni desselben Jahres informierte der Nassauische Hof den Abt Bartholomäus Reinhard und die sieben Chorherren über die Aufhebung der Abtei. Die Chorherren wurden mit einer Jahrespension von 300 Talern abgefunden. Der Abt blieb als Pfarr-



Abb. 14: Die Abtei Sayn mit ehemaligem Konventgebäude und Prälatur (rechts). Foto: Kulturpark Sayn - [www.erlebnis-rheinland.de](http://www.erlebnis-rheinland.de)

seelsorger in Sayn; er hatte die Pfarrstelle bis zum 6. November 1818 inne, bis er sie aus Krankheitsgründen aufgab.<sup>83</sup>

In Düsseldorf hatte Boos bei der preußischen Verwaltung – und auch beim evangelischen Oberkonsistorium – einen vorzüglichen Ruf. Der Austausch unter den Verwaltungen der preußischen Regierungspräsidenten war intensiv. Am 11. Februar 1819 erhielt Boos vom preußischen Regierungspräsidenten in Koblenz die Anfrage, ob er die Landpfarrstelle in Sayn übernehmen würde. Dieser stimmte, auch angesichts seines Alters und seiner körperlichen Beschwerden, freudig zu, in der Hoffnung, dort seinen ungehinderten „Ausgang“ haben zu können.

Am 24. Juni 1819 wurde Boos zum Pfarrer der katholischen Pfarrei Sayn ernannt. Mit seinem Bruder und dessen beiden Töchtern zog er in die ehemalige Prälatur. Die anderen Klostergebäude waren offenbar schon zerfallen. Aber auch die ehemalige Prälatur musste erst hergerichtet werden. Boos lebte vier Monate auf einer Baustelle. Für die siebenhundert Pfarrkinder war die Art des neuen Pfarrers, der von ihnen mehr Glaubens-

eifer forderte, als sie zu geben bereit waren, anfangs gewöhnungsbedürftig. Auch Boos musste sich erst an die rheinische Frohnatur der Menschen gewöhnen. Die „geistlichen Kinder“, die er sich auch für Sayn so sehr wünschte, blieben ihm dort bis zum Schluss verwehrt, was ihn immer wieder bedrückte.<sup>84</sup> Die ihm anvertraute Gemeinde schätzte ihn aber als treusorgenden Seelsorger, zumal seine aufrüttelnden Predigten mit der Zeit weit über die Ortsgrenzen hinaus berühmt wurden und viele Fremde aus der nahen und weiteren Umgebung anreisten, sogar aus den Niederlanden, England und Skandinavien. Diese besicherten dem Ort neben der jährlichen Wallfahrt (im Altar wird eine Armreliquie des Apostels Simon des Zeloten aufbewahrt) auch einen touristischen Aufschwung.<sup>85</sup>

Abb. 13: Das königliche Gymnasium in Düsseldorf. Foto: Martin Boos am Rhein, <http://www.bendorf-geschichte.de/old/bdf-0177>



76 Kittlauß: Anm. 20

77 Kittlauß: Anm. 21

78 Goßner (Erstauflage): Brief vom 3. Mai 1818, S. 751 ff.

79 Goßner (Erstauflage): Brief vom 14.12.1818, S. 356

80 Kittlauß: Anm. 26

81 Die katholische Kirche hatte sich lange Zeit grundsätzlich gegen Bibelübersetzungen in die jeweilige Landessprache gestellt. 1622 verbot Papst Gregor XV. das Lesen der Bibel in der Volkssprache überhaupt. Eine spätere Verordnung der römischen Bücherzensur von 1757 gestattete nur Übersetzungen mit erklärenden, aus den Kirchenvätern entnommenen Anmerkungen und mit päpstlicher Approbation.

82 Kittlauß: Anm. 47

83 Kittlauß: Anm. 48

84 Goßner (Erstauflage): S. 382

85 Müller: Martin Boos, 5. Absatz

Wie in Düsseldorf machte Boos auch in Sayn die Erfahrung, dass ihm die staatlichen Stellen sehr wohlgesonnen waren. In einem königlichen Schreiben aus Berlin wurde er über die Verbesserung der Gemeindefinanzen informiert: Beihilfe für die Unkosten, Küstergelalt, Pfarrerehlöhne, Übereignung der Prälatur und Nebengebäude. Außerdem erhielt er selbst eine persönliche Rente in beträchtlicher Höhe.<sup>86</sup>

### Seine Gegner gaben nicht auf

Doch auch hier ließ die Vergangenheit Boos nicht los. Die deutschlandweite „Literaturzeitung für katholische Religionslehrer“ druckte am 25. Mai 1820 eine anonyme und vernichtende Rezension der Schrift „Christus für uns und in uns“ ab, die Boos, der das Werk selbst gar nicht in Druck gegeben hatte, in ernste Schwierigkeiten brachte. Er wurde als Haupt des Aftermystizismus verleumdet und kam ins Gerede. Zuvor war bereits ein weiterer Beitrag zu dieser Thematik, ein Abdruck des Pastoral Schreibens des Augsburger Generalvikars vom 18. Februar 1820 mit dem Titel „Die neuen schwärmerischen aftermystischen Lehren und Sekten der Augsburger Erweckung und deren irrige Sätze, die mit dem katholischen Lehrbegriff unvereinbar sind“, erschienen. Die Artikel sollten Sailer, der zu diesem Zeitpunkt für den Augsburger Bischofsstuhl im Gespräch war, sowie seinen ehemaligen Studenten, mit dem er in Kontakt stand, diskreditieren, was vorerst auch gelang.<sup>87</sup>

Zwar kannte man in der Diözese Trier die Vorgänge im Allgäu allenfalls vom Hörensagen, doch lösten die erschienenen Artikel enorme Unruhe aus. Boos musste sich gegenüber dem Klerus verantworten. In seiner Erklärung legte er – wie schon so oft – sein Glaubensbekenntnis, seine Einstellung zur katholischen Kirche und weitere ausführliche Erläuterungen zu den Anschuldigungen dar. Der als Bischof ausersehene, von Rom aber noch nicht ernannte Generalvikar Josef von Hommer legte Boos daraufhin auf, jeglichen Umgang mit der Erweckungsbewegung zu unterlassen und alles, was er lehre, dem Ordinariat mitzuteilen.

Trotz dieser streng erscheinenden Maßnahmen hielt Hommer seine schützende Hand über ihn. Er ließ Boos in einem persönlichen Schreiben zu den publizierten Artikeln wissen: „Finden Sie, mein lieber ehrwürdiger Mann, Hr. Pfarrer Boos, es für rätlich, gegen die Ihnen zu Last gelegten Beschuldigungen sich zu verteidigen, so tun Sie es. Ich rate aber nicht dazu. Sie sollen veraltet sein und veraltet bleiben. Je mehr man Kot rühret, desto mehr riecht er. Wir alle verehren Sie und halten Sie für einen rechtschaffenen, viel Gutes wirkenden Mann.“<sup>88</sup>

### Erneute Attacke seiner Gegner

Immerhin konnte Boos in den folgenden drei Jahren ungestört seinen Dienst versehen, ehe im Juni 1823 wiederum in der bereits erwähnten Literaturzeitung ein Hirtenbrief des Augsburger Bischofs Joseph Maria von Fraunberg erschien, in dem dieser Boos als Irrlehrer darstellte. Duplizität der Ereignisse, diesmal allerdings im negativen Sinne: Fraunberg, der sich 1816 noch für ihn verbürgt hatte, war 1819 zum Bischof von Augsburg gewählt worden und hatte dieses Amt im Jahre 1821 angetreten. Als solcher ging er entschieden gegen Boos und die Vertreter der in Schwaben weit verbreiteten Erweckungsbewegung vor.<sup>89</sup>

Hommer, der es zutiefst bedauerte, dass Boos von den veraltet geglaubten Begebenheiten eingeholt wurde, legte ihm daraufhin in einem persönlichen Schreiben nahe, dem Aftermystizismus abzuschwören und zu bezeugen, „dass er den wahren Grundsätzen der katholischen Kirche anhang“, was Boos ohne viel Aufhebens akzeptierte. Er fühlte sich im Einklang mit dem „alten, reinen und lebendigen Glauben.“<sup>90</sup> Es war vor allem im Sinne Hommers, ihm die Abschwörung vom Aftermystizismus abgerungen zu haben, damit in der Diözese endgültig Ruhe einkehrt und er Boos künftig gegen mögliche weitere Verunglimpfungen aller Art wirksam in Schutz nehmen kann.<sup>91</sup> Außerdem gibt Hommer nach Augsburg ein positives Zeugnis mit der Bemerkung, dass Boos in seiner Pfarrei „vielen Segen stifte.“<sup>92</sup>

Für sein Handeln bekam Boos von seinen entsetzten Gesinnungsgenossen viel Kritik zu hören, denen sein Verhalten aus der Distanz als Kapitulation, als unverzeihliches Zurückweichen in der ureigenen Sache des lebendigen Christentums, erscheinen musste. Er konnte sie aber beruhigen und begründete sein Vorgehen damit, dass ja bekannt sei, dass die Kirche unter Aftermystizismus eine gefährliche, geheime Gesellschaft verstehe, die den Staat und die Kirche zugleich bedrohe. Wer sollte sich also nicht dagegen erklären?<sup>93</sup>

Boos war sich aber schon im Klaren darüber, dass die vom Bischof geforderte Erklärung sehr wohl auf jene tiefgreifenden Glaubensfragen der Erweckten abzielte. Man kann es einen taktisch klugen und in der Sache gerechtfertigten Schachzug seinerseits nennen, mit dem sich der alternde, durch jahrelange Verfolgung mürbe gemachte und überdies gesundheitlich angeschlagene Boos noch eine letzte Phase ruhigen Wirkens verschaffen konnte.<sup>94</sup>

### Krankheit und Tod

Ab November 1823 verschlechterte sich sein Gesundheitszustand zusehends. Die Aufregungen der vergangenen Monate waren nicht spurlos an ihm vorübergegangen: Kurz hintereinander erlitt er zwei Schlaganfälle. Sein rechter Arm blieb gelähmt. Zwischenzeitlich musste er immer wieder über mehrere Wochen das Bett hüten. Dabei war er aber immer bemüht, den einen oder anderen Gottesdienst zu halten und die Schulkinder von seinem Bett aus zu unterrichten, um den Kontakt zu seinen Pfarrangehörigen nicht zu verlieren. Durchgeführte Aderlässe seiner Ärzte waren seinem Zustand eher abträglich als förderlich. Im Frühjahr 1825 kam noch eine Lungenentzündung mit Fol-

geerkrankungen hinzu. Ein herbeigerufener Spezialist verordnete ihm sechs Monate Bett-ruhe. Deshalb bat Boos den Bischof um einen Kaplan – allerdings vergeblich. Als Folge der Säkularisation war der Priestermangel für die katholische Kirche offensichtlich immer noch ein großes Problem.

Einer seiner ehemaligen Schüler, der von seiner Erkrankung erfuhr, pflegte ihn die letzten Wochen bis zu seinem Tode. Am frühen Nachmittag des 29. August 1825 schloss Boos für immer die Augen.<sup>95</sup> Er wurde im kleinen Rahmen beerdigt. Auf seinem Grabe stand ein Holzkreuz mit dem Satz: „Hier ruht der Pfarrer Martin Boos, 63 Jahre alt. Er starb in dem Herrn. Offenbarung 14,13“. Noch Jahre hindurch wurde seine Grabstätte viel besucht. Da diese von Andenkensammlern mit der Zeit abgetragen wurde, ließ die Pfarrgemeinde 1862 zum 100. Geburtstag ihres berühmten Seelsorgers in der nahen Kunstgießerei im Sayntal ein würdiges Epitaph herstellen, auf dem zu lesen ist:

HIER RUHET  
DER PFARRER  
MARTIN BOOS  
GEB. DEN 23. DECEMBER  
1762  
ZU HUTTENRIED  
IN OB:BAIERN  
GEST: D. 29. AUGUST  
1825 IN SAYN  
  
DER GERECHTE ABER LEBT  
AUS DEM GLAUBEN RÖM:1.17  
  
SELIG SIND DIE TOTEN DIE IN DEM  
HERRN STERBEN APO: 14. V.13

Abb. 15: Epitaph für Boos von 1862, Martin Boos am Rhein.  
Foto: <http://www.bendorf-geschichte.de/old/bdf-0177>



86 Goßner (Erstauflage): S. 391

87 Hahn: Anm. 802, S. 156

88 Hahn: Anm. 806, S. 157

89 [https://de.wikipedia.org/wiki/Joseph\\_Maria\\_von\\_Fraunberg](https://de.wikipedia.org/wiki/Joseph_Maria_von_Fraunberg)

90 Goßner (Erstauflage): Brief vom Dezember 1823 an ein Erweckungsmitglied, S. 385

91 Hahn: Anm 807, S. 157

92 Goßner (Erstauflage): Brief vom Dezember 1823 an ein Erweckungsmitglied, S. 385

93 Hahn: Anm. 811, S. 158

94 Hahn: Anm. 812, S. 158

95 Goßner (Erstauflage): S. 396

## Fazit

Dank seiner erschienenen Selbstbiographie sowie den Studien von Rahel Christine Hahn über seine Zeit in Österreich und von Dieter Kittlauß über das Wirken von Boos im Rheinland konnte ich ein umfassendes, zum Teil ins Detail gehende Lebensbild von Martin J. Boos erstellen.

Er hatte seiner Zeit weit vorausgelebt. Von seinen „Erweckungsideen“ sind selbst nach dem II. Vatikanischen Konzil nur ganz wenige in die katholische Kirchenlehre und Liturgie eingeflossen und nur im Ansatz erkennbar. Heutzutage wäre sein Wirken und Auftreten in der Kirche zur Ökumene hin nichts Außergewöhnliches. Als ein „Jesuaner“ wäre er gefragter denn je und dürfte durch die aufgeklärten Zeitgeister wohl noch mehr Zuspruch erfahren als anno dazumal. Einer wie er, der mit vielen Mitstreitern die steckengebliebenen Reformen innerhalb der römisch-katholischen Kirche öffentlichkeitswirksam wieder anpackt und auch voranbringt, täte der zurzeit wiederum in einer tiefen Krise erstarrten Kirche gut.

Obgleich man Boos immer wieder vorwarf, lutherisch zu sein und seine Pfarrkinder zum Protestantismus zu verführen, kam er, der den Wittenberger Reformator zweifelsohne dem Namen nach kannte, erst in seiner Pfarrei Gallneukirchen mit dessen Schriften konkret in Kontakt. Eingehend hat er sich erst ab dem Jahre 1810 damit befasst. Dabei musste er erkennen, dass sein theologischer Standpunkt dem von Luther doch oft sehr nahekam.<sup>96</sup> Dass er damit von katholischen Glaubensregeln abwich, war ihm bewusst, verdrängte er aber. Ihm und der Reformbewegung ging es in erster Linie um einen Wesenswandel innerhalb der katholischen Kirche, was eine teilweise Überkreuzung mit der protestantischen Lehre nicht vermeiden ließ.

Das Gros der katholischen Literatur sah ihn lange Zeit als Abweichler, was jedoch nicht unbedingt mit der Gleichsetzung als lutherisch oder protestantisch verbunden war. Zwar wurde Boos wiederholt vorgeworfen, lutherisches Gedankengut zu vertreten, oftmals aber stand der Vorwurf des Aftermystizismus im Vordergrund und nicht die dezidiert konfessionelle Zuordnung zum Protestantismus.<sup>97</sup> Die Frage, zum evangelischen Glauben überzutreten, stellte sich für ihn, im Gegensatz zu manchen Weggefährten und sogenannten „Erweckten“, nie. Jeglichen Versuch, ihn zur Konversion zu bewegen, hatte er zurückgewiesen. Er sah aber das Damoklesschwert seines Ausschlusses aus der katholischen Kirche immer wieder über sich schweben.

Seinen Mitmenschen einen lebendigen Glauben, den der Urkirche, zu vermitteln, war sein vordergründiges Ziel. Er nahm sich der Armen und Notleidenden an. Und davon gab es viele, wie aus seinen Tagebuchaufzeichnungen zu entnehmen ist.<sup>98</sup> Boos machte keinen Unterschied zwischen evangelischen und katholischen Christen. Er lehrte als Pastoraltheologe und glaubte sich im Einklang mit dem biblischen Glauben. Dafür nahm er viele Bürden auf sich.<sup>99</sup> Im 19. und 20. Jahrhundert wurden evangelische Kreise auf ihn aufmerksam und interessierten sich für sein Wirken. Sogar im englischen Sprachraum sind Bücher über ihn erschienen. Posthum wurde ihm eine besondere Ehre zuteil: Im Evangelischen Namenkalender<sup>100</sup> ist der 29. August (sein Sterbetag) als Gedenktag an Martin Johann Boos, mit dem Zusatz: „ein Zeuge Christi“, vermerkt.

96 Hahn: Anm. 717-719., S. 138

97 Hahn: Anm. 38, S. 9

98 Goßner (Neuaufgabe): S. 156 ff.

99 Hahn: Anm. 15, S. 4

100 [https://dewiki.de/Lexikon/Evangelischer\\_Namenkalender](https://dewiki.de/Lexikon/Evangelischer_Namenkalender)

## Literatur

Dussler Hildebrand, OSB: Martin Boos, in „Lebensbilder aus dem bayerischen Schwaben“, Pölnitz, Götz Freiherr von (Hg.), Band 6, München 1958

Epoche Napoleon: Martin Johann Boos – ein Reformator aus Bayern (1762 – 1825), <https://www.epoche-napoleon.net:Biographien:Boos>

Goßner Johannes: Martin Boos, der Prediger der Gerechtigkeit, die vor Gott gilt: Sein Selbstbiograph

Mit einbezogen: Neuaufgabe der o. a. Biographie durch Dr. phil. Franz Graf-Stuhlhofer, Bonn 2012, ISBN 978-3-86269-018-3

Hahn Rahel Christine: „Ach, er ist ein armer Sünder und hätte verzweifeln müssen“. Zu Theologie und Frömmigkeit des katholischen Priesters Martin Boos (1762-1825). Diplomarbeit. Evangelisch-Theologische Fakultät, Universität Wien, 2015; online: unter [https://de.wikipedia.org/wiki/Martin\\_Boos](https://de.wikipedia.org/wiki/Martin_Boos) einsehbar.

Kittlauß Dieter: Martin Boos am Rhein (1817 – 1825), Leben und Wirken in Düsseldorf und Bendorf-Sayn, veröffentlicht bei Gesellschaft für Geschichte und Heimatkunde in Bendorf und Umgebung e. V.; <http://www.bendorf-geschichte.de> > old > bdf-0177

Mayrock Josef u. a.: Chronik der Pfarrei und Gemeinde Schwabbruck, Kath. Kirchengemeinde St. Walburga und Gemeinde, 1993

Müller Hermann: Martin Boos, der Reformator aus Bayern, veröffentlicht bei Gesellschaft für Geschichte und Heimatkunde in Bendorf und Umgebung e. V.;

<http://www.bendorf-geschichte.de> > old > bdf-0068

Sedelmayr Joseph, Aftermystiker M. Boos, in: Geschichte des Marktfleckens Grönenbach, Historischer Verein zur Förderung der Heimatkunde des Allgäus, 1910

# Zur Sanftmut erzogen

Bayerns königliche Elevinnen. Lebensbilder aus den Anfängen des Max-Josef-Stifts: Die Baronessen Donnersberg aus Igling<sup>1</sup>

VON IRENE  
SCHINHAMMER-SCHÖN

## 1. Das „Erziehungsinstitut für die weibliche Jugend höherer Stände“, eine französische Schule auf bayerischem Boden

Das heutige Max-Josef-Stift<sup>2</sup> in München-Bogenhausen ist ein modernes Mädchengymnasium mit Internat, das auf eine mehr als 200jährige Geschichte zurückblicken kann, viele Wandlungen erlebt hat und seit 30 Jahren eine Schulpartnerschaft mit der Maison d'Education de la Légion d'honneur, der Schule der Ehrenlegion Frankreichs, in Saint-Denis (Paris) pflegt. Und das mit gutem Grund, denn das heutige Max-Josef-Stift war zu Beginn in wesentlichen Bereichen die Kopie einer französischen Mädcheninternatsschule, der Maison Impériale Napoléon in Ecouen.

### 1.1 Max I. Joseph und Frankreich

Max Joseph aus dem Haus Pfalz-Zweibrücken-Birkenfeld (1756-1825), dessen Namen die Schule heute trägt, hatte eine französische Erziehung genossen. Er war später Oberst eines Fremdenregiments in Straßburg gewesen. Vor den drohenden Gewaltexzessen der Französischen Revolution floh er und musste einige Zeit von der Großzügigkeit anderer Adelsfamilien leben. Das Herzogtum, das er nach dem Tod seines Bruders geerbt hatte, war von französischen Revolutionstruppen eingenommen worden. Er war ein Herzog ohne Land und ohne finanzielle Ressourcen. Trotz dieser belastenden Erlebnisse ist er zeit seines Lebens frankophil geblieben.

Als Max Joseph 1799 nach München kam, um die Nachfolge des Kurfürsten Carl Theodor anzutreten, übernahm er ein Land, das er

zusammen mit seinem wichtigsten Minister, Graf Maximilian von Montgelas, reformieren wollte. Es sollten in seinem Herrschaftsbereich Umstürze, wie er sie in Frankreich erlebt hatte, nicht vorkommen können. Das erforderte grundlegende Veränderungen im Bereich der Staatsform, des Heeres, der Verwaltung, der Justiz und nicht zuletzt auch der Bildung.

Außenpolitisch war Bayern zunächst von Österreich abhängig, es war eine erdrückende Abhängigkeit. Dass Max Joseph sich im Geheimvertrag von Bogenhausen 1805 auf den Rat von Montgelas von Österreich löste und auf die Seite Frankreichs und damit des Siegers wechselte, war eine politische Notwendigkeit. Dieser Wechsel, der die Erhöhung Bayerns zum Königreich und große Gebietsgewinne (u.a. Schwaben und Franken) zur Folge hatte, erforderte aber auch ein Opfer: die Vermählung seiner Tochter Auguste Amalie mit Eugène de Beauharnais, dem Stief- und Adoptivsohn Napoleons. Damit war zusätzlich eine enge verwandtschaftliche Beziehung zum französischen Kaiser geschaffen.

Dennoch verschlechterte sich das französisch-bayerische Verhältnis zunächst wegen der Wirtschaftspolitik des französischen Kaisers. Als sich Napoleon 1809 von seiner Frau Josephine scheiden ließ und die Habsburgerin Marie-Luise heiratete, verlor Bayern seine Funktion als Pufferstaat zwischen Österreich und Frankreich. Mit dem Geheimvertrag von Ried 1813, kurz vor der Völkerschlacht von Leipzig, kehrte der bayerische König zwar zögernd, aber gerade noch rechtzeitig an die Seite Österreichs zurück.

### 1.2 Die Reformen

In diesen kurzen Jahren der engen französisch-bayerischen Verbundenheit trieben innenpolitisch Max Joseph und sein Minister Graf Maximilian von Montgelas die Reformen voran, z.B. durch die Einführung der Konstitutionen von 1808 und 1818, durch Abschaffung vererblicher oder käuflicher Posten, durch Schaffung eines effizient arbeitenden Beamtentums, durch Reduktion oder Abschaffung von Privilegien, durch Beschränkung der niederen Gerichtsbarkeit des Adels etc. 1813 war das erheblich vergrößerte, aber noch Veränderungen unterworfenen Staatsgebiet Bayerns in Kreise (heute würde man von Regierungsbezirken sprechen) aufgeteilt, an deren Spitze Generalkommissäre standen. Die Kreise waren nach französischem Vorbild nach Flüssen benannt, wie z.B. Isarkreis (heute Oberbayern), Oberdonaukreis, Unterdonaukreis, Rezatkreis etc.

Im Rahmen dieser grundlegenden Reformen dachte Max Joseph auch an eine Umgestaltung des Bildungswesens. Er setzte nicht nur die allgemeine Schulpflicht durch, sondern dachte auch an die Verbesserung der Mädchenbildung. Eine etwas gehobene Ausbildung der weiblichen Jugend wurde lange Zeit von kirchlichen Lehrorden geleistet, die in ihren Bemühungen oft durch die Landesherren unterstützt wurden. Die Englischen Fräulein z.B. hatten so mitten in München ein veritables Schulzentrum errichtet mit einer allgemeinen Tagesschule und einem Internat für adelige Mädchen. Die Schwerpunkte der Ausbildung setzten die Orden weitgehend selbst fest und ließen sich auch nicht gerne staatlich bevormunden. Daneben gab es eine Reihe privater Lehrinstitute, die bisweilen nicht alle Fächer ausreichend berücksichtigten.

Max Joseph, dessen Politik insgesamt wenig kirchenfreundlich war, wie man schon an der Säkularisation gesehen hatte, war daran gelegen, den kirchlichen Einfluss im Schulbereich zu beschränken. So schloss er viele kirchliche Internate und Schulen, unter anderem 1809 auch das Institut der Englischen Fräulein in München, um sie durch einen neuen Schultyp zu ersetzen.

### 1.3 Die französische „Mutterschule“

Vorbild für den bayerischen König war das von Napoleon gegründete und 1807 im Schloss von Ecouen (rund 19 km nördlich von Paris gelegen) eröffnete Mädcheninternat, die Maison Impériale Napoléon. Dieses Institut galt schon bald als Modellschule. Sie

wurde nicht nur in Frankreich, sondern auch in Portugal, im Königreich Neapel, im napoleonischen Königreich Italien und schließlich auch in Bayern kopiert.

Das Neue an dieser Schule war nicht, dass es sich um ein Internat handelte. Mädcheninternate gab es schon lange. Neu war, dass dieses Internat nicht von Nonnen, sondern von besonders ausgewählten, integren Frauen geleitet wurde. Zudem unterstand es einer staatlichen Institution, nämlich der 1802 von Napoleon gegründeten Ehrenlegion Frankreichs und entsprach außerdem Vorstellungen des Philosophen Jean-Jacques Rousseau (1712-1778).

Dessen Buch „Emil oder über die Erziehung“ (1762) hatte großen Erfolg. Napoleon verehrte Rousseau, Max Joseph war sogar als „Emil“ erzogen worden. Rousseau war der Meinung, dass der Mensch zwar gut geboren sei, aber durch die Zivilisation verdorben werde. Deshalb empfahl er unter anderem, Kinder abseits der urbanen Gesellschaft auf dem Land zu erziehen, im Notfall auch getrennt von ihren Familien. Was lag da näher als eine strenge Internatsschule auf dem Land, wo vor allem die Mädchen, abgeschirmt von der Außenwelt, ihre natürlichen positiven Anlagen vertiefen und festigen konnten. Diese Werte sollten sie später in ihre Familien tragen, um so die Gesellschaft zu verbessern. Außer Napoleon, seinen männlichen Begleitern und dem Institutsgeistlichen durften keine Männer die Schule betreten. Die Elevinnen/Schülerinnen mussten ihre Internatszeit praktisch im Schloss und dem zugehörigen Park verbringen. Die Eltern durften ihre Töchter zwar besuchen, sie aber nur im Parloir (Sprechzimmer) sehen.

Napoleon selbst wollte die dort aufgenommenen Schülerinnen zu guten, sprich nützlichen Ehefrauen, Hausfrauen und Müttern erziehen lassen. Für ihn war die religiöse Unterweisung weiterhin die Grundlage der Mädchenerziehung. Deshalb hatten die Schülerinnen nicht nur gemeinsam ein Morgengebet zu verrichten, sondern auch täglich eine heilige Messe zu hören. Der Lehrplan war auf Grunddisziplinen ausgerichtet. In den Naturwissenschaften sollten sie nur so weit unterrichtet werden, als diese dem Haushalt nützlich waren und die Mädchen vom Aberglauben abhielten. Der Fokus lag auf den häuslichen Handarbeiten. Dass auch Fremdsprachen (Italienisch und Englisch), sowie Musik und Zeichnen in den Lehrplan aufgenommen wurden, verdankt diese Schule der ersten Direktorin/Vorsteherin, Madame

<sup>1</sup> Der Aufsatz basiert auf dem Buch: Schinhammer-Schön, Irene: Zur Sanftmut erzogen – Bayerns königliche Elevinnen. Lebensbilder aus den Anfängen des Max-Josefs-Stifts, hg. von der Vereinigung Max-Joseph-Stift e.V., München 2020; hier weitere Literatur.

<sup>2</sup> Vgl. zur Geschichte der Schule: Schinhammer-Schön, Irene, Marchner, Gudrun u. Tschöp, Getrud: Zweihundert Jahre Max-Josef-Stift, Festschrift, Bd. 1, Das königliche Stift: die Anfänge der Schule bis 1840, Hg. v. der Vereinigung Max-Joseph-Stift e.V., München 2013

Henriette Genêt-Campan, einer sehr gebildeten Frau und ausgezeichneten Pädagogin, die schon mit 15 Jahren als Vorleserin für die Töchter von Ludwig XV. nach Versailles kam, später Englischlehrerin, Kammerfrau und Vertraute von Marie Antoinette und Ludwig XVI. war. Nach der Revolution hatte sie ein privates Institut gegründet, in dem Hortense de Beauharnais, Tochter der späteren Kaiserin Josephine, und zwei Schwestern Napoleons erzogen wurden. Madame Campan führte als Direktorin/Vorsteherin der napoleonischen Schule wichtige Neuerungen ein: eine Auszeichnung für gutes Verhalten und den Wettbewerb als Motivation.

In die Schule von Ecouen konnten nur Mädchen aufgenommen werden, deren Väter sich im militärischen oder zivilen Bereich um Frankreich verdient gemacht hatten und deshalb den Orden der Ehrenlegion, den höchsten und für alle Bürger vorgesehenen Verdienstorden, erhalten hatten. Der Großkanzler der Ehrenlegion entschied über die Aufnahme der Schülerinnen, über die Anstellung der Lehr- und Erziehungsdamen und über die Finanzen.

Er ist bis heute der oberste Chef der noch existierenden zwei Schulen der Ehrenlegion, nämlich „Les Loges“ in Saint Germain-en-Laye (etwa 30 km westlich von Paris) und „Saint-Denis“ (1812 eröffnet) in Paris. Heute werden dort nur Mädchen aufgenommen, in deren Familien ein Mitglied den Orden der Ehrenlegion, den Militärorden oder den Nationalen Verdienstorden erhalten hat. Ecouen war 1814 nach der Abdankung von Napoleon geschlossen worden, beherbergte aber von 1850-1962 wiederum eine Schule der Ehrenlegion. Heute befindet sich im Schloss von Ecouen das Nationale Renaissancemuseum.

#### 1.4 Die bayerische Variante

Doch zurück nach Bayern. Max-Joseph hatte sich aus politischen wie persönlichen und pädagogischen Motiven für das Modell von Ecouen entschieden und Madame Thérèse Chardoillet, eine der Erziehungs- und Aufsichtsdamen aus Ecouen, als Gründungsdirektorin engagiert, die 1810 mit ihrer Tochter Virginie<sup>1</sup> nach München kam.



Abb. 1: Mme Chardoillet, Familienbesitz Frankreich.

Am 27. Mai 1813, nur einige Monate bevor der König die politischen Fronten wechselte, öffnete das „Erziehungsinstitut für die weibliche Jugend höherer Stände“, auch „Weibliches Erziehungsinstitut höherer Stände“, „Königliches Institut“ oder „Maximiliansanstalt“ genannt, seine Pforten. Den Namen „Max-Joseph-Stift“ bekam es erst Mitte des 19. Jahrhunderts.

Das neue Institut in München war nur für 60 adelige Schülerinnen ausgelegt, 30 Plätze sollten für jene Mädchen bereitstehen, deren Eltern den jährlichen Pensionspreis von 400 Gulden selbst zahlen konnten, einschließlich des einmaligen Betrags von 200 Gulden für den „Trousseau“, d.h. für Kleidung, Wäsche, Schuhe. Die restlichen Plätze waren Freiplätze für Mädchen aus bedürftigen Adelsfamilien. In Notfällen bezahlte der König die Pension einiger Schülerinnen aus eigener Tasche, bis ein Freiplatz vakant war. Die Lage des landbesitzenden Adels war nicht immer glänzend. Schuld daran waren meist die hohe Kinderzahl, Missernten, der Tod des Vaters oder der Mutter, die geringe Bereitschaft zu sparen und der Abbau der adeligen Privilegien. Die finanzielle Lage der adeligen Staatsdiener war meist ebenso angespannt. Deshalb waren die Freiplätze heiß umkämpft und bekamen auch eine politische Bedeutung, denn von Anfang an wurden katholische und protestantische Mädchen aufgenommen. Die religiöse Toleranz war sicherlich auch von nicht geringer Bedeutung für die Eingliederung der neugewonnenen, meist protestantischen Landesteile, wie z.B. Schwaben oder Franken.

Auch für Max-Joseph diente diese Schule dazu, die Monarchie zu stärken, indem er verdiente Adelige mit der (oft kostenlosen) Erziehung einer Tochter belohnte oder bedürftigen Adelsfamilien half.

Die Generalkommissäre sammelten die Vorschläge und Bittbriefe und leiteten sie an den König mit einer Empfehlung weiter. Dieser entschied selbst über die Zulassung zum Institut, ob es sich nun um eine Elevation handelte, deren Platz von den Eltern bezahlt wurde, oder um einen Freiplatz. Der Obersthofmeisterstab war zuständig für die finanziellen Belange der Schule, das Innenministerium für alle pädagogischen Bereiche.

Max-Joseph war der Überzeugung, dass Mädchen der Oberschicht auch eine bessere Erziehung und Ausbildung brauchten als bürgerliche Mädchen, um sich in ihrem sozialen Umfeld angemessen bewegen zu können. Da Französisch die Sprache der Diplomatie, des Adels und des gehobenen Bürgertums war, mussten die Elevationen zuerst diese Sprache erlernen und zudem in ihrer Muttersprache geschult werden. Unterrichts- und Umgangssprache war Französisch. Später sollte auch Italienisch als Fremdsprache dazukommen. Geschichte und Geographie, Rechnen und Schrift standen ebenso auf dem Lehrplan. Nur in diesen Fächern erhielten die Mädchen auch „Noten“, d.h. Platzziffern, die der Motivation dienen sollten. Der Lehrplan umfasste aber auch die religiöse Unterweisung, Unterricht in Musik, Zeichnen, Tanz und vor allem in Handarbeiten: Nähen, Stricken, Sticken etc.

Wissensvermittlung und Erziehung galten als gleichwertig. Neben der Einübung vornehmer Umgangsformen war im Lehrplan explizit die Erziehung zur Sanftmut gefordert. Sie galt sowohl als Zierde der Frauen als auch als ihr Schutz (vor männlicher Aggressivität in der Familie). Einer sanften Frau gegenüber könne sich ein Mann auf Dauer nicht grob verhalten, meinte Rousseau. Frauen standen damals immer unter der Vormundschaft eines Mannes, zuerst der des Vaters, dann der des Ehemanns, der weitgehend über ihr Leben bestimmen konnte.

Für besonders sanftmütige Schülerinnen gab es während des Jahres ein Samtarmband als Auszeichnung, Am Ende des Schuljahres aber erhielt im Laufe der öffentlichen Jahresprüfung die gemeinsam gewählte Siegerin die Sanftmutsmedaille aus der Hand der Königin. Diese Auszeichnung war besonders geschätzt, vor allem von den Eltern, und berechnete zu einem Tag außerhalb des Internats. Einen Tag

bei den Eltern oder mit Begleitung der Direktorin oder einer Lehrdame in der Stadt konnte man auch mit einem ersten Platz in den Sprachen und den gemeinsam bewerteten Fächern Geographie und Geschichte erwerben, zusammen mit einer üppig gestalteten Zufriedenheitskarte.

Die Ausbildung umfasste drei Klassen, die sich ihrerseits auf jeweils drei Jahre erstrecken konnten. Die Elevationen trugen natürlich Schuluniform, d.h. Kleider, die der gängigen Mode angepasst waren. Am Anfang waren das Empirekleider mit Ausschnitt, Puffärmelchen und hochgelegter Taille.

Zunächst hatte man Kleider in dunkelroter Farbe gewählt, die aber im Laufe der ersten Jahrzehnte durch schwarze Schuluniformen, selbstverständlich mit Schürze, ersetzt wurden, während die roten Kleider nur an Sonn- und Feiertagen getragen wurden. Unterschiedlich farbige Gürtel kennzeichneten die Klassen:

Die jüngeren Schülerinnen hatten grüne Gürtel, die zweite Klasse trug rote Gürtel und blassblaue die dritte Klasse. Mit 7/8 Jahren wurden die Mädchen aufgenommen, mit 16/17 Jahren verließen sie das Institut. Zahlende Eltern ließen bisweilen ihre Töchter nur zwei oder drei Jahre im Institut, um deren Ausbildung zu vervollständigen.

Auf Wunsch von Georg von Zentner wurden für das „Stift“ auch männliche Lehrkräfte engagiert, weil diese besser ausgebildet waren. Bei deren Unterricht mussten dann auch immer Erzieherinnen anwesend sein. Das strenge Internatsleben wurde aufgelockert durch gemeinsame Spiele, Bälle zum Geburtstag des Königs oder im Fasching und Ausflüge nach Großhesselohe im Sommer.

Ein besonderes Merkmal dieser Schule waren die familiären Strukturen. Da man so lange zusammenlebte, galt die Direktorin/Vorsteherin als zweite Mutter der Elevationen, der König als zweiter Vater, größere Schülerinnen kümmerten sich als „Stiftsmütter“ um die Kleinen. Daraus entstanden manchmal lebenslange Freundschaften.

Abb. 2: Schülerin im Stiftskleid als Schuluniform, Schularchiv. Copyright: Max-Josef-Stift

Abb. 3: rotes Stiftskleid, Foto: Frau Dr. Nina Gerber. Foto:Max-Josef-Stift

Abb. 4: Virginie Chardoillet, Tochter der 1. Direktorin, als Schülerin in Ecouen. Sie fungierte als „Stiftsmutter“ und führte ein Freundschaftsalbum, in dem sich viele Schülerinnen der Anfangszeit verewigten. Foto: Familienbesitz Frankreich



<sup>1</sup> Virginie von Chardoillet, die in München als ältere Schülerin als „mère“ („Stiftsmutter“) für Jüngere fungierte, führte ein Freundschaftsalbum „Souvenir“, das erhalten ist (Familienbesitz Frankreich) und eine wichtige Quelle zu verschiedenen Elevationen aus bayerischem Adel bildet; vgl. Schinhammer-Schön, Sanftmut (Buch 2020), S. 59-69; (s. unten)

## 2. Das Leben adeliger Frauen im 19. Jahrhundert

Töchter herrschender Familien wurden nach politischen Gesichtspunkten verheiratet. Aber auch der Lebensweg von Frauen allgemein war von der Gesellschaft vorgegeben: Ehefrau, Hausfrau und Mutter zu sein, war ihre Bestimmung und zugleich ihre Existenzsicherung. Mitspracherecht hatten sie nicht immer. Dabei konnten sich die Mädchen noch glücklich schätzen, die verheiratet wurden und somit „versorgt“ waren, denn Vorrang hatte immer der erstgeborene Sohn. Dann kam die Reihe an die nachgeborenen Söhne und zuletzt an die Töchter. Manchmal blieb für sie nichts mehr übrig. Dabei galt der Grundsatz: Ohne Mitgift keine Heirat. Die Eltern bemühten sich natürlich, auch ihre Töchter möglichst gut zu verheiraten. Ebenbürtigkeit und Einkommen des zukünftigen Schwiegersohns waren wichtige Gesichtspunkte. Während sie für Mitgift und Aussteuer zu sorgen hatten, mussten die jungen Frauen vor allem auf ihren Leumund achten. Schon der kleinste Flirt konnte großen Schaden anrichten. Vor der Eheschließung wurde häufig ein Heiratsvertrag geschlossen, in dem die Höhe der Mitgift, der Wert der Aussteuer, das Nadelgeld (Taschengeld) festgelegt und Witwensitz und Witwengeld bestimmt wurden, falls der Ehemann zuerst versterben würde. Manchmal sicherte der Heiratsvertrag der Ehefrau auch ein gewisses Mitspracherecht über die Verwaltung ihres Vermögens, was ansonsten zu den Vorrechten ihres Ehemannes gehörte. Der konnte weitgehend über ihr Leben bestimmen. Die so arrangierten Ehen waren aber nicht per se unglücklich. Neben der Versorgungsehe gab es ab und an auch die Liebeshe. Ohne Zustimmung der Eltern zu heiraten, das war zu deren Lebzeiten für Frauen kaum möglich und für Männer nicht ratsam. Man brauchte außer dem elterlichen Einverständnis auch noch eine amtliche Heiratslizenz. Die bekamen Paare nur, wenn sie genügend Einkommen oder finanzielle Ressourcen nachweisen konnten, um auch eine größer werdende Familie zu ernähren. Deshalb konnten selbst manche Adelige nicht heiraten.

Dass viele junge Frauen erheblich ältere Partner ehelichten, hing mit deren Karriereweg zusammen. Auch wenn junge Männer nach dem Studium sofort in den Staatsdienst übernommen wurden, waren sie oft weiterhin von den Eltern abhängig, denn sie erhielten in den ersten Jahren noch kein Gehalt. Es

dauerte also etwas, bevor sie finanziell „heiratsfähig“ waren. Da schien es für die Frauen bisweilen sinnvoller und einfacher, einen Witwer mit Kindern zu ehelichen, der vielleicht auch weniger Mitgift forderte.

Mit dem Abschluss der schulischen Ausbildung und mit der Eheschließung traten die jungen Frauen „in die Welt hinaus“, d.h., sie durften nun an gesellschaftlichen Festen, Bällen, Einladungen teilnehmen und genossen erst jetzt gesellschaftliches Ansehen. Doch galt es für sie, immer bescheiden im Hintergrund zu bleiben, wollten sie nicht in die öffentliche Kritik geraten. Nützlich zu sein durch die effiziente Führung des Haushaltes (wenn sie keinen Verwalter hatten), die Geburt vieler Kinder und deren Erziehung waren ihre Hauptaufgaben neben der würdigen Vertretung ihrer Familien nach außen. Es gab aber auch Angenehmeres: Viele Adelige, die auf dem Land lebten, hatten in München einen zweiten Wohnsitz, um dort den Winter mit geselligen Veranstaltungen, Bällen und Schlittenfahrten zu verbringen.

Frauen der höheren Schichten konnten außerdem Gesellschafterinnen oder gar Hofdamen werden (wenn sie die Hoffähigkeit besaßen, d.h. sie mussten bei Hof vorgestellt werden), in ein Kloster eintreten, als Gouvernanten oder mit einer Sonderausbildung als Lehrerinnen arbeiten. Diese Tätigkeiten waren gesellschaftlich akzeptiert. Schlimmstenfalls mussten sie weiterhin bei den Eltern oder in der Familie eines Verwandten leben.

Viele ehemalige Ehevinnen haben ihr Leben bewundernswert gemeistert. Meist waren sie bescheiden, arbeitsam, zurückhaltend, beherrscht, sanft und – trotz der staatlichen Schulleitung – sehr religiös.

## 3. Sophie (von) Donnersberg und ihre Schwestern – Nachkommen eines wichtigen bayerischen Politikers zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges

### 3.1 Die Familie

„Donnersberg? Donnersbergerstraße? Donnersbergerbrücke? Gehört das zusammen?“, wird man sich zumindest in München fragen. Diesen Zusammenhang gibt es tatsächlich, aber der Namensgeber von Brücke und Straße war nicht der Vater der E Levin Sophie (von) Donnersberg, sondern einer ihrer Vorfahren. Woher ihre Familie ursprünglich stammt, ist nicht ganz geklärt. Sicher dagegen ist, dass sie im 15. Jahrhundert in München greifbar ist und enge Beziehungen hatte zu vielen „ratge-

sessenen“ Familien.<sup>2</sup> Wolfgang Don(n)ersberg kam schließlich 1566 in den äußeren und 1577 in den inneren Rat der Stadt München. Wir haben es also mit einer alten Münchner Patrizierfamilie zu tun.

Viel bedeutender als Wolfgang Don(n)ersberg war sein Sohn Joachim von Donnersberg (1561-1650). Der trat nach seinem Jura-Studium in die Dienste von Herzog Wilhelm V. (1548-1626) und wurde Regierungskanzler in Landshut. Unter Maximilian I. (1573-1651, ab 1597 Herzog von Bayern und ab 1623 Kurfürst) ging seine politische Karriere steil nach oben: Für seinen Herrn war er in politischen Missionen unterwegs, vertrat ihn des Öfteren bei wichtigen Angelegenheiten und erwarb sich dessen Vertrauen und Anerkennung. So wurde er, trotz damals notwendiger staatlicher Sparmaßnahmen, die zusätzliche Ausgaben eigentlich nicht zuließen, in den Geheimen Rat berufen mit einem jährlichen Gehalt von 1.000 Gulden und Futtergeld für zwei Pferde, was vermutlich eine enorm hohe Entlohnung war. Schließlich ernannte ihn Maximilian zum Obristen-Kanzler. Joachim von Donnersberg entwarf die schwierigsten Gutachten und Verträge, so z.B. die Urkunde über die Stiftung der katholischen Liga im Dreißigjährigen Krieg.

Zur Belohnung für seine Verdienste verlieh ihm Maximilian I. die Edelmansfreiheit und Kaiser Ferdinand II. erhob ihn 1624 in den Freiherrenstand. Der Herzog zeigte seine Dankbarkeit aber auch mit Geldgeschenken. So erließ er seinem Kanzler 1611, als ihm dieser Schloss und Hofmark Igling bei Landsberg abkaufte, die Hälfte der Kaufsumme. Joachim von Donnersberg erwarb 1624 zusätzlich die Hofmark Kaufering und 1629 das Dorf Erpfting. Als er 1650 starb, hinterließ er seinen Erben einen stattlichen Besitz, der mehr umfasste als diese drei Orte. Er hatte zwei Fideikommiss<sup>3</sup> errichtet und für Igling die Erbfolge des Majorats bestimmt. Das war ein



Abb. 5: Schloß Oberigling. Kupferstich, Michael Wening, 1701. Sammlung Fees-Buchecker

gut gemeintes Testament, das aber sehr negative Auswirkungen hatte und später wohl mit zum Verlust dieser Besitzungen beigetragen hat. Donnersbergerbrücke und Donnersbergerstraße in München erinnern tatsächlich an diesen einflussreichen, bedeutenden und angesehenen Politiker.

### 3.2 Sophie (von) Donnersberg im Königlichen Institut

Sophies Vater, Franz Caspar Freiherr von Donnersberg (1770-1834), Nachfahre von Joachim von Donnersberg, hatte noch fünf Brüder und eine Schwester<sup>4</sup>. Nach seinem Jura-Studium startete er zunächst eine glänzende Karriere: Er wurde bald königlich bayerischer Kammerer und ab 1808 Appellationsgerichts-Vizepräsident von Memmingen.

Zuerst besaß er gemäß dem bereits erwähnten Testament Schloss Kaufering, das schon ziemlich verfallen war, so dass er sich ein kleines Gebäude anbauen musste, um dort wohnen zu können. Er sollte nach dem Tod des Vaters Hofmark und Schloss Igling erben. Aber Franz Caspar hatte 1798 eine Bürger-



Abb. 6: Haarlocke Sophie (von) Donnersbergs vom Lockenblatt aus dem Album „Souvenir“ von Virginie Chardoillet. Frankreich, Familienbesitz

<sup>2</sup> Heigel, Karl Theodor von: Donnersberg, Joachim von, in: Allgemeine Deutsche Biographie 5 (1877), S. 337f., (Onlinefassung); URL: <http://www.deutsche-biographie.de/pnd133495299.html?anchor=adb>; vgl. auch: Werner Fees-Buchecker u. Josefine Lang (Hg. im Auftrag der Gemeinde Igling), Gemeinde Igling. Ortschronik Oberigling und Unterigling, Igling 2009, Kapitel Herrschaftsgeschichte, S. 41-44

<sup>3</sup> Ein Fideikommiss bestimmt, dass der Alleinerbe den Besitz weder verpfänden noch verkaufen darf. Es bleibt ihm nur der Nießbrauch. Das Majorat sieht vor, dass immer der älteste Sohn das ganze Erbe bekommt. Joachim von Donnersberg legte fest, dass der älteste Sohn Igling besitzen soll, der zweitälteste Sohn Kaufering mit Anspruch auf Igling. Dieses Testament hatte deshalb eine unheilvolle Wirkung, weil alle Erben Kaufering als „Durchgangsstation“ betrachteten und wenig in das Besitztum investierten. Die Besitzer von Igling hatten Angst, dass Frau und Kinder unversorgt waren, wenn nach ihrem Tod der nächstälteste Sohn sein Erbe antrat. So investierten auch sie nicht ausreichend in den Erhalt des Besitzes, sondern versuchten, möglichst viel Gewinn zu machen, um die Versorgung der Familie zu sichern.

<sup>4</sup> Drei seiner Brüder wählten eine militärische Laufbahn, einer wurde Landrichter in Regenstauf, einer Kapitular des Domstifts zu Augsburg. Die Schwester war mit Joseph Tänzl, Freiherrn von Trazberg, verheiratet.

liche<sup>5</sup> geheiratet, sehr zum Ärger seiner Eltern, die ihm von da an jede Hilfe verweigerten. Auch sein Ruf am Königshof hatte unter dieser „Mesalliance“ gelitten. Trotzdem erbte er später Schloss Igling. Das Ehepaar hatte drei Töchter und einen Sohn.

1813 erreichte den Appellationsgerichtsvizepräsidenten die Aufforderung Montgelas', er solle jene Gerichts- und Verwaltungsbeamten des Illerkreises benennen, die einen Anspruch auf einen Freiplatz für eine Tochter im Königlichen Institut hätten. Er machte die erforderlichen Vorschläge, bemerkte aber auch „Was die folgenden Adelichen dieses Kreises (...) betrifft, so sind selbe (...) alle mit so großen Gütern versehen, daß sie für ihre Töchter

Abb. 7: Franz Caspar Freiherr von Donnersberg, Ölgemälde des Malers Küchlin, Besitz Gemeinde Igling, Chronik Gemeinde Igling, 2009.



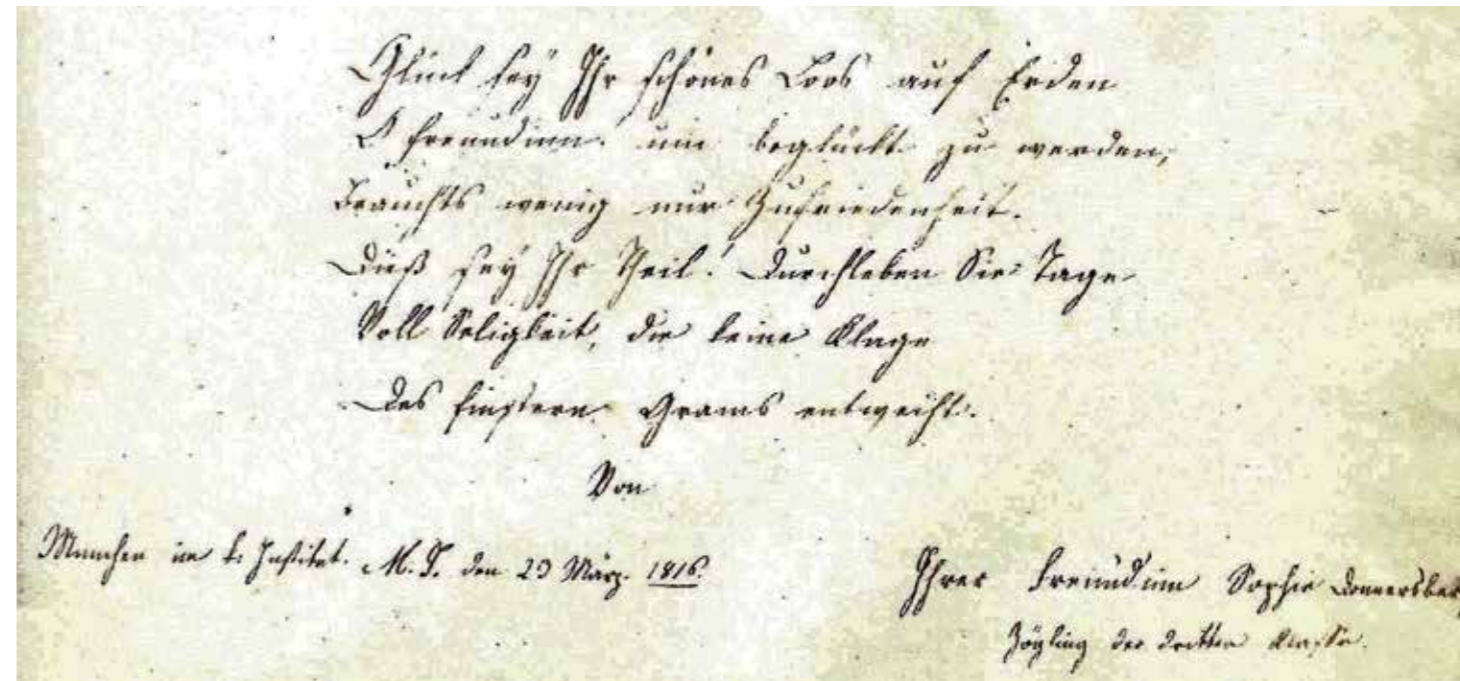
keines Freyplatzes bedürfen.“<sup>6</sup> Memmingen war damals eine reiche Stadt, in der man es sich gutgehen ließ.

Er bat aber für seine eigene Tochter Sophie in einem Brief vom 8. Mai 1813 um Aufnahme im Königlichen Institut. Er schrieb, dass seine älteste Tochter schon im 13. Jahr sei und im Zeichnen gute Fortschritte gemacht habe, ebenso in weiblichen Arbeiten und Musik. Er meinte, dass zwei Jahre im Institut zur Vervollkommnung ihrer Ausbildung, besonders auch in der französischen Sprache, ausreichend seien.<sup>7</sup> In den Akten ist zu seinem Antrag folgendes vermerkt:

„Freiherr von Donnersberg (...) stellt die alternative Bitte, dass seine Tochter Sophie von 12 Jahren eine Freistelle erhalten möge, wenn aber würdigere und (be)dürftigere Kompetenten (Bewerber) vorhanden wären, daß sie gegen Entrichtung von jährlichen 400 Gulden angenommen werden möchte“.<sup>8</sup>

Die am 4.3.1801 geborene Sophie Josepha Maximiliana (von) Donnersberg trat im November 1813 ins Königliche Institut ein, selbstverständlich auf Kosten des Vaters. Sophie muss ein vorbildlich braves Mädchen gewesen sein, denn schon 1814 war sie unter den Elevinnen, die für das Sanftmutsarmband vorgeschlagen wurden.<sup>9</sup> Auf den ins Innenministerium geschickten Notenlisten vom Januar 1814 ist ihr Name bereits unter den 12 Elevinnen der dritten und höchsten Klasse zu finden. Ihre Platznummern sind noch im mittleren Bereich (Platz 10 in Deutsch, 11 in Französisch, 11 in Geschichte und Geographie, 11 in Schönschrift und Rechnen).<sup>10</sup> Sicherlich hat sie in den folgenden Jahren ihre Leistungen verbessert, denn man bestätigte ihr sehr großen Fleiß.

Mit Virginie Chardoillet scheint sie sich gut verstanden zu haben. Mehrfach hat sie sich in deren Freundschaftsalbum „Souvenir“ verewigt: Sophies Haarlocke ist in der zweiten Reihe des Lockenblattes zu finden. Außerdem zeichnete sie – und sie war wirklich begabt, wie der Vater sagte – einen bezaubernden Rosenstrauß in Virginies Album.



Dem fügte sie ein Gedicht hinzu, in dem sie Virginie zwar als ihre Freundin bezeichnet, sie aber dennoch siezt. (Es ist vorstellbar, dass hier eine Gepflogenheit aus der Schule von Ecouen übernommen wurde.)

Glück sei Ihr schönes Loos auf Erden  
O Freundinn, um beglückt zu werden,  
Braucht's wenig, nur Zufriedenheit.  
Dies sei Ihr Theil! Durchleben Sie Tage  
Voll Seligkeit, die keine Klage  
Des finstern Grams entweicht.  
München im k. Institut. M.J. den 23. März 1816

Von Ihrer Freundinn Sophie Donnersberg Zögling der dritten Klasse

Abb. 8: Lockenblatt mit Haarlocken ihrer Freundinnen aus der Schule; aus Virginie Chardoillet's Album, Frankreich, Familienbesitz.

Abb. 9: Rosenstrauß, Zeichnung von Sophie von Donnersberg, aus Virginie Chardoillet's Album, Frankreich, Familienbesitz.

Abb. 10: Eintragung Sophie v. Donnersbergs aus Virginie Chardoillet's Album, Frankreich Familienbesitz.

5 Es handelte sich um Sophie Franziska Fuchs, Tochter eines Kutschers. Sie wird in der Familienchronik als durchaus respektable Person beschrieben, die sich nie eine Blöße gegeben und ihre Kinder mit großer Sorgfalt erzogen habe. Vgl. Lebenserinnerungen des Franz Freiherrn von Donnersberg, transkribiert von August Hagenbusch, und die Fortsetzung der Lebenserinnerungen durch einen Enkel des Freiherrn, Typoskript, Gemeindearchiv Igling. Diese Auszüge verdanke ich Herrn Werner Fees-Buchecker, Betreuer des Gemeindearchivs Igling. Herzlichen Dank!

6 BayHStA GL. Fasz. 2692/450.

7 Bewerbung des Vaters vom 8. Mai 1813: BayHStA GL. Fasz. 2692 Illerkreis.

8 BayHStA GL. Fasz. 2692/450.

9 Brief Chardoillet vom 5.3.1814, BayHStA GL. Fasz. 2693/457.

10 Ebenda.

Der nächste Brief ihres Vaters an den König stammt vom 12. Juli 1815<sup>11</sup>. Freiherr von Donnersberg bedankt sich überschwänglich für die Aufnahme seiner Tochter und lobt die Schule und die Großzügigkeit des Königs in den höchsten Tönen, natürlich mit entsprechenden Superlativen:

„Diese allerhöchste Gnade erkenne ich mit unendlich dankbarstem Gefühl, weil meine Tochter, seit 11. November 1813 die Früchte dieser vortrefflichen Erziehung dergestalt genießt, daß sie von der verehrungswürdigen Dame Directrice und übrigen Lehrerinnen als Muster weiblicher Vollkommenheit vorgestellt wird, und mit allen Auszeichnungen des blauen Armbands und der silbernen Medaille der Sanftmut ausgezeichnet ist. Zum Beweis ihrer eigenen Zufriedenheit dienet, daß sie mich selbst gebeten hat, sie noch ein Jahr im Institute zu belassen, um vollkommen ausgebildet zu werden. Recht gerne opfere ich für die Bildung meines Kindes noch 400 Gulden...“

Sophie durfte also mit Zustimmung des Königs und auf Kosten der Eltern noch ein drittes Jahr im Königlichen Institut verbringen.

### 3.3 Sophies Schwestern

Der Vater hatte aber nicht nur Sophies wegen zur Feder gegriffen und die Schule so sehr gelobt – er hatte ein weiteres Anliegen:

„... allein, ich habe noch zwei Töchter und einen Sohn, welche ebenfalls meine väterliche Sorgfalt für Erziehung in Anspruch nehmen. Die zweitälteste Tochter Augusta ist im 10. Jahr, und es ist in einer provincial Stadt nicht möglich bey allem Geldaufwand die Lehrmeister jener Erziehung und Bildung zu erhalten, welche das Erziehungsinstitut in München gibt<sup>12</sup>; daher bitte ich Euere Königliche Majestät allerunterthänigst, daß ich auch meine zweite Tochter Augusta diesem Erziehungsinstitut anvertrauen darf.“

Dieses Mal aber bat er darum, seine Tochter Augusta auf die Kabinettsliste zu setzen, bis ein Freiplatz zu Verfügung stünde. Es sei ein solcher Platz auf der „königlichen Warteliste“ eben frei geworden, merkte er an. Auf diese Weise wären Sophie und Augusta gleichzeitig im Institut am Anger gewesen. Sophie hätte ihrer Schwester noch ein Jahr behilflich sein können, und der Freiherr hätte nur 400 Gulden für beide bezahlen müssen, denn das Pensionsgeld für die Elevationen auf der Kabinettsliste bezahlte der König. Es sei ihm

schlichtweg unmöglich, argumentierte Baron von Donnersberg, in einem Jahr 1.000 Gulden für die Ausbildung der Mädchen zu bezahlen (400 Gulden für Sophie, 400 Gulden für Augusta und 200 Gulden für Augustas Trousseau). Er kündigte zugleich an, dass er auch seine dritte Tochter Adelheid ins „Stift“ schicken wolle, denn alle drei sollten die „allerhöchste Wohlthat dieser vortrefflichen Erziehung genießen“.

So einfach war das aber nicht. Es stand kein Freiplatz zur Verfügung und auf die Kabinettsliste wollte der König das Mädchen offensichtlich auch nicht setzen. Sicherlich schätzte man die finanzielle Lage des Vaters nicht als katastrophal ein. Augusta, die zweite Tochter, musste eben noch ein Jahr warten. Sophie verließ im Oktober 1816 das Königliche Institut und die am 23.2.1806 geborene Augusta Sophia Napoleona Anna nahm den Platz ihrer älteren Schwester ein. 1820, nach vier Jahren, kehrte auch sie in ihr Elternhaus zurück. Augusta ist in Virginies Album nicht vertreten. Nach Aussagen des Vaters hatte auch sie beste Ergebnisse erzielt und war für ihr vorbildliches Verhalten ausgezeichnet worden.

Selbst die dritte Tochter Donnersberg verbrachte einige Jahre im Königlichen Institut. Der Antrag des Vaters auf Aufnahme der am 2.8.1810 geborenen Adelheid Anna Josepha Sophia stammt vom 14. Mai 1821.

Inzwischen hatte es im Leben des Vaters und der Familie entscheidende Änderungen gegeben. Sophies Großvater war 1815 gestorben, und ihr Vater hatte Schloss Igling geerbt, 1817 wurde das Appellationsgericht in Memmingen aufgelöst. Die Richter wurden teils versetzt, teils in Pension geschickt. Da gab Franz Caspar von Donnersberg mit nur 47 Jahren und bei voller Gesundheit – vielleicht aus verletztem Ehrgefühl, vielleicht aus Selbstherrlichkeit – um Pensionierung ein, die ihm auch gewährt wurde. Damit hatte er auf ein Drittel seines Gehaltes verzichtet. Er wohnte von 1816 an auf Schloss Igling, das ihm sein Vater trotz schwierigster Umstände „geordnet“ und als Allodium (Eigenbesitz) vererbt hatte. Da die Fideikommission aufgehoben waren, musste er die Geschwister auszahlen, ein Erbrecht, das viele Hofmarksherren in Schwierigkeiten brachte. Die Belastung von 50.000 Gulden konnte er durch den Verkauf von Kaufering auf 28.000 - 30.000 Gulden drücken. Freiherr Franz Caspar von

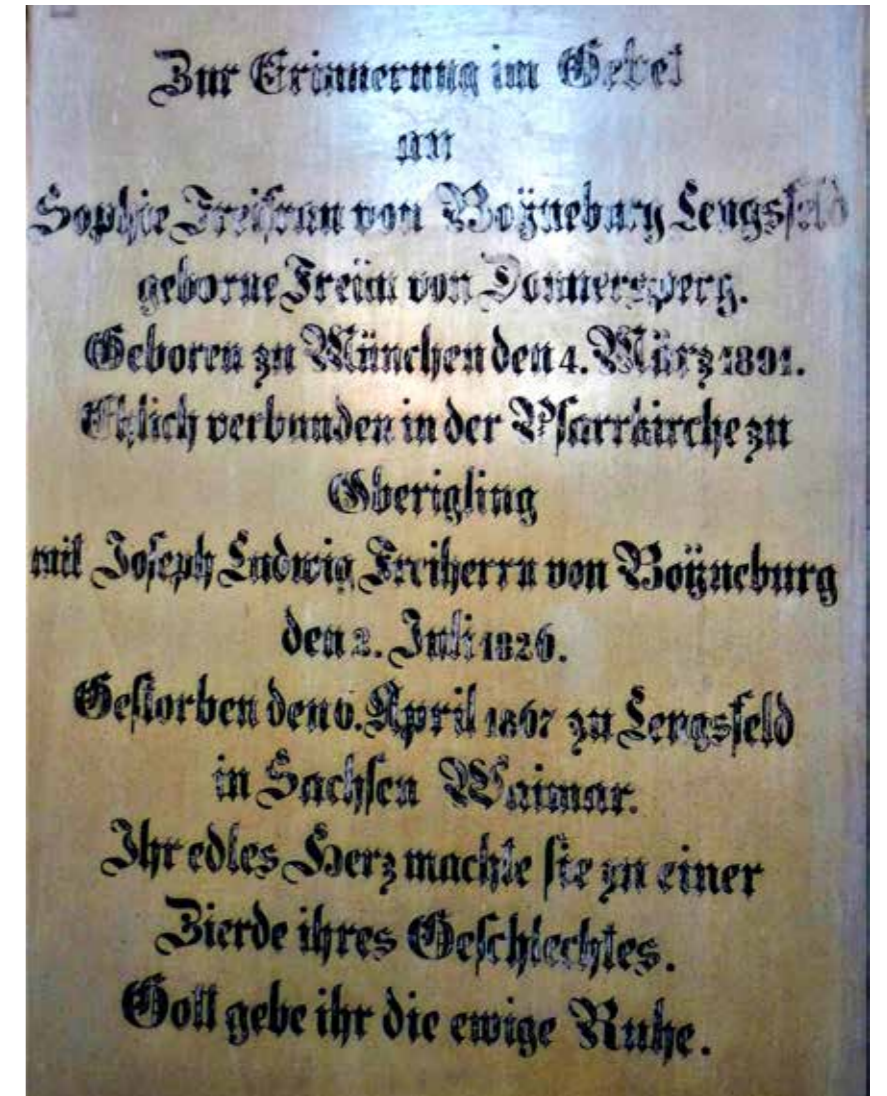
Donnersberg war nach Aussagen eines Enkelsohnes zwar ein glänzender Jurist, aber kein Finanzgenie. Außerdem hatte er in Memmingen über seine Verhältnisse gelebt und dem Kartenspiel gefrönt, kurzum, er hatte Schulden. Diese schwierige, mehr Sparsamkeit erfordernde Lage verschwie er allen, vor allem seiner Frau und seiner Familie. Seine finanziellen Probleme spiegeln sich nur indirekt in seinen Eingaben wider.

In seinem dritten Brief an den König erbat er wiederum einen Freiplatz, nun für seine dritte Tochter, die am 2.8.1810 geborene Adelheid Anna Josepha Sophia. Erstmals sprach er auch von den Summen, die er für die Ausbildung seiner Töchter schon ausgegeben hatte (3.200 Gulden), in der Hoffnung, man würde ihm weitere Kosten ersparen. Außerdem legte er seine Verdienste für den Staat dar: 25 Jahre hatte er dem Staat treu gedient. Aber selbst in dieser schwierigen Situation verschwie er seine Schulden (im Gegensatz zu anderen Bittstellern) und betonte, dass ihm die Ausbildung seiner Tochter im Königlichen Institut außerordentlich wichtig sei, „da es immer ein Trost für Eltern ist, ihre Kinder in so vortrefflichen Händen gut versorgt zu wissen.“<sup>13</sup> Er schlug den Herbst 1821 als Eintrittstermin für Adelheid vor, und den hielt man auch ein. Einen Freiplatz gab es auch für sie nicht. Vermutlich konnte sie wegen der Schulden des Vaters nur zwei Jahre im Institut bleiben. Am 30. September 1823 – nur 13 Jahre alt – kehrte sie zu ihren Eltern zurück.

### Was aus dem Freiherrn von Donnersberg und seinen Töchtern wurde

Franz Caspar von Donnersberg gelang es nicht, seine Schulden in den Griff zu bekommen, vielmehr wuchsen diese so massiv an, dass er 1827 Schloss und Hofmark Igling wegen totaler Verschuldung verkaufen musste. Immerhin konnte er durch die Veräußerung seines Besitzes alle Schulden abbezahlen. Somit schadete er niemandem, außer der eigenen Familie. Die Donnersberger hatten Schloss und Hofmark Igling 216 Jahre und 5 Tage besessen, wie der Chronist vermerkt<sup>14</sup>.

Der letzte Donnersberger auf Igling und seine Frau lebten danach sehr bescheiden in einem Haus in Pöring bei Landsberg. Seine drei Töchter konnte er aber offensichtlich noch verheiraten. Weil er nun keinen Aufgabebereich mehr hatte, begann der Freiherr



seine Lebenserinnerungen niederzuschreiben. 1834 verstarb Franz Caspar, 1836 folgte ihm seine Frau.

Sophie, Nr. 21 in der Schülerliste, ehelichte am 2. Juli 1826 den Freiherrn Joseph Ludwig von Boyneburg-Lengersfeld. Die Familie Boyneburg gehört zu den alten hessischen Adelsfamilien. Der Name leitet sich von der Boyneburg bei Eschwege ab. Die Ehe blieb kinderlos. Am 6. April 1867 starb Sophie in Lengersfeld. In der Dorfkirche in Igling befindet sich ein Epitaph, auf dem nicht nur ihre Lebensdaten festgehalten sind, sondern auch ihr Charakter gelobt wird: „Ihr edles Herz machte sie zu einer Zierde ihres Geschlechts“, steht dort.

Augusta, Nr. 72 in der Schülerliste, vermählte sich am 20.11.1826 mit dem königlichen Forstmeister Johann Christoph (von) Schel(l)horn (1789-1877) in Landsberg, einem „wackeren und liebenswürdigen Mann“, wie

Abb. 11: Epitaph in der Pfarrkirche Oberigling. Foto: A. Schinhammer

<sup>11</sup> BayHStA GL.Fasz. 2693/455.

<sup>12</sup> Dieses Argument findet sich häufig in den Anträgen der Eltern.

<sup>13</sup> BayHStA GL.Fasz. 2692/450.

<sup>14</sup> Fortsetzung der „Lebenserinnerungen“, op.cit. S.90f.

es in der Fortsetzung der Chronik heißt. Er unterstützte seinen Schwiegervater beim Verkauf der Hofmark. Später wurde er Forstrat in Augsburg, war Träger des Verdienstordens vom hl. Michael II. Klasse und erhielt zudem das Ehrenkreuz des Ludwigsordens. In den Adelsstand aber wurde er erst 1860 von König Max II. erhoben.

Das Ehepaar hatte drei Kinder, zwei Töchter und einen Sohn. Trotz des Altersunterschiedes von 17 Jahren lebte Augusta über ein halbes Jahrhundert „in glücklichster Ehe“ mit ihrem Mann, war „die aufmerksamste Gattin, eine vorzügliche Wirtschafterin und eine zwar strenge, aber ausgezeichnete Mutter. Der große Respekt, aber auch die ebenso große Verehrung ihrer Kinder, die sie bis zu ihrem Lebensende genoß, legen wohl das beste Zeugnis hierfür ab.“<sup>15</sup> Wenn sie die Hofmark ihres Vaters zu verwalten gehabt hätte, wäre dieser Besitz nicht verloren gegangen, mutmaßt ihr Neffe und Fortsetzer der Chronik, der seine „Tante Schelhorn“ über alles liebte und verehrte. Er charakterisierte sie so:

„Eine schlanke, vornehme Erscheinung, war sie ein Charakter durch und durch, grundgescheit, dabei aber von größter Energie des Willens, den sie ruhig und leidenschaftslos, aber mit größter Bestimmtheit zum Ausdruck zu bringen wußte. Sie hätte wohl noch eine größere Hofmark als Igling regiert und gut regiert. Bei allem hatte sie aber auch ein strenges Gerechtigkeitsgefühl, daß sie guten Gründen, aber gut mußten sie sein, ihr Ohr nicht versagte ...“<sup>16</sup> Augusta ist 1892 in München gestorben.

Adelheid, Nr. 119 der Schülerliste, heiratete 1838 den königlich bayerischen Oberleutnant im 1. Infanterie-Regiment, Franz Xaver von Ziegler (1796-1897), der erst 1819 in den Adels-

stand erhoben worden war. Ihr Mann verfügte über Landbesitz, er besaß die Ortschaften Schönstedt (bei Trostberg) und Stephanskirchen (bei Wasserburg). Das Ehepaar bekam vier Kinder, zwei Söhne und zwei Töchter.

Erst nach Adelheids Tod 1887 machte der Witwer noch eine große Karriere: Er wurde Staatsrat im außerordentlichen Dienst und Präsident der königlichen Regierung der Oberpfalz und von Regensburg. 1894 war er Präsident der königlichen Regierung von Oberbayern. 1897 ging er in den Ruhestand und verstarb noch im gleichen Jahr.<sup>17</sup>

Hermann Sebastian Anton Joseph Aloys Fridolin Freiherr von Donnersberg, Bruder der drei Schwestern, hatte sich für eine militärische Laufbahn entschieden. Er setzte die Familie fort.

### Und heute?

In der Adelsmatrikel der Freiherren von Donnersberg sind alle drei Besitzungen: Erpfting, Kaufering und Igling, durchgestrichen.<sup>18</sup> Der gesamte Landbesitz war verkauft worden. Franz Caspar Freiherr von Donnersberg verbrachte den Rest seines Lebens in Pöring. Schloss Igling ging zunächst an einen Grafen von Spaur über, dann aber an die Grafen von Maldeghem, in deren Besitz es auch heute noch ist. In der NS-Zeit war das Schloss vom Staat beschlagnahmt, unter amerikanischer Besatzung Gefängnis, später beherbergte es Flüchtlingswohnungen. Seit den 1970er Jahren wurde es neben der immer bestehenden Schlossgaststätte wieder von der Familie Maldeghem bewohnt, wurde mehrfach renoviert und man errichtete dort einen Golfplatz.

### Bemerkung der Red. und Literaturhinweis

Das Buch der Autorin „Zur Sanftmut erzogen – Bayerns königliche Elevinnen. Lebensbilder aus den Anfängen des Max-Josefs-Stifts, hg. von der Vereinigung Max-Joseph-Stift e.V., München 2020“ ist nicht im Buchhandel, sondern bei Irene Schinhammer-Schön, Am Waldrand 68, 85354 Freising zum Preis von 30 €, erhältlich, Porto eingeschlossen. E-Mail: irene.schoen@t-online.de. Für die Autorin bildet die Veröffentlichung in den Landsberger Geschichtsblättern eine persönliche biographische Beziehung, da ihr Vater aus Ummendorf stammte.<sup>19</sup>

Abb. 12: Schloss Igling.  
Foto: A. Schinhammer



<sup>15</sup> Fortsetzung der „Lebenserinnerungen, op.cit., S 79ff.

<sup>16</sup> Ebenda

<sup>17</sup> BayHStA Adelsmatrikel Adelige Z 7

<sup>18</sup> BayHStA Adelsmatrikel Freiherren D 13

<sup>19</sup> Mitteilung Irene Schinhammer-Schön: „Georg Schön, mein Vater, ist 1912 in Ummendorf bei Landsberg als zweiter Sohn eines Landwirts geboren und 1946 in einem Kriegsgefangenenlager in Russland gestorben. Sein älterer Bruder, Max Schön, war von 1948 -1972 Bürgermeister in Ummendorf.“

# Gestaltete Ziegel

Die Feierabendziegelsammlung Dietmar Scharfe

VON CARMEN JACOBS

Ziemlich selten und meist zufällig treten sie zutage: Gestaltete Ziegel, sogenannte Feierabendziegel. In einer historischen Dachdeckung finden sich manchmal ein oder zwei Exemplare dieser besonderen Baukeramik.<sup>1</sup> Mit Glück werden diese beim Abdecken eines Gebäudes entdeckt und geborgen.

Genau dies hat der Dettenhofener Künstler Dietmar Scharfe getan, als er in den 1960er Jahren neben seinem Beruf als Bildhauer zeitweise in der Gegend um Obermühlhausen/Dettenschwang zusätzlich als Dachdecker arbeitete. So legte er nach und nach eine Sammlung von 153 Exemplaren dieser besonderen Ziegel an, die der Landkreis Landsberg 2019 in seine Kunst- und Volkskundesammlung übernommen und inventarisiert hat.<sup>2</sup> Einige Ergebnisse der kulturwissenschaftlichen Untersuchung werden hier vorgestellt.

Der überwiegende Teil der Sammlung besteht aus Dachziegeln in Biberschwanzform, die im Folgenden zumeist als Ziegel bezeichnet werden. Bestandteil der Sammlung sind auch zwölf Mauersteine.

Die Ziegel stammen alle aus dem Gebiet des heutigen südlichen Landkreises Landsberg und wurden im 19. Jahrhundert im Handstrichverfahren hergestellt.

## Erläuterungen zum Begriff „Feierabendziegel“

Unter „Feierabendziegel“ versteht man Ziegel, deren Oberflächen von der gängigen Ausführung abweichen. Es handelt sich also um Dachziegel oder auch Mauersteine, die mit zusätzlichen Zeichen, Verzierungen oder Markierungen versehen wurden.

Der Begriff Feierabendziegel kann irreführende Vorstellungen erwecken und wurde immer wieder falsch in einer eher romantisierenden Richtung ausgelegt.<sup>3</sup> So entstand fälschlicherweise der Eindruck, die Ziegler hätten nach der Verrichtung ihres Tagwerks noch die Zeit und Muße gefunden, ganz besonders ausgearbeitete und verzierte Exemplare herzustellen. Dies ist kaum vorstellbar, wenn man bedenkt, dass der Arbeitstag eines Handwerkers des 19. Jahrhunderts zehn bis zwölf Stunden dauerte und ein Ziegler in dieser Zeit bis zu 800 Dachziegel oder Mauersteine herstellte.<sup>4</sup> Es ist vielmehr davon auszugehen, dass Ziegel mit besonderen Gestaltungen durchaus während der regulären Arbeitszeit aus unterschiedlichen Beweggründen hergestellt wurden. Zum Beispiel im Auftrag der Bauherren, um sich zu verewigen oder auch als Zählziegel zur Abrechnung.

Die Hintergründe der Entstehung der Motive und einige Beispiele aus der Sammlung von Dietmar Scharfe sollen im Folgenden vorgestellt werden.

Als Grundlage für das Verständnis der Gestaltungen soll ein kurzer historischer Über-

blick von Dachdeckungen unter Berücksichtigung von lokalen Gegebenheiten vorangestellt sein. Einblicke in die Arbeit eines Zieglers des 19. bzw. frühen 20. Jahrhunderts dienen der weiteren Einführung.

## Dachdeckung

Im Zuge der römischen Expansion in Germanien brachten die Römer das Wissen über die Ziegelherstellung in die Gebiete nördlich der Alpen. Als regionales Beispiel für römische Ziegelproduktion sei hier auf Funde im Jahr 2016 in Prittriching verwiesen. Bei archäologischen Voruntersuchungen im Zuge der baulichen Neuerschließung eines Feldes am Leitenberg wurden dort römische Öfen entdeckt, Reste eines römischen Töpferei- und Ziegelbetriebs.<sup>5</sup>

Nach dem Abzug der römischen Truppen im 5. Jahrhundert verschwand ein Großteil des Wissens der Ziegelherstellung wieder und war fast nur noch in Klöstern vorhanden.<sup>6</sup>

Noch im ausgehenden Mittelalter war die Dachlandschaft in Deutschland deshalb ein buntes Nebeneinander verschiedenster Dachdeckungen: Stroh, Rohr, Holzschindeln, Schiefer, Steinplatten, Metall und teilweise unterschiedliche Ziegeldeckungen.

Dächer in Weichdeckung aus Stroh und Rohr, aus Schindeln und Brettern waren bis ins Hochmittelalter auch in den Städten weit verbreitet.<sup>7</sup>

In der Stadt Landsberg herrschte allerdings bereits im 14. Jahrhundert die Hartdeckung, also das Ziegeldach vor, da Landsberg seit 1315 Münchner Stadtrecht besaß. Demnach wurden auch hier die bau- und feuerpolizeilichen Regelungen im Jahr 1347 geltend, die der Landesherr Kaiser Ludwig der Bayer nach Stadtbränden der zwanziger und dreißiger Jahre erließ. Diese beinhalteten das Verbot

aller leicht brennbaren Bedachungen in Holz und Stroh innerhalb der Stadt.<sup>8</sup>

In den Dörfern der Region sah dies jedoch anders aus. Hier war bis mindestens in die Mitte des 19. Jahrhunderts die Deckung mit Stroh oder Legschindeln üblich.

Grundlegende Publikationen zur Hausforschung im Gebiet des heutigen Landkreises Landsberg liegen vom 1998 verstorbene Landeskonservator und ehem. Kreisheimatpfleger des Landkreises Landsberg Wilhelm Neu (1920-1998) vor. Seine Auswertung der Statistik von Montgelaß über die Dachdeckungen in Bayern von 1809/10 und 1811/12<sup>9</sup> ergab, dass von 64 größeren Ortschaften im Landkreis Landsberg damals 28 Schindeldächer und 36 ganz oder überwiegend Strohdächer aufwiesen.

Neu berichtet weiter, dass 1944 in Oberfinning das letzte Haus mit Legschindeln abgerissen wurde und es bis 1962 in Erpfting, Scheuring und Unterigling noch strohgedeckte Häuser gab.<sup>10</sup>

Dadurch, dass durch die Brandversicherung, eingeführt 1811,<sup>11</sup> mittels steigender Prämien<sup>12</sup> immer intensiver gegen Stroh- und Legschindeldächer vorgegangen wurde, verschwanden diese im 19. Jahrhundert nach und nach. Die Bewohner der Dörfer wehrten sich größtenteils heftig gegen diese Maßnahmen.<sup>13</sup> Auch Karl Freiherr von Leoprechting übt in seiner umfassenden volkskundlichen Beschreibung aus dem Jahr 1855 „Aus dem Lechrain“ im Kapitel „Das Haim“ Kritik an der Vorgabe, die Häuser mit Ziegeln zu decken: „Wer auf dem Lande seinem Haus freiwillig ein Plattendach gibt, den plagt der Hoffahrts-teufel; er will, sein Haus soll städtisch aussehen“, und spiegelt so die damals anscheinend übliche Einstellung wider.<sup>14</sup> Als Kritikpunkte angeführt wurden zudem Kostengründe und

1 Zur Definition von Baukeramik als Sammelbegriff für alle keramischen Elemente am Bau, die mehr als eine rein funktionale Bedeutung haben vgl.: Metzger, Wolfram: Von Erd bin ich gemacht. Eine volkskundliche Ausstellung zur gestalteten Baukeramik. In: Badisches Landesmuseum; Metzger, Wolfram: Gestaltete Baukeramik. Ofenwandplättchen und Feierabendziegel. Karlsruhe 1990. S. 7-12.

2 Für die freundliche Vermittlung herzlichen Dank an Herrn Prof. Dr. Thomas Raff, Dießen/München.

3 Tonzeller, Lucia; Bundesverband der Deutschen Ziegelindustrie e.V. (Hrsg.): Feierabendziegel. Eine Auswahl aus der Sammlung der Stiftung Ziegelei-Museum Cham. Bonn 2004. o.S.

4 Bender, Willi: Vom Ziegelgott zum Industrieelektroniker. Geschichte der Ziegelherstellung von den Anfängen bis heute. Bonn 2004. S. 55.

5 Priadka, Peter: Ein römischer Töpferei- und Ziegelbetrieb in Prittriching. In: Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege/ Gesellschaft für Archäologie: Das archäologische Jahr in Bayern 2016. Darmstadt 2017. S. 75-77.

6 Weitere Ausführungen dazu in: Bender, Willi: Lexikon der Ziegel. Vom Aal-Deckenziegel bis zum Zwischenwandziegel in Wort und Bild. Wiesbaden/Berlin 1995. S. 234.

7 Bender, Willi; Schrader, Mila: Dachziegel als historisches Baumaterial. Ein Materialleitfaden und Ratgeber. Suderburg-Hösseringen 2015. S. 44-47.

8 Dietrich, Dagmar: Die Kunstdenkmäler von Bayern. Landsberg am Lech. Einführung – Bauten in öffentlicher Hand. Bd. 1. München, Berlin 1995. S. 54.

9 BSB, Cgm. 6844.15 (1809/10) u. Cgm. 6844.16a (1812).

10 Neu, Wilhelm: Siedlungs-, Dorf- und Hausformen. In: Müller-Hahl, Bernhard: Heimatbuch für den Landkreis Landsberg am Lech und allen Gemeinden. Landsberg 1982. S. 202.

11 Zur Geschichte der Brandversicherung in Bayern vgl.: Heydenreuter, Reinhard: Gott zur Ehr, dem Nächsten zur Wehr“: zur Geschichte der Feuerwehr in Bayerisch-Schwaben; eine Ausstellung des Staatsarchivs Augsburg; (Staatsarchiv Augsburg, ab 20. Juni 2000). München 2000.

12 Waldemer, Georg: Ländliche Bauformen im Landkreis Landsberg am Lech. In: Gattinger, Karl; Suhr, Grietje: Landsberg am Lech, Stadt und Landkreis; Ensembles, Baudenkmäler, Bodendenkmäler (Bd.1). Regensburg 2014. S. CXLIX.

13 Gebhard, Torsten: Landleben in Bayern in der guten alten Zeit. München 1986. S.35.

14 Von Leoprechting, Karl: Aus dem Lechrain. Zur deutschen Sitten- und Sagenkunde. München 1855. S. 219.



Abb. 1: Welden, Fialkirche St. Stephan, Deckenfresko im Langhaus: Georg Aloysius Gaibler; Kaufbeuren, 1784: Maria und Joseph als Fürsprecher von Welden mit Ortsansicht. (Ausschnitt).

die Meinung, dass insbesondere das Strohdach bessere Isolierungseigenschaften habe.<sup>15</sup>

Die Deckung der Häuser mit Ziegeln führte zu einer massiven Änderung des Aussehens der Ortsbilder und der Landschaft: „Das weiche Deckungsmaterial wurde mit der Zeit mehr oder weniger grau und ließ die Höfe und Dörfer in der Landschaft verschwinden, während das rote Ziegeldach einen sehr lebhaften Kontrast darstellte.“<sup>16</sup> Anhand des Vergleichs von zwei Deckengemälden mit jeweils zeitgenössischen Ortsansichten in der Fialkirche St. Stephan in Welden (Deckengemälde im Langhaus: Georg Aloysius Gaibler; Kaufbeuren, 1784) und in der Pfarrkirche St. Benedikt in Beuerbach (Deckengemälde im Chorraum: Franz Xaver Stegmüller, Schongau, 1895) lässt sich diese Feststellung lokal gut nachvollziehen. (Abb. 1 und 2)

Wilhelm Neu führt neben den Verboten durch die Brandversicherung noch einen weiteren Grund für die fortschreitende Verbreitung der Ziegeldeckung in der Region des heutigen Landkreises Landsberg ab der Mitte des 19. Jahrhunderts an: Durch die

Weiterentwicklung bei der Technik der Feldbearbeitung im 19. Jahrhundert, die zu höheren Erträgen führte, benötigten die Bauern mehr Lagerraum für die Ernte. Um diesen zu schaffen, wurden die Dächer erhöht, die flachen Legschindeldächer also aufgesteilt, was neben dem feuerpolizeilichen Verbot der Weichdeckung, das ab 1870 nochmals verschärft wurde, sowieso eine Deckung mit Ziegeln erforderte.<sup>17</sup>

Der immer größer werdende Bedarf an Ziegeln bzw. Dachziegeln förderte besonders ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Entstehung von Ziegeleien in der lößlehmreichen Alpenmoränenlandschaft um Landsberg.<sup>18</sup>

### Flurnamen

Zahlreiche Flurnamen bzw. Ortsbezeichnungen erinnern noch heute in Stadt und Landkreis Landsberg an die damals dort bestehenden Ziegelproduktionsstätten.

So zum Beispiel die Straßennamen Ziegelanger und Ziegeleistraße in Landsberg.<sup>19</sup>

Beispiele aus dem Landkreis sind: Ziegelstadel oder Am Ziegelstadel in Dießen, Penzing, Thaining, Issing, Ziegelgrube bei Ramsach und Am Ziegelfeld in Untermühlhausen.<sup>20</sup>

Auf dem Land fanden sich meist kleinere Ziegelbetriebe, die für den Bedarf im Dorf und in der näheren Umgebung produzierten.<sup>21</sup> Die Arbeit hier wurde oft von einer Zieglerfamilie teilweise mit Unterstützung von saisonalen Nebenerwerbsarbeitern aus dem Dorf geleistet. Üblich war aber auch, dass Ziegel für den Eigenbedarf direkt bei größeren Bauern- oder Gutshöfen hergestellt wurden.<sup>22</sup>

Über die verschiedenen Ziegeleibetriebe und die Zusammensetzung ihrer Arbeiterschaft liegen für das Gebiet des heutigen Landkreis Landsberg keine genaueren Untersuchungen vor. Dies wäre sicherlich eine lohnende Forschungsaufgabe, die im Rahmen



Abb. 2: Beuerbach, Pfarrkirche St. Benedikt, Deckenmalerei im Chorraum: Franz Xaver Stegmüller; Schongau, 1895: Die Verherrlichung der Muttergottes über einer Ortsansicht von Beuerbach. (Ausschnitt).

der vorliegenden Arbeit nicht geleistet werden konnte. Besonders zu berücksichtigen wäre dabei auch der Einsatz von italienischen Wanderarbeitern.<sup>23</sup> Hinweise, dass diese mit ihrem besonderen Fachwissen in der Ziegelherstellung in der Region im 19. Jahrhundert arbeiteten, liegen aus St. Ottilien aus der Zeit des Kirchen- und Klosterbaus im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts vor.<sup>24</sup> Außerdem gibt es eine mündliche Nachricht aus Weil, wonach dort in den 1980er Jahren ein Ziegelstein aus dem 19. Jahrhundert mit italienischer Inschrift bei Renovierungsarbeiten entdeckt wurde, dieser heute aber leider nicht mehr auffindbar ist.

### Ziegelherstellung im Handstrichverfahren

Um das Ornament, die Motive und ihre Ausführung auf den „Feierabendziegeln“ zu verstehen, ist es notwendig, den Produktionsprozess eines handgestrichenen Dachziegels zu kennen.

Die eigentliche Ziegelherstellung fand nur in der wärmeren Jahreszeit statt; meist vom 19. März (Josefstag) bis 16. Oktober (Gallustag). Bis zum Streichen der Ziegel waren zahlreiche Vorarbeiten nötig.

Im Herbst und im Winter wurde der Ton aus den Lehmgruben gestochen und über den Winter gelagert. Nach dem sogenannten Wintern des Tons wurde dieser mit Schubkarren zur Sumpfgarbe gebracht, wo er gewässert wurde.

Im Anschluss musste das Material getreten und von Wurzeln und Steinen befreit werden. Für das Treten wurden teilweise Tiere, etwa Ochsen, eingesetzt. Besser war es aber, wenn diese Arbeit von Menschen, meist waren das die Kinder des Zieglers, geleistet wurde, da beim Treten kleine Steinchen oder Wurzeln im Ton ertastet und sogleich entfernt werden konnten.

Der so bearbeitete Ton wurde nun zum Ziegelstreicher, dem Ziegler, zur Formung des Ziegels gebracht. Dieser arbeitete in nächster Nähe des Tonvorkommens und der Sumpfgarbe in einem Schuppen oder im Freien.

Das Formen der Biberschwänze ging folgendermaßen vor sich:

Auf ein Brett wurde ein Tuch gelegt, auf welches der Ziegler einen hölzernen oder eisernen Formrahmen legte. Nun schlug er mit Schwung eine Portion Ton hinein, um von Anfang an möglichst die ganze Form mit Material auszufüllen. Aus diesem Grund wird der Vorgang der Ziegelherstellung auch als Ziegelschlagen bezeichnet. Im Anschluss verteilte er den Ton in der gesamten Form mit beiden Handballen. Mit einem Holzstab oder mit einem Gerät aus Metall, der sogenannten Ziegelharfe, strich er die Rückseite des Ziegels glatt.

Das überschüssige Material wurde zum Formen der sog. Nase verwendet, an der der Ziegel später beim Decken an den Latten des Dachstuhls eingehängt wurde.

15 Vgl.: Rid, Heinrich: Vom Stroh- zum Ziegeldach. In: Landsberger Geschichtsblätter 1981 – 1985. S. 29-30.

16 Gebhard: S. 36.

17 Neu, Wilhelm: Das alte Bauernhaus im Landkreis Landsberg am Lech. In: Schöner Heimat 71 (1982) Heft 2, S.313-319.

18 Vgl. Lichtenstern, Anton: Erdzeit und Menschenzeit – Topographie und Stadtgeschichte in Landsberg. In: Landsberger Geschichtsblätter 2000/2001. S. 10.

19 Vgl.: Drexler, Adalbert: Wir besuchen die Landsberger Betriebe. 6. Ziegelei Landsberg. Sonderdruck aus der Landsberger Zeitung Nr. 190. 18. August 1937.

20 Mit dem Substantiv „Ziegel“ gebildete Flurnamen weisen in der Regel auf eine ehemalige Ziegelproduktionsstätte oder auf Lehmabbau hin. Dies ist bei den hier genannten Beispielen auch aufgrund des lehmreichen Bodens sicherlich zutreffend. In einigen Fällen können sie jedoch auch auf Ziegelfunde im Zusammenhang von früherer römischer Bebauung zurückzuführen sein. Vgl.: Drexler, Toni; Tyroller, Hans: „...Drunten im Unterfeld- drombm auf der Brunneleitn ...“ Flur und Flurnamen im oberen Ampertal (Jexhof-Blätter 9) Fürstenfeldbruck 1994 S. 57 und Schnetz, Joseph: Flurnamenkunde. München 1997, S. 94.

21 Götz, Wilhelm: Geographisch historisches Handbuch von Bayern (Band 1) München 1895. S. 38. Der Autor erwähnt hier für das Bezirksamtsgebiet Landsberg im Jahr 1895 das Vorhandensein von zwölf einfachen und drei Ringofenziegeleien.

22 Bender (2004) S. 69.

23 Eine detaillierte Untersuchung zu diesem Thema liegt z.B. für den Landkreis Fürstenfeldbruck vor: Gattinger, Karl: „Weil gibt dort viel laborare zum Ziegelslagen“. Italienische Wanderarbeiter im Landkreis Fürstenfeldbruck. In: Drexler, Toni (Hrsg.): Unterwegs aus Lust, aus Not und von Beruf. Dörfliche Mobilität im Wandel der Zeit. Fürstenfeldbruck 1999. S. 80-96.

24 Hildebrandt, Maria: Lebendige Steine. Baugeschichte und Baugeschichten der Erzabtei St. Ottilien. St. Ottilien 2008. S. 58. Für den freundlichen Hinweis danke ich Herrn Br. David Gantner.

Nun wurde die Form mit Hilfe des Tuches gewendet und auf ein Trockenbrett mit einer Aussparung für die Nase gelegt.

Der Ziegler glättete die Oberfläche und versah diese mit den Fingern nacheinander mit Ab-, Rand- und Kopfstrichen. Sie dienen der Ableitung des Regenwassers.

Danach wurde die Streichform sorgfältig abgehoben.

Die Arbeitsrichtung war vom Kopfstrich ausgehend (dem oberen Ziegelende) hin zum Segmentbogen des Biberschwanzes (unteres Ziegelende).

Die so geformten Ziegel wurden von Abträgern, das waren oft Kinder und Frauen, zum Trockenplatz gebracht.

Die Trocknung dauerte mehrere Wochen. Teilweise gab es dafür Gestelle mit übereinanderliegenden Fächern oder die Formlinge, also Dachziegel und Mauersteine, wurden nebeneinander auf dem Boden ausgelegt.

Danach folgte der Brand. In kleinen Ziegeleien wurde in einfachen, jedoch fest gemauerten Öfen gebrannt. Üblich war aber auch das Brennen in Feldbrand-

öfen, die nur für den einmaligen Gebrauch errichtet wurden.

Pro Saison wurde bis zu drei Mal gebrannt. Die Vorbereitungen hierfür waren aufwändig: Die getrockneten Ziegel wurden dafür übereinandergeschichtet. Die Brenntemperatur erreichte bis zu 1.000 Grad, war aber nicht an allen Stellen im Ofen gleich groß, was zu unterschiedlichen Farben und Qualitäten führte. Die Einschätzung der Temperatur erforderte gerade beim Feldbrand viel Erfahrung.<sup>25</sup>

### Gestaltungen

Gestaltungen an Ziegeln und Backsteinen lassen sich schon im 3. Jahrtausend v. Chr. aus Mesopotamien in Form von Stempelabdrücken nachweisen. Die Anwendung dieser Technik setzte sich bei den Griechen und Römern fort.<sup>26</sup>

Markierungen fanden sich zum Beispiel auch auf Ziegeln, die bei dem eingangs erwähnten römischen Betrieb in Prittriching gefunden wurden.<sup>27</sup>

### Variation der Wasserablaufstriche

Die in der hier besprochenen Sammlung am häufigsten nachzuweisende Gestaltung ist die verschiedenartige Formung der Wasserablaufstriche, also des Ab-, des Rand- und des Kopfstrichs. (Vgl. Abb. 3)

Nachvollziehbar ist, dass allein schon das weiche Material beim Verarbeiten dazu verleitet, zu gestalten und über das Nötige hinaus Muster oder eben etwas individuellere Linien herzustellen.

Vielleicht waren diese Abweichungen von der „Norm“, die innerhalb des Arbeitsprozesses ohne erheblichen Zeitverlust ausgeführt werden konnten, Möglichkeiten, die eintönige Arbeit etwas individueller zu gestalten.

### Gestaltung mit verschiedenen Werkzeugen

Es finden sich aber auch aufwendigere Gestaltungen, die über die Variation der Wasserstriche hinausgehen.

Dafür nutzten die Ziegler oft nicht nur ihre Finger, sondern auch unterschiedliche Werkzeuge. Dies waren etwa Stöckchen oder auch Schindeln.

Außerdem fanden Gerätschaften Verwendung, die eigentlich nicht zur Ziegelproduktion benötigt wurden, wie beispielsweise ein Zackenrädchen, das sonst eher beim Backen verwendet wird. (Abb. 4)



Abb. 4: Biberschwanz mit Muster, das mit Hilfe eines Zackenrädchens angebracht wurde.



Abb. 3: Beispiele für verschiedene Gestaltungen der Wasserablaufstriche im Ab-, Rand- und Kopfstrichbereich.

Im Rahmen der Bearbeitung und Beschreibung wurde die von Dietmar Scharfe angelegte Sammlung mit anderen umfangreichen Sammlungen sogenannter Feierabendziegel verglichen.<sup>28</sup>

Dabei fällt auf, dass gerade bei den im Arbeitsprozess eher nebenbei erfolgten Gestaltungen immer wieder gleiche oder sehr ähnliche Muster gefertigt wurden.

Außerdem zeigte sich, dass es überall üblich war, verschiedene Gerätschaften, die eigentlich nicht zur Ziegelherstellung benötigt wurden, zum Verzieren zu verwenden.

### Zählzeichen

Auf einer größeren Anzahl der Ziegel finden sich eingestrichene beziehungsweise eingeritzte Zahlen oder sog. Wischmarken, meist flüchtig mit den Fingern eingestrichene Markierungen, wie zum Beispiel Bögen oder Haken. (Abb. 5)



Abb. 5: Biberschwanz mit eingestrichenem Zählzeichen „2“. (Ausschnitt)

Zu beobachten ist, dass die Zahlen oder Wischmarken der Arbeitsrichtung des Zieglers entsprechend angebracht sind, meistens im Kopfstrichbereich, der ihm beim Arbeiten am nächsten lag.

In den Ziegeleien, gerade in kleineren Produktionsstätten, wurde im 19. Jahrhundert auf Auftragsbasis gearbeitet.<sup>29</sup> Bauherren bestellten zu Beginn der Herstellungssaison eine benötigte Stückzahl. Ziegel des jeweiligen Auftrages wurden mit einer Zahl oder einem bestimmten Zeichen markiert. Teilweise wurde dabei der erste und der letzte Ziegel eines Arbeitstages oder eines Auftrages

gekennzeichnet. In diesem Zusammenhang ist die Bezeichnung Feierabendziegel zutreffend.<sup>30</sup>

### Namen, Initialen und Jahreszahlen

Recht häufig sind eingeritzte Namen und Initialen, oft verbunden mit Jahreszahlen, auf den Ziegeloberflächen festzustellen. Es ist davon auszugehen, dass es sich dabei um die Namen der Ziegler handelt. Denkbar ist jedoch auch, dass sich Bauherren verewigen ließen. Die Jahreszahlen bezeichnen wohl zu meist das Herstellungsjahr.

Die Einritzung des Namens „Antonia“ zusammen mit „1887“ kann zur Annahme führen, dass hier eine Zieglerin am Werk war. Dass auch Frauen als Zieglerinnen arbeiteten, war durchaus üblich.<sup>31</sup>

Der Ziegel ist vermutlich im Jahr 1887 gefertigt worden. Bei einem weiteren Beispiel ist die gesamte Vorderseite für eine deutlich lesbare Inschrift genutzt: „Anna Steigenberger in Issing“ (Abb. 6)



Abb. 6: Biberschwanz mit Inschrift: „Anna Steigenberger in Issing“.

Diese Angaben ermöglichten konkretere Nachforschungen in den Pfarrmatrikeln. Im Heiratsverzeichnis des Jahres 1858 ist am 4. April die Hochzeit des kath. Zieglers Josef Steigenberger mit Anna Vogt verzeichnet.

Bei den Angaben zu Stand und Religion ist Anna mit doppelter Unterstreichung als Mennonitin eingetragen.<sup>32</sup> Ihr Vater war der Mennonit Abraham Vogt.<sup>33</sup>

28 Zum Vergleich herangezogen wurden hauptsächlich die Sammlung der Stiftung Ziegelei-Museum Cham/Schweiz mit angeschlossener internationaler Forschungsstätte, die Sammlung „Edmund Berni“ im Museum Bad Herrenalb und die Sammlung „Klaus Hufnagel“ im Ziegel- und Kalk Museum Flintsbach. Für Auskünfte und freundliche Unterstützung danke ich Frau Lucia Zurbrugg-Tonezzer (Cham/Schweiz), Frau Christa Sagawe (Bad Herrenalb) und Herrn Klaus Hufnagel (Flintsbach).

29 Bender, Schrader (2015). S. 157.

30 Bender (1995). S. 307

31 Herbst, Helmut (Hrsg.): Gestaltete Ziegel. Sprüche und Motive auf Dachziegeln. Waiblingen 1988. S. 64.

32 ABA: Matricula, Issing, 7 H, Hochzeiten, 1. Januar 1831-31. Dezember 1901.

33 Weitere Ausführungen dazu allgemein und zu der Familie Vogt bei: Lichtenstern Anton; Hirschler, Hansjörg: Mennoniten im Bereich um Landsberg im 19. Jahrhundert. In: Landsberger Geschichtsblätter 2013. S. 74.

25 Ausführlich zur historischen Ziegelherstellung: Bender (2004). S. 51-59.

26 Tonezzer (2004) o.S.

27 Priadka (2017) S. 77.

Auf mehreren Dachziegeln finden sich Monogramme oder Initialen. So zum Beispiel fünfmal in jeweils gleicher Schreibweise die Buchstaben „CW“. Da jedoch keine genaueren Hinweise auf die Herstellungsorte oder Häuser, die mit den Ziegeln gedeckt waren, vorliegen, können keine konkreten Aussagen über den Hintergrund der Anbringung getroffen werden. Anzunehmen ist, dass Ziegler ihre Initialen oder die des Auftraggebers einstrichen bzw. einritzten oder dass die Buchstaben aufgrund der Festschreibung von Besitzverhältnissen angebracht wurden.

Für die Schriftlichkeiten auf den Ziegeln ist allgemein festzustellen, dass die Ziegler oft beim Anbringen der Inschriften die Gegebenheiten des Ziegels in ihre Gestaltung einbezogen. So nutzen sie etwa Kanten und Linien als Schreibzeilen.

Die quergestrichene, relativ plane Fläche des Kopfstrichbereichs wird bevorzugt beschriftet. Dies ist übrigens der Bereich, der nach dem Decken des Daches nicht mehr sichtbar ist, da er dabei vom unteren Teil des darüber gelegten Dachziegels überdeckt wird. Der Dachdecker war also vorerst der letzte, der die Inschrift zu Gesicht bekam. Wer die gesamte Vorderseite gestaltete oder beschrieb tat dies im Wissen, dass das angebrachte, wenn auch hoch auf dem Dach, weiterhin sichtbar blieb.

### Bildliche Darstellungen

Einige Exemplare der Sammlung sind aufwendiger gestaltet als die bis jetzt vorgestellten Beispiele.

#### Kreuz

Auf der gesamten Vorderseite des Biberschwanzes befindet sich eine mit der Kante einer Schindel oder einem Kamm eingeritzte Darstellung eines Kreuzes auf einem Hügel. (Abb. 7)

Hintergrund für die Wahl des Motivs könnte sein, dass der Bauherr explizit einen verzierten Ziegel, einen „Schmuckziegel“ oder „Schutzziegel“ in Auftrag gegeben hat.

Geht man von der schützenden Funktion eines Daches für ein Gebäude aus, ist es naheliegend anzunehmen, dass bei der Gestaltung einiger Dachziegel gerade der Aspekt der Abwehr von Unheil berücksichtigt wurde, dass

also Symbole religiöser oder apotropäischer Art auf den Ziegeln angebracht wurden.

Zu beachten ist hierbei jedoch, dass bei der jeweiligen Interpretation sehr vorsichtig vorzugehen ist, da in einigen Untersuchungen, die es zum Thema gestaltete Ziegel gibt, häufig falsche Zuweisungen gemacht wurden und einer Vielzahl von Motiven ohne Grundlage und ohne Berücksichtigung des eher spielerischen Moments bei der Bearbeitung des Tons magische Bedeutung zugesprochen wurden.<sup>34</sup>

Ob das Motiv des Kreuzes aus religiösen Gründen und mit der Absicht, ein Schutzmotiv zu schaffen, eingeritzt wurde, ist wegen fehlender weiterer Quellen oder Archivalien nicht zu belegen, jedoch stark anzunehmen. Bei der räumlichen Nähe könnte eine Darstellung in Anlehnung an das Landsberger Stadtwappen in Erwägung gezogen werden.

Aus der Schweiz sind mündliche Überlieferungen bekannt, wonach es sogenannte Karfreitagsziegel gab. Dabei handelt es sich um Ziegel mit einer Kreuz- bzw. Kreuzigungsdarstellung, die einzig am Karfreitag hergestellt und vom Pfarrer gesegnet wurden.<sup>35</sup>

Christliche Symbole finden sich häufig auf historischen, gestalteten Ziegeln etwa in Form von Kreuzesdarstellungen, Marienmonogrammen oder auch IHS.

In der uns vorliegenden Sammlung findet sich erstaunlicherweise außer der besprochenen Kreuzesdarstellung kein weiteres. In diesem Zusammenhang scheint es interessant, dass Karl Freiherr von Leoprechting in seiner ausführlichen und detaillierten Beschreibung eines Bauernhauses am Lechrain sehr wohl die Verwendung von Amuletten und Haussegen nennt, jedoch nie Ziegel mit Motiven in dieser Funktion. Er erwähnt vielmehr die Gewohnheit, als Schutzvorkehrung gegen Feuer und Blitzschlag auf das Hausdach eine Hauswurz zu pflanzen.<sup>36</sup>

Eine weitere Verwendung von Dachziegeln mit der Absicht, dem Haus einen zusätzlichen Schutz in der Art eines Segens zukommen zu lassen, wird beschrieben: Die Zweitverwendung von Dachziegeln sakraler Gebäude. Als sog. „Heilige Ziegel“ wurden sie, wenn ein Kirchendach abgedeckt wurde, teilweise zum Kauf angeboten und wurden, auch wenn sie keine besonderen Symbole aufwiesen, auf-

grund ihrer Herkunft auf Privaddächern als Schutzziegel oder Glücksbringer angebracht.<sup>37</sup>

Allerdings gibt es keine Belege dafür, dass diese Gepflogenheit in der Umgebung von Landsberg üblich war.

#### Baum

Für die Darstellung eines Tannenbaumes hat der Ziegler die gesamte Vorderseite des Biberschwanzes unter Einbeziehung der dadurch vorgegebenen Form genutzt. Die Ziegelmitte dient gleichsam als Spiegelachse, von der ausgehend der Ziegler die Äste schwungvoll symmetrisch einstreicht. Der Segmentbogen dient als Spitze des Baumes. Der Stamm ist mit zwei kräftigen, parallel ausgeführten Fingerstrichen im Kopfstrichbereich ausgeführt. (Abb. 8)



Abb. 8: Biberschwanz mit eingestrichener Darstellung eines Baumes.

In der sogenannten Volkskunst tauchen Pflanzenmotive in vielen Bereichen häufig auf. Abstand zu nehmen ist von Interpretationen, die Pflanzendarstellungen als „Lebensbaum“ auslegen. Gerade bei der Beschreibung von Motiven auf gestalteten Zie-

geln werden hier immer wieder Bezüge hergestellt. Festzustellen ist jedoch, dass so einer volkskundlichen Denkrichtung gefolgt wird, die fälschlicherweise Phänomene des alltäglichen Lebens vergangener Jahrhunderte auf das germanische Altertum zurückzuführen versucht.<sup>38</sup>

Die Freude an der dekorativen Darstellung insbesondere auch von Motiven aus der Umgebung ist hier sicherlich ausschlaggebend.

#### Abdruck eines Blattes

Ein weiteres Beispiel der Sammlung zeigt ein sorgfältig eingedrücktes Blatt. Dieses kann eindeutig als Echter Salbei (*Salvia officinalis*) bestimmt werden.<sup>39</sup> (Abb. 9)

Die eigentlich aus dem Mittelmeergebiet stammende Pflanze ist schon seit dem Mittelalter in Klostersgärten und später in Bauerngärten verbreitet zu finden und gilt seitdem bis heute als wichtige Heilpflanze. Eine Erklärung für den Abdruck des Blattes auf dem Biberschwanz könnte die Schutzfunktion sein, die dem Salbei zugeschrieben wurde. Salbei wurde zum Beispiel in den Kräuterbuschen für die Weihe am Mariae-Himmelfahrtstag gebunden und fand getrocknet unter anderem Verwendung in Amuletten.

Da jedoch keine Aussagen der Ziegler selbst vorliegen, muss fraglich bleiben, ob der Blattabdruck mit dem Hintergedanken der Schutzfunktion angebracht wurde oder allein aus Freude am Gestalten. Vielleicht fiel dem Ziegler das Blatt mit seinen, für ein Salbeiblatt, doch recht großen Maßen (l: 11,5 cm; b: 4cm) als etwas Besonderes auf, das er im Ton festhalten wollte.

#### Kinderfußabdruck

Auf einem Mauerstein der Sammlung ist deutlich der Fußabdruck eines Kindes zu erkennen. Wie im 19. Jahrhundert üblich wurde das Zieglerhandwerk oft unter Mithilfe der Familie ausgeübt. So konnte natürlich vorkommen, dass ein kleines Kind, auch wenn noch nicht direkt bei den Arbeiten beteiligt, zugegen war und beim Herumlaufen seinen Fußabdruck hinterließ. Eventuell hat der Ziegler spaßeshalber sein kleines Kind über das weiche Material gehen lassen, vielleicht auch um sich und das Kind auf diese Weise zu verewigen.



Abb. 9: Biberschwanz mit Abdruck eines Salbeiblattes. (Ausschnitt).

Abb. 7: Biberschwanz mit eingeritzter Darstellung eines Kreuzes auf einem Hügel.

34 Kritik hierzu etwa bei: Jenisch, Susanne: Gestaltete Ziegel – Bedeutungen, Motive und Veränderungen einer volkstümlichen Tradition. In: Herbst, Helmut (Hrsg.): Gestaltete Ziegel. Sprüche und Motive auf Dachziegeln. Waiblingen 1988. S. 16.-Tonezzer (2004).-Osterloh-Gessat, Elke: Schutz und Abwehrzeichen auf Ziegeln. In: Ziegelei-Museum, 14. Bericht der Stiftung Ziegelei-Museum, Cham 1997. S. 47.

35 Tonezzer (2004) S. 6.

36 Leoprechting (1855). S. 211.

37 Bender; Schrader (2015). S. 156.

38 Vgl. Herbst (1988) S. 36.

39 Für die genaue Bestimmung und weitere hilfreiche Hinweise danke ich Herrn Dr. Andreas Fleischmann, Botanische Staatssammlung München.

Auch das Anbringen des Fußabdruckes als Zeichen besonderer Bedeutung, wohl auch mit der Absicht ein Schutzzeichen zu schaffen, ist in Erwägung zu ziehen, aber nicht belegbar.<sup>40</sup>

### Zufällige „Verzierungen“

Einige Verzierungen entstanden ganz ohne Zutun der Handwerker, also eher zufällig, und können so auch nur im weitesten Sinne als gestaltete Ziegel oder, wenn man den Begriff verwenden möchte, als „Feierabendziegel“ bezeichnet werden.

Wahrscheinlich ist deren größter Teil beim Trocknen vor dem Brennen entstanden. Die fertig geformten Ziegel lagen dafür, wie bereits beschrieben, oft nebeneinander auf dem Boden aus.

### Tierspuren

Auf den Ziegeloberflächen finden sich Spuren von Tieren, die anscheinend bei der Ziegelproduktionsstätte unterwegs waren und dabei ihre Abdrücke auf den noch feuchten Formlingen hinterließen.

Diese zufälligen Trittspuren lassen sich häufig auf historischen Ziegeln entdecken. In der Sammlung von Dietmar Scharfe sind Exemplare mit Abdrücken von Katzenpfötchen (Abb. 10) zu finden, aber auch Fußabdrücke von Enten oder Gänsen.

Eventuell stellt ein Ziegel sogar das Zeugnis einer Jagd dar: Katzenpfötchen „dicht gefolgt“ von Hundepfoten. Die Abdrücke könnten aber natürlich auch zeitlich versetzt entstanden sein. Neben diesen Tierspuren, die zufällig beim Trocknen der Ziegel entstanden, findet sich in der Sammlung ein Pfotenabdruck eines Hundes, der sich davon unterscheidet.

Die Pfote ist so tief am Rand des Mauersteins eingedrückt, dass davon ausgegangen werden kann, dass der Abdruck nicht beim zufälligen darüber Laufen des Tieres entstanden ist, sondern ein Mensch nachgeholfen hat. Wiederum sind mehrere Erklärungen dazu möglich. Auch hier kann nicht außer Acht gelassen werden, dass sich der Ziegler vielleicht einen Spaß gemacht hat oder in dem Abdruck eine Möglichkeit der Verewigung gesehen hat. Teilweise wird auch die Meinung vertreten, dass es sich bei solchen Pfotenabdrücken um Glücksbringer handelt.<sup>41</sup> In diesem Zusammenhang könnten solche Steine in die

Nähe der Bedeutung von Bauopfern gebracht werden. Eindeutige Belege dafür existieren jedoch nicht.

### Schuhsohle

Auch der Abdruck eines genagelten Schuhs findet sich auf einem Mauerstein. (Abb. 11)

Mit 25 cm scheint der Träger des Schuhs einen recht kleinen Fuß gehabt zu haben. Wie oben schon erwähnt war es üblich, dass Kinder bei der Herstellung von Ziegeln beteiligt waren. Berücksichtigt werden muss allerdings auch, dass der Ziegel beim Brennen an Größe (ca. 10%) verliert und somit hier keine genaue Aussage über die Schuhgröße getroffen werden kann.

### Textilstruktur

Einen Moment des Produktionsvorgangs spiegelt ein Biberschwanz, auf dessen Vorderseite im Kopfstrichbereich der Abdruck der Struktur einer Textilie zu sehen ist. Wahrscheinlich stammt dieser vom Ziegeltuch, das, wie oben schon erwähnt, zum Wenden des Dachziegels benutzt wurde.

### Fingerabdrücke

Eine weitere wohl unbeabsichtigt hinterlassene Spur des Herstellungsvorgangs sind auch immer wieder nachzuweisende Fingerabdrücke auf den Flächen und an den Seiten.

### Risse

Ebenfalls nicht als Verzierung beabsichtigt ist das „Ornament“, das auf einem weiteren Beispiel zu finden ist: Was auf den ersten Blick wie die Darstellung einer Blume oder Ähre aussieht, erweist sich als eine Spur, die der Ziegler mit den Fingerspitzen hinterlassen hat, als er versuchte, Risse, die sich beim Trocknen bildeten, wieder zu verschließen.

Diese im Ziegel festgehaltenen Momentaufnahmen mögen auf den ersten Blick nebensächlich und bedeutungslos wirken, widerspiegeln jedoch eine Facette der damaligen Arbeitssituation und Umgebung. Sie können als Möglichkeit gesehen werden, einen speziellen Einblick in die Arbeitsbedingungen des 19. bzw. frühen 20. Jahrhunderts zu erhalten.

### Gesamtbetrachtung der Sammlung

Dadurch, dass die Ziegel zu einer Sammlung zusammengefügt wurden, sind sie natürlich nicht mehr in ihrer ursprünglich zu gedachten Verwendung und Umgebung zu sehen. Wie eingangs erwähnt, finden sich gestaltete Ziegel nur selten und vereinzelt auf historischen Hausdächern. Dies ist bei der wissenschaftlichen Betrachtung der Sammlung zu berücksichtigen. Gerade dieser Umstand ermöglicht aber auch neue Einblicke.

Auffallend ist die unterschiedliche Farbigkeit der gebrannten Ziegel innerhalb der Sammlung. Dies liegt zum einen an den bereits erwähnten unterschiedlich hohen Temperaturen in den Öfen. Ziegel, die beim Brand sehr hohen Temperaturen ausgesetzt waren, wurden fast schwarz, solche, die eher am Rand lagen, also niedrig gebrannt wurden, zeigen sich eher hellrosa.

Allerdings führten nicht nur die ungleichmäßigen Brenntemperaturen zu der unterschiedlichen Färbung. Je nach Zusammensetzung des abgebauten Tons kann ein Ziegel nach dem Brand fast weiß, gelblich oder rot sein.

Die unterschiedliche Farbigkeit verweist auf ein Phänomen, das aufgrund der Bodenbeschaffenheit in der Gegend um Landsberg auftritt. Die sehr variierende Zusammensetzung des Löblehms konnte dazu führen, dass Ton, der aus derselben Grube abgebaut wurde, verschiedenfarbige Ziegel hervorbrachte.<sup>42</sup>

Diese Tatsache schließt aus, dass die Ziegel durch ihre Farbigkeit bestimmten Orten oder

### Fazit

Im Mittelpunkt der vorliegenden Betrachtungen stand ein auf den ersten Blick eher unscheinbares Objekt. Ein Dachziegel oder Ziegelstein. Millionenfach gefertigt und in seiner, jedenfalls heute, selbstverständlichen Verwendung und Allgegenwart kaum noch beachtet.

Abweichungen in der Herstellung und die Kreativität der Handwerker motivierten Dietmar Scharfe zur Zusammenstellung seiner Sammlung. Diese ermöglicht uns, aus einem besonderen Blickwinkel Auskunft über Arbeitsbedingungen und Arbeitsumgebung einer Berufsgruppe im 19. bzw. frühen 20. Jahrhundert zu erhalten. Einige Motive erlauben zudem weitere, persönlichere Einblicke.

Sinn der materiellen Kulturforschung ist es, Dinge, hier gestaltete Ziegel, als Informationsträger zu nutzen, denen als Quelle ähnliche oder gleiche Relevanz zugesprochen wird wie Texten und Bildern.<sup>43</sup> Selbstverständlich ist es nicht ausreichend, allein von Objekten auszugehen, um Einblicke in Ereignisse und Bedingungen der Vergangenheit zu nehmen. Um haltbare, umfänglichere Ergebnisse zu erhalten, müssen zusätzlich immer weitere Quellen, wie etwa Ergebnisse aus der Hausforschung oder Archivalien, herangezogen werden. Gerade die Betrachtung von kleinen, auf den ersten Blick unwichtigen Objekten oder Details kann jedoch zu neuen Perspektiven und Erkenntnissen führen und somit einen wichtigen Beitrag zum Gesamtverständnis einer Zeitspanne oder eines historischen Phänomens leisten.

Handwerkern zugeordnet werden können. Dies ist, wenn überhaupt, durch die Betrachtung der Eigenheiten bei der Gestaltung möglich, wie z.B. bei der Verwendung von Monogrammen.

Zudem sollte eine Sammlung nicht isoliert betrachtet werden. Im oben bereits erwähnten Vergleich mit anderen Sammlungen zeigte sich, dass es Unterschiede in der Verbreitung und Wertschätzung von sog. Feierabendziegeln gibt. So finden sich in der Schweiz und Baden-Württemberg häufig sehr aufwendig und detailreich verzierte Exemplare nicht nur in den erwähnten Forschungsstätten, sondern häufig und verbreitet auch im Bestand von kleineren Ortsmuseen. Auch heute noch ist der Begriff „Feierabendziegel“ dort bekannter als im altbayerischen Gebiet. Hier scheint die Gestaltung von Ziegeln eher nicht gebräuchlich gewesen zu sein.

Nachfragen in den Ortsmuseen des Landkreises Landsberg und im Stadtmuseum Weilheim ergaben, dass gestaltete Ziegel nicht oder nur sehr vereinzelt im jeweiligen Bestand zu finden sind. Eine Befragung von Zimmerei- und Dachdeckerbetrieben und Ortschronisten im Landkreis manifestierte den Eindruck, dass das Vorkommen gestalteter Ziegel sehr selten und darüber hinaus der Begriff „Feierabendziegel“ größtenteils nicht bekannt ist. Umso größer ist die Bedeutung der von Dietmar Scharfe in dieser Region angelegten Sammlung einzuschätzen.



Abb. 10: Biberschwanz mit eingestrichenem Schrägkreuz und Abdrücken von Katzenpfoten.



Abb. 11: Mauerstein mit Abdruck einer Schuhsohle.

<sup>40</sup> Herbst (1988) S. 32.

<sup>41</sup> Hillenbrand, Karl: Dachziegel und Zieglerhandwerk. In: Württembergischer Museumsverband e.V.: Der Museumsfreund 4/5. Aus Heimatmuseen und Sammlungen in Baden Württemberg. Stuttgart 1964 S. 28.

<sup>42</sup> Für Auskünfte und Hinweise zur Bodenbeschaffenheit im Landkreis danke ich Herrn Reinhard Eringer, Technischer und Fachlicher Umweltschutz, Landratsamt Landsberg am Lech.

<sup>43</sup> Cremer, Anette C.: Zum Stand der materiellen Kulturforschung in Deutschland. In: Cremer, Anette Caroline, Mulsow, Martin (Hrsg.): Objekte als Quellen der historischen Kulturwissenschaften. Köln 2017. S. 9-21.

## Quellen- und Literaturverzeichnis

### Ungedruckte Quellen:

Archiv des Bistums Augsburg (ABA): Matricula, Issing, 7 H, Hochzeiten, 1. Januar 1831-31. Dezember 1901.

Bayerische Staatsbibliothek (BSB): Topographie von Bayern d.h. eine statistische Einteilung der Orte, Städte, Dörfer, der Gebäude, Kirchen u. Schulhäuser Bd. 15 Cgm. 6844.15 (1809/10) u. Bd. 16 Cgm. 6844.16a (1812).

### Literatur:

Bender, Willi: Vom Ziegelgott zum Industrieelektroniker. Geschichte der Ziegelherstellung von den Anfängen bis heute. Bonn 2004.

Bender, Willi: Lexikon der Ziegel. Vom Aal-Deckenziegel bis zum Zwischenwandziegel in Wort und Bild. Wiesbaden/Berlin 1995.

Bender, Willi; Schrader, Mila: Dachziegel als historisches Baumaterial. Ein Materialleitfaden und Ratgeber. Suderburg-Hösseringen 2015.

Cremer, Anette C.: Zum Stand der materiellen Kulturforschung in Deutschland. In: Cremer, Anette Caroline; Mulsow, Martin Hrsg.: Objekte als Quellen der historischen Kulturwissenschaften. Köln 2017. S. 9-21.

Dietrich, Dagmar u.a.: Die Kunstdenkmäler von Bayern. Landsberg am Lech. Einführung – Bauten in öffentlicher Hand. Bd. 1. München, Berlin 1995.

Drexl, Adalbert: Wir besuchen die Landsberger Betriebe. 6. Ziegelei Landsberg. Sonderdruck aus der Landsberger Zeitung Nr. 190. 18. August 1937.

Drexler, Toni; Tyroller, Hans: „Drunten im Unterfeld- drombm auf der Brunnleitn“- Flur und Flurnamen im oberen Ampertal (Jexhof-Blätter 9) Fürstenfeldbruck 1994.

Gattinger, Karl: „Weil gibt dort viel laborare zum Ziegelslagen“. Italienische Wanderarbeiter im Landkreis Fürstenfeldbruck. In: Drexler, Toni (Hrsg.): Unterwegs aus Lust, aus Not und von Beruf. Dörfliche Mobilität im Wandel der Zeit. Fürstenfeldbruck 1999. S. 80-96.

Gebhard, Torsten: Landleben in Bayern in der guten alten Zeit. München 1986.

Götz, Wilhelm: Geographisch historisches Handbuch von Bayern (Band 1), München 1895.

Herbst, Helmut, Jenisch, Susanne (Hrsg.): Gestaltete Ziegel. Sprüche und Motive auf Dachziegel. Waiblingen 1988.

Heydenreuter, Reinhard: „Gott zur Ehr, dem Nächsten zur Wehr“: Zur Geschichte der Feuerwehr in Bayerisch-Schwaben; Eine Ausstellung des Staatsarchivs Augsburg; (Staatsarchiv Augsburg, ab 20. Juni 2000). München 2000.

Hildebrandt, Maria: Lebendige Steine. Baugeschichte und Baugeschichten der Erzabtei St. Ottilien. St. Ottilien 2008.

Hillenbrand, Karl: Dachziegel und Zieglerhandwerk. In: Württembergischer Museumsverband e.V. (Hrsg.): Der Museumsfreund 4/5. Aus Heimatmuseen und Sammlungen in Baden- Württemberg. Stuttgart 1964. S. 5-52.

Leoprechting von, Karl: Aus dem Lechrain. Zur deutschen Sitten- und Sagenkunde. München 1855.

Lichtenstern, Anton: Erdzeit und Menschenzeit – Topographie und Stadtgeschichte in Landsberg. In: Landsberger Geschichtsblätter 2000/2001. S. 5-19.

Lichtenstern Anton; Hirschler, Hansjörg: Mennoniten im Bereich um Landsberg im 19. Jahrhundert. In: Landsberger Geschichtsblätter 2013. S. 69-78.

Metzger, Wolfram: Von Erd bin ich gemacht. Eine volkskundliche Ausstellung zur gestalteten Baukeramik. In: Badisches Landesmuseum; Metzger, Wolfram (Hrsg.): Gestaltete Baukeramik. Ofenwandplättchen und Feierabendziegel. Karlsruhe 1990. S. 7-12.

Neu, Wilhelm: Siedlungs-, Dorf- und Hausformen. In: Müller-Hahl, Bernhard: Heimatbuch für den Landkreis Landsberg am Lech und alle Gemeinden. Landsberg 1982. S. 198-204

Neu, Wilhelm: Das alte Bauernhaus im Landkreis Landsberg am Lech. In: Schöner Heimat 71, Heft 2, 1982. S. 313-319.

Osterloh-Gessat, Elke: Schutz und Abwehrzeichen auf Ziegeln. In: Ziegelei – Museum, 14. Bericht der Stiftung Ziegelei – Museum, Cham 1997. S. 47-51.

Priadka, Peter: Ein römischer Töpferei- und Ziegelbetrieb in Prittriching. In: Pfeil, Mathias; Sommer Sebastian; Päßgen, Bernd (Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege/Gesellschaft für Archäologie) (Hrsg.): Das archäologische Jahr in Bayern 2016. Darmstadt 2017. S. 75-77.

Rid, Heinrich: Vom Stroh- zum Ziegeldach. In: Landsberger Geschichtsblätter 1982 – 1985. S. 29-30.

Schnetz, Joseph: Flurnamenkunde. München 1997.

Tonezzer, Lucia: Bundesverband der Deutschen Ziegelindustrie e.V. (Hrsg.): Feierabendziegel. Eine Auswahl aus der Sammlung der Stiftung Ziegelei-Museum Cham. Bonn 2004.

Waldemer, Georg: Ländliche Bauformen im Landkreis Landsberg am Lech. In: Gattinger, Karl; Suhr, Grietje (Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege, Hrsg.): Landsberg am Lech, Stadt und Landkreis. Ensembles. Baudenkmäler, Bodendenkmäler. (Bd. 1) Regensburg 2014. S. CXLI-CLL.

### Bildnachweis:

Ziegelsammlung Dietmar Scharfe, Lkr. Landsberg am Lech; Fotografin: Stephanie Irlen  
Fotos v. Welden u. Beuerbach, S. 92 u. 93

# Die Königliche Präparandenschule Landsberg

Kurzer geschichtlicher Rückblick auf die 50 Jahre des Bestehens der Anstalt [1916]

VON KONRAD SCHMID

Wiederabdruck aus dem Jahresbericht 1915/16, herausgegeben von Werner Fees-Buchecker



Abb. 1: Jahresbericht 1915/16, Titelblatt, StAll, Feldigl 2485.

## Einleitung

Lange Zeit suchte ich vergeblich für meinen Aufsatz „Die Geschichte der Präparandenschule Landsberg am Lech 1866 bis zur Auflösung 1923“<sup>1</sup> eine zeitgenössische Darstellung der Geschichte der Schule – gibt es doch für die Realschule eine Festschrift zum 50-jährigen Bestehen oder eine ältere Geschichte der Volksschule in Landsberg. Doch erst ziemlich am Schluss der Recherchen wurde ich im Jahresbericht 1915/16<sup>2</sup> fündig. Da die Geschichte der für Landsberg wichtigen und interessanten Schule – einer Vorbereitungsschule für Lehrerseminare im 19. und frühen 20. Jahrhundert, die man auch als Teil-Lehrerbildungsanstalt bezeichnen könnte, und die 1923 aufgehoben wurde – weitgehend unbekannt ist, soll diese Quelle hier ediert werden. (W.F.-B.)

## Kurzer Rückblick auf die 50 Jahre des Bestehens der Anstalt<sup>3</sup>

### A. Gebäulichkeiten

Das Schulgebäude. Der Einsicht und Opferwilligkeit von Landsbergs Bürgerschaft ist es zu danken, daß im Jahre 1866 eine der 3 Präparandenschulen, die damals in Oberbayern errichtet wurden, nach Landsberg kam. Als Heim wurden derselben Räume in dem sogenannten Malteser-Neubau zugewiesen. Es ist das der nach Osten ziehende Flügel des über der Stadt sich erhebenden Jesuitenklosters. Man hatte ihn i. J. 1821 vom Kgl. Staatsärar um 1000 fl. erworben, aber keine Verwendung für ihn gefunden, so daß er dem Verfall nahe war. Nun wurde das 1. Stockwerk mit einem Kostenaufwand von 8000 fl. instand gesetzt und der neuen Anstalt zugewiesen. Der ursprüngliche Mietzins von 450 fl. erfuhr im Laufe der Jahre eine Erhöhung bis auf 1500 M<sup>4</sup>. Außer einer geräumigen Dienstwohnung für den Hauptlehrer waren 8 Lokale vorge-

sehen, nämlich 3 Lehr-, 3 Musikübungs- 1 Beratungs- und 1 Lehrmittelzimmer. Auf der nördlichen Seite des Gebäudes befand sich ein von Kastanien beschatteter Turn- und Spielplatz. Diese Idylle erfuhr i. J. 1873 eine Unterbrechung. In diesem Jahre kam die neuerrichtete landwirtschaftliche Kreiswinterschule<sup>5</sup> hierher, welcher 1878 die Kreisackerbauschule folgte und für beide wurde nun ebenfalls in genanntem Gebäude Unterkunft geschaffen. Wegen der zunehmenden Frequenz der landwirtschaftlichen Kreislehranstalten beantragte i. J. 1895 der oberbayerische Landrat<sup>6</sup> eine Erweiterung der Räume. Die Verhandlungen zwischen den maßgebenden Behörden und der städtischen Vertretung zogen sich mehrere Jahre hin. Ein zuerst aufgestelltes Projekt, das ehemalige städtische Dampfsägegebäude, gegenüber dem Spitalökonomiehofe, zu adaptieren, wurde wieder

fallen gelassen. Im Oktober 1901 beschlossen die beiden städtischen Kollegien den Neubau einer Präparandenschule. Auf Anregung des Herrn Oberbaurats Stempel eröffnete die oberste Baubehörde einen Wettbewerb. Derselbe sollte innerhalb des Münchner Architekten- und Ingenieurvereins stattfinden. Von 11 Entwürfen wurden 3 preisgekrönt und unter diesen das Projekt des Architekten Herrn Karl Jäger in München zur Ausführung bestimmt. Dieser arbeitete gegen eine Entschädigung von 2520 M. die Pläne aus und bekam später die Bauoberleitung. Der in Aussicht genommene Bauplatz nördlich des Bayertores, an der Epfenhausenerstraße gelegen, erwies sich aus mehrfachen Gründen als unzweckmäßig. Im Mai 1903 einigten sich dann die Kollegien dahin, daß der Neubau im sogenannten Oberförstergarten (an der heutigen Stelle) ausgeführt werden solle. Die Platzfrage fand damit die glücklichste Lösung.

Im August 1903 wurde mit den Arbeiten begonnen. Das Gebäude wurde noch vor Eintritt des Winters aufgeführt, in den Sommermonaten des nächsten Jahres eingerichtet und im November 1904 bezogen. Die Herstellungskosten beliefen sich auf 71000 M.

Von der Staatsregierung wurde der Stadtverwaltung ein jährlicher Mietzins von 3000 M. zugesprochen, der im Jahre 1912, als das Gebäude (einschließl. Dienstwohnung) elektrisches Licht bekam, auf 3150 M. festgesetzt wurde. (Näheres über den Neubau siehe Jahresbericht 1904/05, sowie Schober, Landsb. Gesch. Bl. Jahrg. 1905 S. 65)

### Turnhalle

Für Turnzwecke stand hier früher sämtl. Schulen nur ein einziger Raum zur Verfügung. Dieser befand sich zuerst im alten Jesuiten-gymnasium, dem heutigen Realschulgebäude. Als im Jahre 1874 die Spitalpründeanstalt durch Feuer zerstört wurde, erbaute die Stadtgemeinde auf der Brandstätte ein neues Knabenschulhaus, in dessen Parterrelokalitäten unter andern auch eine Turnhalle untergebracht wurde. Leider fehlte es diesem Raum an Luft und Licht. Günstige Verhältnisse wurden erst geschaffen, als die Stadt beim Wegzug des Infanteriebataillons die Exerzierhalle übernahm und diese im Jahre 1912 mit einem Aufwand von 17200 M. zu einer Turnhalle einrichtete, die in jeder Beziehung als mustergültig bezeichnet werden kann. Vor



derselben befindet sich ein ausgedehnter Spielplatz, der ehemalige Exerzierplatz. Der Anstalt war früher vertragsmäßig freie Benützung der Turnhalle zugesichert; von 1913 an werden 180 M. jährliche Miete entrichtet.

### Anstaltskirche

Der Schulgottesdienst fand von jeher in der Malteserkirche statt. Es ist das ein stattlicher, weitschiffiger Bau mit prächtigen Deckengemälden, in den Jahren 1752-54 als Kirche des Jesuitenordens errichtet. Nach Aufhebung des Ordens 1773 kam Kloster und Kirche an die Malteser, daher der Name.<sup>\*7</sup>

Offiziatoren<sup>8</sup>: Rup. Kummer, Benefiziat (1870-72); Konrad Huber, Benefiziat später Pfarrvikar (1872-78); Dr. Gg. Schmid, Pfarrvikar (1778-79); Ed. Hörner, Pfarrvikar (1879-83); Alex. Sirch, Pfarrvikar (1883-92); Gg. Hellmair, Pfarrvikar, später Pfarrer (1892-1911); Dr. Peter Dörfler, Pfarrer (1911-1915); Dom. Rothermel, Pfarrer (seit Febr. 1916).

### B. Einrichtung

Ursprünglich waren für Musikübungen drei Orgeln und fünf Klaviere vorhanden. Diese Instrumente sind im Laufe der Zeit fast alle durch neue ersetzt worden. Im Jahre 1891 wurde von Orgelbauer März in München im Musiksaal eine neue Orgel mit 5 Registern aufgestellt und 1912 in dieselbe von der Firma Steinmeyer – Oettingen ein 2. Manual eingebaut. Das ganze Werk bekam Röhrenpneumatik und 6 klingende Register. Letztgenannte Firma lieferte i. J. 1900 auch an Stelle der 2. Orgel ein Pedal-Harmonium mit zwei

Abb. 2: Die ehem. Präparandenschule, aus Jahresbericht 1912/13, Historischer Verein Landsberg<sup>1</sup>.

<sup>1</sup> Werner Fees-Buchecker, Geschichte der Präparandenschule Landsberg am Lech 1866 bis zur Auflösung 1923. Die vorbereitende Stufe der Lehrerausbildung, in: Lech-Isar-Land 2022, S. 113-134; weitere Literatur zur Präparandenschule Landsberg s. dort!

<sup>2</sup> 41. Jahresbericht der Kgl. Präparandenschule Landsberg a. Lech für 1915/16, STA LL Feldigl ....; darin: Anhang: Konrad Schmid, Die Königliche Präparandenschule Landsberg. Kurzer geschichtlicher Rückblick auf die 50 Jahre des Bestehens der Anstalt, S. 17-28; die Wiedergabe folgt der originalen Orthographie und Zeichensetzung (bis auf Doppelbindestrüche), und behält die Abkürzungen und Hervorhebungen, wie Fettdruck und Unterstreichungen, nicht aber die verschiedenen Schriftgrößen, bei.

<sup>3</sup> Sic! Auf dem Titel des Jahresberichts: „Kurzer geschichtlicher Rückblick“

<sup>4</sup> Bis 1876 galt in Bayern die Guldenwährung: „fl.“= Gulden; danach übernahm auch das Königreich Bayern die Reichswährung Mark, „M.“

<sup>5</sup> Kreis war damals der Kreis Oberbayern, also in etwa der heutigen Regierungsbezirk.

<sup>6</sup> War im damaligen Kreis Oberbayern ein Vorläufer des heutigen Bezirkstags.

<sup>7</sup> Originalfußnote: „Die Jesuiten- oder Malteserkirche in Landsberg“, siehe Schober, Landsberger Geschichtsblätter, 11. Jahrgang Seite 62, 71 u. 73.

<sup>8</sup> Anstaltsgeistliche, die für die Seelsorge zuständig waren. Diese waren nur z.T. mit den Religionslehrern identisch.

<sup>1</sup> Der Jahresbericht 1915/16 enthält ein fast identisches Bild, das aber nicht in so guter Wiedergabe zur Verfügung steht.

Manualen. Die Übungsklaviere wurden nach und nach durch Pianinos von Mayr, Behringer und Steingraber ersetzt und es sind z.Z. deren 6 vorhanden. [...]. Sehr begrüßenswert war die Einrichtung eines eigenen Zeichensaales (1914). Hiezu wurde das beim Neubau vorgesehene 4. Lehrzimmer verwendet. Bemerkenswert ist auch die Anlage eines botanischen Schulgartens nach biologischen Gesichtspunkten (1906). Vielleicht mag dies die erste derartige Anlage unter den bayer. Schwesteranstalten sein<sup>9</sup>. Im Jahre 1916 fand derselbe eine Erweiterung, indem der in unmittelbarer Nähe an der Stadtmauer gelegene Geländestreifen (Zwinger) von der Stadtgemeinde pachtweise überlassen wurde. Das ca. 800 qm große Rasenstück wurde mit Sträuchern bepflanzt. Mit Lehrmitteln ist die Schule reichlich versehen; ebenso enthält die Bücherei eine stattliche Anzahl gediegener Werke. Der Wert des Gesamtinventars betrug i. Jahre 1868: 1334 fl; i. Jahre 1891: 15180 M. u. 1915 rund 30000 M. [...].

Abb. 3: Vorstände der Kgl. Präparandenschule Landsberg, aus: Jahresbericht 1915/16, StAll, Feldigl, o.S..



<sup>9</sup> Handschriftl. Fußnote: \* Im Jahre 1912 wurde in der Südwestecke des Schulgartens eine Linde gepflanzt – „Luitpoldlinde“.

<sup>10</sup> Ein Kreisscholarch war, wie ein Distriktschulinspektor für das Bezirksamt, der Amtsträger der geistlichen Schulaufsicht im „Kreis“, also heutigen Regierungsbezirk Oberbayern.

## C. Personal

### Die Schulvorstände

Als erster Inspektor fungierte Friedr. Schreiber, Pfarrer in Penzing. Am 25. Mai 1819 in Markt Bissingen (Schwaben) geboren, besuchte er von 1830-38 das Gymnasium in Augsburg, studierte am dortigen Lyzeum 2 Jahre lang Philosophie, dann in München und Dillingen Theologie und wurde 1843 zum Priester geweiht. Er war dann als Kaplan in Hohenwart und Ehingen tätig und nahm 1844 die Stelle eines Erziehers des Sohnes Seiner Durchlaucht des Fürsten Karl zu Oettingen-Wallerstein an. In den Jahren 1852-75 entfaltete Schreiber eine segensreiche Tätigkeit als Pfarrer in Ried bei Zusmarshausen, in Penzing bei Landsberg (1859) und Engelbrechtsmünster (1870). 1861 wurde ihm die Distriktschulinspektion Landsberg, 1867 die Inspektion der k. Präparandenschule in Landsberg übertragen. Wegen seiner großen Verdienste als Priester und Schulmann erhielt er den Titel eines „königl. geistlichen Rates“. Seine Leistungen fanden noch besondere Anerkennung durch Ernennung zum Mitglied des Kreisscholarchats<sup>10</sup> für Oberbayern (1870), sowie durch allerhöchste Verleihung des Ritterkreuzes 1. Kl. des Verdienstordens vom hl. Michael (ä.O.).

Am 31. Mai 1875 ernannte König Ludwig II. gemäß konkordatsmäßigen Indults den Kgl. geistlichen Rat und Kreisscholarchen Pfarrer Friedr. Schreiber in Engelbrechtsmünster zum Erzbischof in Bamberg. 14 Jahre lang stand er der Erzdiözese als treubesorgter Oberhirte vor, bis er am 23. Mai 1890, seinem 71. Geburtstag sanft im Herrn entschlief. Seine Königstreue wurde an höchster Stelle gewürdigt durch Verleihung des Komturkreuzes des Verdienstordens vom hl. Michael (1878) und des Komturkreuzes des Verdienstordens der bayerischen Krone (1886).

Sein Amtsnachfolger war Rupert Kummer. Am 27. März 1830 in Hausen bei Dillingen geboren, 1855 ordiniert, war er hier von 1859-1863 Stadtkaplan, von 1863-1872 Benefiziat, dann von 1872-1877 Pfarrer in Spötting (Katharinenvorstadt); am 16. Oktober 1877 kam er als Stadtpfarrer nach Friedberg, wo er am 10. Mai 1889 starb. Kummer war von 1866-1877 Religionslehrer, von 1870-1877 in seiner Eigenschaft als Distriktschulinspektor auch Inspektor der Präparandenschule. Seine Verdienste um die Schule fanden durch die Er-

nennung zum Mitglied des oberbayer. Kreisscholarchats ihre Würdigung.

Von 1877-1911 waren die jeweiligen Hauptlehrer stellvert. Inspektoren.

Der **1. Schulvorstand war Hauptlehrer Dr. August Kittel**, 1831 in Pirna als der Sohn eines Siebmachers geboren. Da sein jüngerer Bruder Johann, der zum Studium bestimmt war, sich entschloß, in das Geschäft seines Vaters einzutreten, konnte August sich dem Studium widmen. Er absolvierte das Pirnaer Lehrerseminar, war Lehrer in Leipzig, widmete sich humanistischen Studien und erlangte mit 26 Jahren das Gymnasialabsolutorium in Dresden. Er studierte kurze Zeit auf der Universität in Freiburg i. B. Theologie, dann in München Philosophie. Aus Mangel an Mitteln nahm er Hauslehrerstellen an. Er schloß seine akademischen Studien „mit Auszeichnung“ und war dann Lehrer in München. Bei Errichtung der Präparandenschulen 1866 wurde er zum Hauptlehrer in Landsberg ernannt und promovierte 1868 mit einer Arbeit über das Thema: „Quellenmäßige Darstellung der Philosophie Heinrich Jakobis“. Im gleichen Jahre kam er als Seminarinspektor nach Lauingen und 1873 nach Speyer. Hier wurde er auf Ansuchen 1888 in den dauernden Ruhestand versetzt. Er verblieb auch die nun folgenden Jahre in Speyer und starb dort nach langem schweren Leiden am 29. Juli 1895.

**2. Joseph Mayr** wurde am 28. März 1839 in Aichach geboren. Er verlor schon im Jahre 1846 seinen Vater, der dort Lehrer war. Der geist- und gemütvollste Knabe kam dann zu Lehrer Wieland nach Neubeuern, den er schon als Hilfslehrer in seiner Heimat lieb gewonnen hatte, zur Ausbildung für den Lehrberuf. Unter der verständigen Leitung dieses Mannes, der sich in väterlicher Weise seines strebsamen Jünglings annahm, kamen dessen Geistesgaben zur vollen Entfaltung. Bei der Aufnahme in das Schullehrerseminar Freising errang sich Mayr den 1. Platz, welchen er auch weiterhin mit Ehren behauptete. Er fand dann sofort Anstellung als Hilfslehrer in dem damals zu Freising bestehenden Präparanden-Konvikt. Dort konnte er in edlem Wettstreit mit gleichgesinnten Freunden seine Kenntnisse vertiefen, sich in die Unterrichtspraxis einleben und Erfahrungen für das Erziehungsgeschäft sammeln. Nach sechsjähriger Wirksamkeit trat er in den Volksschuldienst über. 1863 kam er als Lehrer nach Waakirchen bei Tegernsee, 1866 an die Knabenschule in Freising. Im Jahre 1868 wurde ihm die Hauptlehrerstelle an der Präparandenschule

in Landsberg übertragen. Doch schon nach 2 Jahren erlag er den Anstrengungen seines Berufes, da schwere Heimsuchungen wie Krankheitsfälle in der Familie und der Tod mehrerer seiner Kinder, seine Kräfte erschüttert hatten. Er starb am 6. Dezember 1870.

**3. Albert Miller** wurde am 23. Januar 1844 als Sohn des Lehrers Alb. Miller in Betzigau bei Kempten geboren, erhielt nach Besuch der Volksschulen in Obergermaringen, Kaufbeuren und Mindelheim in den Jahren 1855-60 die erste Vorbereitung für den Lehrberuf durch Lehrer J.N. Trieb in Mindelheim, war von 1860-62 Zögling des Schullehrerseminars Lauingen und bestand 1867 als Erster die Anstellungsprüfung. Von 1862-67 wirkte er an den Volksschulen in Stötten, B.A. Oberdorf, und Mindelheim, wurde hier 1867 Präp. Hilfslehrer, kam dann 1869 als Seminarhilfslehrer nach Lauingen und 1871 als Schulverweser nach München. Noch im gleichen Jahre wurde er zum Vorstand der Präparandenschule in Landsberg ernannt. Hier wirkte er vom 1. April 1871-16. Oktober 1876 und kam dann als Seminarlehrer nach Würzburg. Dort trat er 1902 in den Ruhestand und starb am 1. Oktober 1915 während eines Erholungsaufenthalts im Pfarrhause seines Sohnes zu Bittenbrunn bei Neuburg a.D.

**4. Friedrich Schul**, 1846 geboren, wirkte nach Vollendung der beruflichen Studien 6 Jahre an verschiedenen Land- und Stadtschulen, 3 Jahre an höheren Töchterschulen (Würzburg und München), besuchte 2 Semester die Universität Würzburg, 3 Jahre das Polytechnikum in München und bekleidete sodann im Schuljahr 1875/76 die Stelle eines Oberlehrers an der höheren weiblichen Bildungsanstalt in Aschaffenburg. Im Oktober 1876 erfolgte seine Ernennung zum Präparandenhauptlehrer in Landsberg. 1877 wurde ihm die Funktion eines Schulreferenten in der Lokalschulkommission der Stadt Landsberg übertragen, in welcher Eigenschaft er zugleich das Amt eines Inspektors der Anstalt zu versehen hatte. Am 1. Sept. 1882 erhielt er die Leitung des Schullehrerseminars Straubing, womit auch die Inspektion der nunmehrigen Kreis-Taubstummen-Anstalt für Niederbayern verbunden war. Als Seminarleiter war er 12 Jahre lang Mitglied der niederbayerischen Kreisschulkommission. Nach 25 jähriger Wirksamkeit als Seminarvorstand trat Schul am 1. September 1907 in den erbetenen dauernden Ruhestand und lebt jetzt in Freising.



# Hans Holzbauer (1898-1939)

Architekt im Landkreis Landsberg am Lech 1932 bis 1939

VON JENNY MUES

*\*Bemerkung:  
Die Nummern in Klammern  
beziehen sich auf die  
Nummerierung des  
Werkverzeichnis  
im Anhang.*

*Abb. 1a: Haus Holzbauer, Ansicht  
von Südwesten, um 1938.  
Foto: Eduard Wasow,*

*Abb. 1b: Haus und Atelier  
Holzbauer, Lageplan (mit Alfred  
Reich), nach 1936,  
Quelle: MBS, JG 24, 1940, S. 33*

## Einführung

Ausgangspunkt für das Interesse an der Architektur von Hans Holzbauer ist sein Wohnhaus und Atelier in Holzhausen am Ammersee, welches er 1932/36 in den flach Richtung Seeufer herabschwingenden Feldern errichtete (19a)\*.

In der architektonischen Gestaltung des 2004 in großen Teilen abgerissenen Ensembles<sup>1</sup> verbanden sich Grundideen des Neuen Bauens mit ortsgebundener handwerklicher Konstruktion und besonderer Bezugnahme auf den landschaftlichen Kontext. Diese, trotz finanzieller und genehmigungstechnischer Einschränkung, von großer künstlerischer Freiheit geprägte Architektur entstand an einem politischen Scheideweg. Sie setzt den Maßstab für die Betrachtung der von Holzbauer in der 2. Hälfte der 1930er Jahre im Kreis Landsberg am Lech realisierten privaten und öffentlichen Bauten, die unter dem Einfluss einer vom Heimatschutz entwickelten und durch das nationalsozialistische Regime umgedeuteten, „landschaftsgebundenen“ Bauweise und Normierung stehen.

Innerhalb der gesamten, rekonstruierten Entwicklung des Architekten stellt der Landsberger Abschnitt eine stark regional geprägte

Phase dar, die zu seinem Wirken als angehender Architekt in München (1924-1927), sodann in gehobener Position und selbständig in Berlin (1927-1932) in Bezug gesetzt wird.

Über den mit 41 Jahren früh verstorbenen Hans Holzbauer, der sich zum Zeitpunkt seines Todes mitten im Aufbau seines Architekturbüros am Ammersee befand, ist über den Landkreis Landsberg am Lech hinaus heute fast nichts mehr bekannt. Einziger öffentlicher Hinweis ist in Riederau die 1981 bei der Neuerschließung eines Wohngebiets erfolgte Benennung der „Holzbauerstraße“ mit Hinweis auf ihn als Architekten des Gemeindehauses (Nr. 34).

Jedem in Landsberg „en passant“ bekannt ist das von Holzbauer geplante ehemalige städtische Verwaltungsgebäude am Hauptplatz 1-3 (Nr. 22), welches mit seiner Tordurchfahrt, ab 1936 im Zuge des Baus der Neuen Bergstraße errichtet, den neuen Zugang zur Altstadt von Osten her erschloss. Lange angemahnt und seit Mitte der 1920er Jahren in Planung, schuf die neue, die alte Stadtmauer umschreibende, am Steilufer entlang geleitete Wegführung Ersatz für den unfallträchtigen, beengten Zugang über die abschüssige Alte Bergstraße und das Schmalz-



tor. Sie bedeutete einen prägenden städtebaulichen Eingriff für die Stadt Landsberg,<sup>2</sup> an welchem Hans Holzbauer mit seinem den Abschluss und die Öffnung zum Hauptplatz bildenden Bau gestalterisch Einfluss nahm.

Als Architekt von öffentlichen Projekten und Bauten für die nationalsozialistische Stadtregierung nahm der durchgehend freischaffend tätige Planer ab Mai 1935 eine privilegierte Stellung ein.

Holzbauer plante in dieser Zeit auch gezielt propagandistische Bauten wie das HJ-Heim (Nr. 23) und den NSV-Kindergarten (Nr. 24). Damit wirkte er als Architekt in der Stadt Landsberg am Aufbau des nationalsozialistischen Regimes mit, welches seit der Macht ergreifung mittels der engmaschigen und flächendeckenden Etablierung von NS-Organisationen unter Ausgrenzung von Juden und Andersdenkenden sukzessive alle Lebensbereiche der Bevölkerung strukturell und ideologisch vereinnahmte.

Inmitten laufender Projekte verlor Holzbauer seine Position mit der vom Stadtrat beschlossenen Beendigung der Arbeitsverhältnisse zum 1. April 1938. Es liegt nahe, dass dies mit vom Innenministerium angeordneten bauästhetischen Korrekturmaßnahmen am Verwaltungsgebäude in Zusammenhang stand. Dieser Fall lässt sich mit Verweis auf die Forschung der Architekturhistorikerin Blümm als „Entmodernisierung“ bezeichnen<sup>3</sup>, und scheint – so belegen es Aussagen aus der unmittelbaren Nachkriegszeit – innerhalb der deutschen Architekturszene Kreise gezogen zu haben.

## Vita Hans Holzbauer, eine Rekonstruktion

### Quellenlage

Holzbauers Vita stellt sich in erster Linie als bruchstückhafte Rekonstruktion aus meist bürokratischen Dokumenten seine Person betreffend und aus den Spuren seines Schaffens als Architekt und ihrer zeitgenössischen Rezeption dar.

Hierzu wurden Pläne und Bauakten im Stadtarchiv Landsberg, im Staatsarchiv München sowie Entwurfszeichnungen im Archiv des Deutschen Museums gesichtet.

Auf Grundlage der Unterschrift, mit der Hans Holzbauer die Pläne seines Wohnhauses unterzeichnete<sup>4</sup>, konnte die Autorschaft einer Vielzahl von Plänen, die im Bestand seines Bruders Franz Xaver Holzbauer in der Sammlung des Architekturmuseums der TU München bewahrt sind, bestätigt werden. Auch in der denkmalpflegerischen Literatur zum städtischen Verwaltungsgebäude hat sich das Missverständnis bzgl. der Identität des Architekten als „Franz Holzbauer“

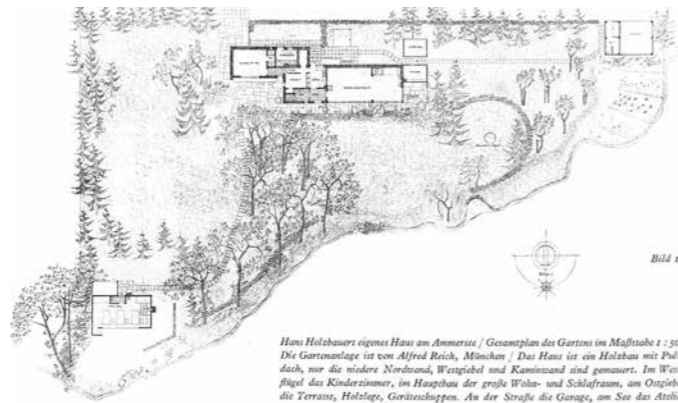
*Abb. 2: Aufnahme Gemeindehaus Riederau von Nordwesten, 1938, veröffentlicht in der internen „Schulungs“-Zeitschrift der NSDAP „Der Hoheits-träger“.*

*Foto: Eduard Wasow  
Quelle: Hoheitsträger, JG 3, H 3, 1939*

*Abb. 3a, 3b: Städtisches Verwaltungsgebäude, Aufnahmen von Süd, Süd-Ost, um 1937.*

*Foto: Gunda Lexner  
Quelle: MBS 24, 1940, S. 31*

*Abb. 4: HJ-Heim Landsberg, Aufnahme der Südfassade, 1939, veröffentlicht in der Propaganda-Publikation „Denkmäler der Gemeinschaft“.*  
*Quelle: DDG 1939, S. 59*



*Hans Holzbauers eigenes Haus am Ammersee / Gesamtplan des Gartens im Maßstabe 1 : 500  
Die Gartenanlage ist von Alfred Reich, München / Das Haus ist ein Holzbau mit Puldach, nur die westliche Nordwand, Westgiebel und Kaminwand sind gemauert. Im Westflügel des Kinderzimmers, im Hauptbau der große Wohn- und Schlafraum, am Ostgiebel die Terrasse, Holzlege, Gartenschuppen. An der Straße die Garage, am See das Atelier*

<sup>1</sup> Hinweis von Frau Weißhaar-Kiem, Kreisheimatpflegerin, Landsberg a. Lech, E-Mail a. d. Verf., 25.03.2021; Gespräch und Besichtigung vor Ort mit den jetzigen Eigentümern, Juli 2021

<sup>2</sup> S. h.: Heinrich Pflanz, Die Neue Bergstraße in Landsberg am Lech, Landsberg 1997; Dagmar Dietrich, Landsberg am Lech, Band 1., Einführung – Bauten in öffentlicher Hand, hrsg. v. Bayer. Landesamt für Denkmalpflege, Kunstdenkmäler in Bayern, München 1995, S. 150

<sup>3</sup> Anke Blümm, „Entartete Baukunst“? Zum Umgang mit dem Neuen Bauen 1933-1945, Paderborn 2013

<sup>4</sup> Bpl. Landsberg, 1932-95, Bpl. Landsberg, 1932-179, Bpl. Landsberg, 1936-396, StAM



Abb. 5: Signatur Hans Holzbauer, Ausschnitt Bauplan Haus Holzbauer. Quelle: StAM, Bpl. Landsberg, 1932-95

Abb. 6: Porträtaufnahme Hans Holzbauer, um 1921. Quelle: TUM Archiv PA Stud Holzbauer, Hans



verstetigt.<sup>5</sup> Die Autorschaft von „Hans“ und nicht „Franz“ Holzbauer konnte anhand der auf den Plänen befindlichen Signaturen bestätigt werden.<sup>6</sup>

Der Einblick in die Entwicklung und Orientierung des Architekten zwischen 1925 und ca. 1933 basiert auf der Recherche in einschlägigen zeitgenössischen Architekturzeitschriften. Einzelne monographische, posthum in der Fachpresse veröffentlichte Beiträge zu seinen Bauten und Projekten sind maßgebliche visuelle Quellen für diesen Beitrag.

Die Suche nach schriftlichen Stellungnahmen oder einem persönlichen Nachlass von Hans Holzbauer, die vielleicht Aufschluss über seine Motive und seine Haltung geben könnten, blieb bis auf seine Veröffentlichung einer Belichtungsstudie<sup>7</sup> vorerst ergebnislos.

## Vom Maurergesellen zum Architekten

Johann genannt „Hans“ Holzbauer kam am 28.02.1898 als Sohn von Bäckermeister Anton Holzbauer und dessen Frau Katharina, geb. Schweiger, als Ältester von vier Brüdern, in Pfaffenhofen a. d. Ilm zur Welt.<sup>8</sup> Hans und seine Brüder Franz Xaver (1900–1952)<sup>9</sup> und Georg (1903–1947) sind alle drei ab Mitte der 1920er Jahre als selbständige Architekten tätig, nachdem sie ähnliche Ausbildungswege absolviert und sich in denselben Netzwerken bewegt hatten.

Da der Vater, Anton Holzbauer, Eigentümer einer Brot- und Teigwarenfabrik und „angesehener Unternehmer“ in Pfaffenhofen, 1909 wegen eines Kreditvergehens zu drei Jahren Gefängnis verurteilt worden war und sein Betrieb Konkurs angemeldet hatte, zog die Familie nach Nürnberg.<sup>10</sup>

Hier begann Hans Holzbauer nach dem Besuch der Volksschule ab 1913 parallel zu einer Maurerlehre<sup>11</sup> eine Ausbildung an der städtischen Baugewerksschule (ab 1920 „Bauschule Nürnberg“)<sup>12 13</sup>, die er 1920 gemeinsam mit seinem jüngeren Bruder Franz Xaver als „Bautechniker“ abschloss.<sup>14 15</sup> Wie viele seiner Mitschüler musste er seine Ausbildung kriegsbedingt unterbrechen. Mit 18 Jahren war Holzbauer in den Heerdienst eingetreten und nahm von Winter 1916 bis Winter 1918 als Kanonier am I. Weltkrieg teil.<sup>16</sup>

Insgesamt ist der aus den Dokumenten hervorgehende Werdegang des angehenden Architekten deutlich gezeichnet von einer politisch, aber auch persönlich unsicheren und belasteten Zeit.

Holzbauers unbedingtes Bestreben, sich über seine handwerklich-technische Ausbildung hinaus, die ihn zur Arbeit als Architekt bereits befähigte,<sup>17</sup> akademisch in der Baukunst fortzubilden, tritt allerdings deutlich hervor, als er sich direkt nach Abschluss seiner Ausbildung zum Wintersemester 1920/21 zum Studium der Architektur an der renommierten Technischen Hochschule München bewarb. Hier wurde ihm jedoch empfohlen, vorerst weitere Praxis in der Architektur zu erwerben. Die zur Bewerbung eingereichten und in der Personenakte der TH bewahrten Dokumente zeugen von seinem Einstieg ins Berufsleben in Nürnberg ab dem 16. Lebensjahr: im Handwerksbetrieb des Maurermeisters Johann Lippold, als technischer Zeichner im MAN-Werk, als Mitarbeiter des Architekturbüros Friedrich Schienhammer. Sehr zielstrebig scheint der Jugendliche Holzbauer, der in einer von sozialem Abstieg, aber doch von handwerklichem Unternehmertum geprägten Familie heranwuchs und einen menschenvernichtenden Krieg als Kanonier an der Front überlebt hatte, höhere Ziele zu verfolgen: Drei Tage nach Erhalt der Absage seiner Bewerbung an der TH trat er in das Architekturbüro von Ludwig Ruff (1878–1934) ein, um hier die ihm fehlende Praxis bei dem renommierten Architekten und gleichzeitig, seit 1911, Professor für Architekturzeichnen an der Kunstgewerbeschule Nürnberg, zu erwerben.<sup>18</sup> Für Holzbauer könnte Ruff auch in persönlicher Hinsicht eine wichtige Identifikationsfigur gewesen sein, hatte dieser doch selbst, um die Jahrhundertwende, infolge einer Zimmermannslehre die Bauschule in München besucht, um dann einige Semester an der TH zu studieren.<sup>19</sup> Während seiner ca. einjährigen Tätigkeit im Atelier Ruff (1920/21) arbeitete Holzbauer „vom Entwurf bis ins kleinste Detail“ u. a. an Kleinwohnungsbauten der Gartenstadt Werderau (1910–1930),<sup>20</sup>

den heute unter Denkmalschutz stehenden Arbeitersiedlungen der MAN, und sammelte somit erste Erfahrungen in der Planung einer von der Reformbewegung geprägten, jedoch traditionalistischen Form des sozialen Wohnbaus im Kontext eines industriell geprägten Stadtgefüges. Vielleicht konnte sich Holzbauer mit diesem Projekt auch identifizieren, zumal er ja selbst zeitweilig für die MAN gearbeitet hatte und, mit Blick auf die von ihm angegebene elterliche Meldeadresse, auch in einem an das MAN-Werk angrenzenden Arbeiterviertel aufgewachsen war.<sup>21</sup> In Ruffs ausführlichem Zeugnis, welches Holzbauers erneuter, erfolgreicher Bewerbung zum Wintersemester 1921 an der TH beiliegt, beschreibt dieser ihn als „bei all [seinen] Arbeiten [...] besonders in künstlerischer Hinsicht geschätzte[n] Mitarbeiter, der neben seinem technischen Können und seinem gewandten Zeichnen zu den besten Hoffnungen berechtigt“.

Das umfassende baukünstlerische Studium, welches Holzbauer von 1921 bis 1926 als „Zuhörer“, d. h. wiederum berufs begleitend und kostenpflichtig,<sup>22</sup> an der renommierten TH absolvierte, kam insbesondere seinem künstlerischen Streben und von Ruff bescheinigten Talent entgegen. Den Schwerpunkt bildeten die Kurse „Entwerfen“ bei German Bestelmeyer (1874–1942) und „Entwerfen und Städtebau“ bei Theodor Fischer (1862–1938) (Entwerfen und Städtebau), auch belegte er viele praktische künstlerische Übungen wie Aktzeichnen, Architekturradierung und Modellieren, darüber hinaus besuchte er kunsthistorische und andere geisteswissenschaftliche Vorlesungen und nahm an Exkursionen in die Münchner Museen teil.<sup>23</sup> Weiterhin musste Holzbauer wohl parallel für seinen Lebensunterhalt sorgen, wobei vermutlich das Preisgeld von 2000 Mark, welches er für einen von der TH veranstalteten Wettbewerb 1922 erhielt, kurzfristig Abhilfe schaffen

5 Dietrich 1995, S. 358; Karl Gattinger, Grietje Suhr, Landsberg am Lech. Stadt und Landkreis, hrsg. v. Bayer. Landesamt für Denkmalpflege Kunstdenkmäler in Bayern, Regensburg 2014, S. 408

6 Teilsichtung Pläne Städtisches Verwaltungsgebäude, StadALL, KPI 1013–1128

7 Hans Holzbauer, „Beleuchtungsverhältnisse in Kunstausstellungen (Zum Wettbewerb Glaspalast München)“, in: BG, JG 15, H 2, 1933, S.62–63

8 Geburtsanzeige Johann Holzbauer, StadtA Pfaffenhofen a. d. I.; Ausschnitt Todesanzeige „Hans Holzbauer“, vermutl. 6.01.1939, LZ, StadtALL, NA 1266

9 Geburtsanzeige Franz Xaver Holzbauer, StadtA Pfaffenhofen a. d. I.

10 Andreas Sauer, Pfaffenhofener Stadtgeschichte(n), Nr. 11, hrsg. Stadt Pfaffenhofen a. d. I. 2011, S. 23

11 Die Gesellenprüfung erfolgte im Sommer 1915 (Zeugnis der Städt. Bauschule Nürnberg vom 17.07.1920, TUM Archiv, PA.Stud., Holzbauer, Hans)

12 Städt. Bauschule Nürnberg, Jahresbericht 1913/14

13 Als Vorläufer der heutigen Fachschulen und Fachhochschulen verfolgte die Baugewerkschule den Zweck, Handwerker im Anschluss oder parallel zu ihrer praktischen Ausbildung durch „wissenschaftlich geordneten Unterricht“ zu „Baugewerksmeistern“, „Gemeinde- und Staatsbautechnikern mittleren Ranges“, Maschinenbauern und Bauschlossern auszubilden (W. Mayer, „Städtische Baugewerkschule Nürnberg“, in: Schulen und Schulgesundheitspflege in Nürnberg, Nürnberg 1904, S. 48–55; hier: 50–51)

14 Städt. Bauschule, Jahresbericht 1916/17 bis 1920/21, Nürnberg 1921

15 Schreiben Rektorat der TH München an Hans Holzbauer Bautechniker Nürnberg, 28.10.1920 (TUM Archiv, PA.Stud., Holzbauer, Hans)

16 Anmeldebögen der TH, 1921/1925, TUM Archiv, PA. Stud., Holzbauer, Hans

17 Die Berufsbezeichnung „Architekt“ war damals nicht geschützt; auf Grund der allgemeinen Gewerbefreiheit war das Einreichen von Bauplänen sowohl Handwerkern, Absolventen von Bauschulen als auch rein akademisch ausgebildeten Architekten gleichermaßen möglich (s. h. BLÜMM 2013, S. 73).

18 O. A., „Ruff, Ludwig“, in: AKL Online, URL <<https://www.degruyter.com/database/akl/html>> [21.09.2021]

19 Eckart Dietzfelbinger, „Aus Stein gebauter Größenwahn“, in: Hans Christian Täubrich, Die Kongresshalle Nürnberg: Architektur und Geschichte, Petersberg 2014, S. 25–47; hier S. 29

20 Zeugnis Ludwig Ruff, 12.10.1921, TUM.Archiv, PA.Stud., Holzbauer, Hans; die Anstellung Holzbauers bei Ludwig Ruff wird auch in seinem Nachruf erwähnt (O. A., „Hans Holzbauer +“, in: LZ, 6.01.1939; dankenswerterweise hatte Frau Elke Müller, Leitung des Stadtarchivs Landsberg, diesen Zeitungsausschnitt in einem Nachlass entdeckt)

21 Die Wohnung seiner Eltern befand sich in der Katzwanger Straße 92 (Anmeldebögen der TH, 1921/1925, TUM Archiv, PA. Stud., Holzbauer, Hans)

22 Seine Bewerbung und spätere Immatrikulation als Zuhörer ist als berufs begleitende Fortbildung zu verstehen, die besuchten Vorlesungen und Übungen mussten einzeln bezahlt werden (Mündl. Erläuterungen von Eva Hözl, TUM Archiv).

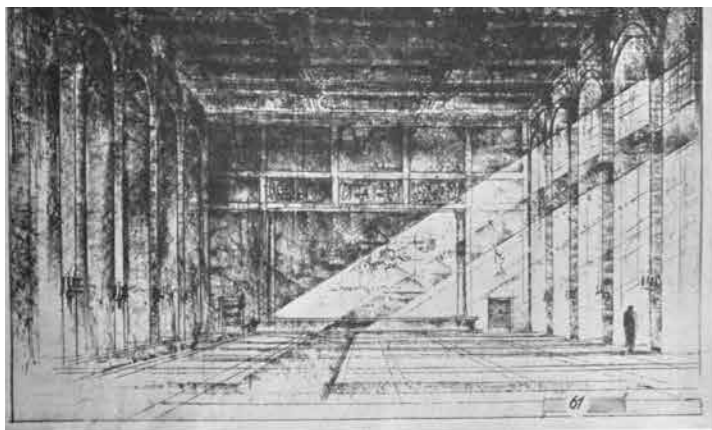
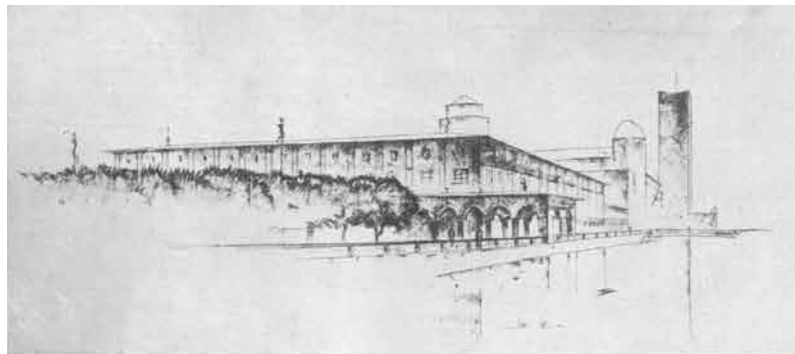
23 Darunter: „Dekorative Architektur“ bei Otho Orlando Kurz, Unterricht bei den Professoren Hans Grässel, Joseph Popp, Hans Willich und Hans Karlinger (s. Verzeichnisse der belegten Vorlesungen und Kurse, TUM Archiv, PA. Stud., Holzbauer, Hans)

konnte, bis er 1923 Mitarbeiter des Ateliers von German Bestmeyer und hier umfangreich tätig wurde.<sup>24</sup>

### Zwischen Traditionalismus und Neuem Bauen: Hans Holzbauer als angehender und aufstrebender Architekt in München und Berlin (1923–1932)

Mit dem Eintritt in das Münchner Atelier von German Bestmeyer gelangte Holzbauer in das wohl wirkmächtigste Netzwerk der traditionalistischen bayerischen Architektenschaft. Bestmeyers Karriere war von einer extrem hohen Bautätigkeit, der Teilnahme an zahlreichen Juries und der Besetzung von institutionellen Schlüsselpositionen geprägt, darunter ab 1922 seine Professur an der Technischen Hochschule und seit 1924 die Präsidentschaft der Bayerischen Akademie der bildenden Künste in München.<sup>25</sup> Dass Holzbauer hiervon profitieren konnte, lässt sich u. a. an seinen zwischen 1925 und 1927 prämierten

Abb. 7a, 7b: Entwürfe Kongressaal und Studieng Gebäude Deutsches Museum, 1927.  
Quelle: BM, JG 25, H 12, 1928, S. 321, 335



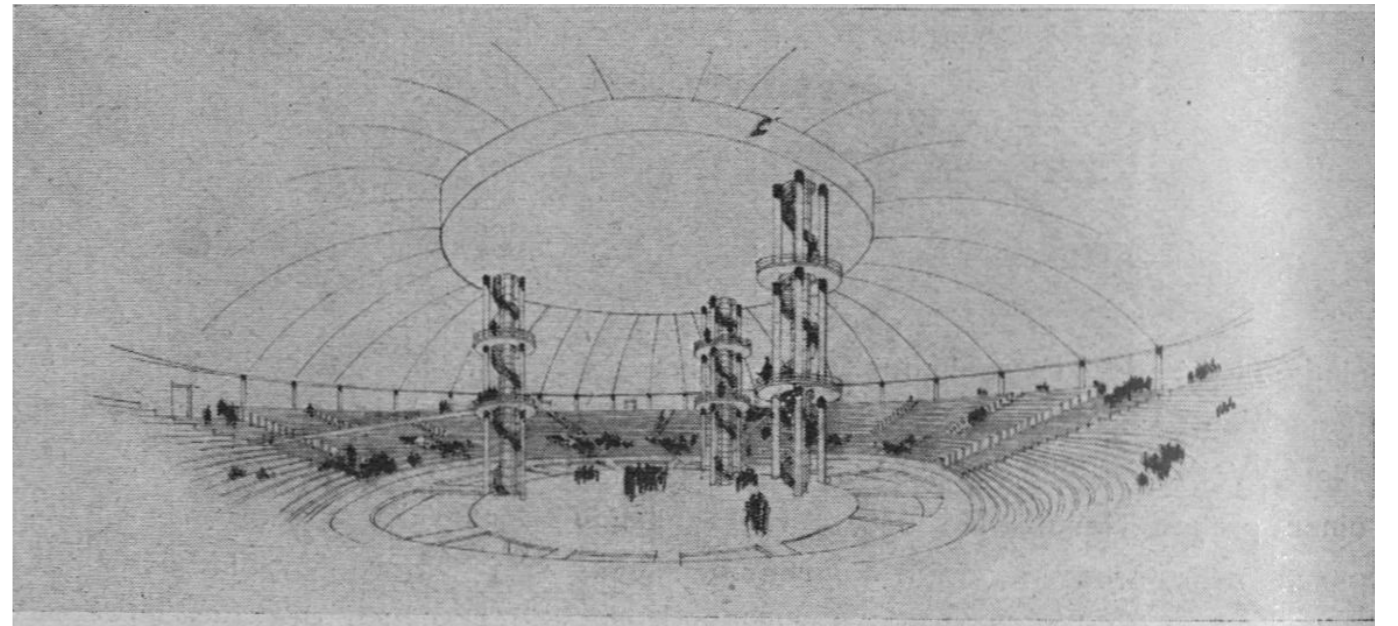
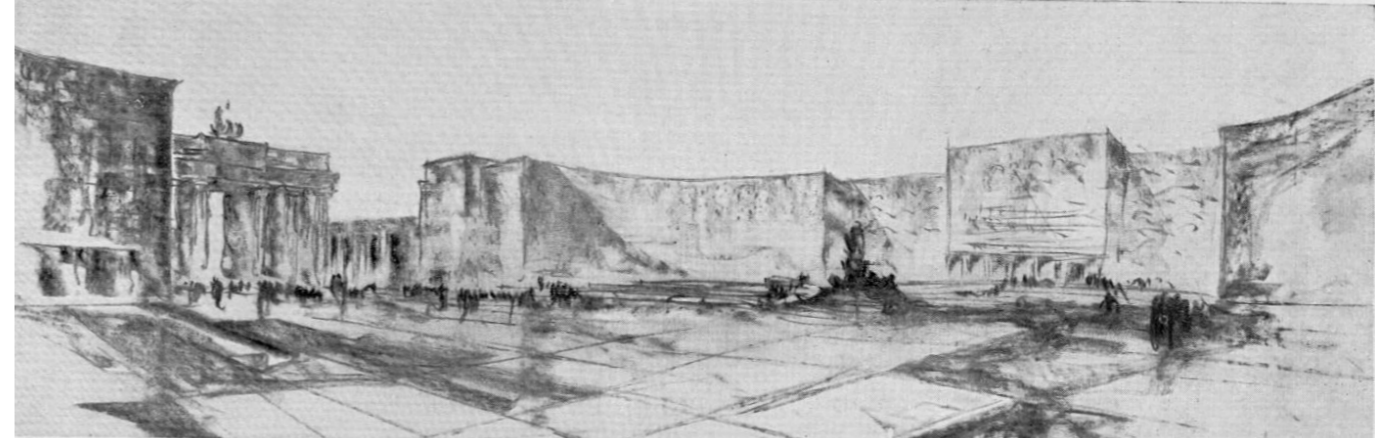
Wettbewerbsbeteiligungen ablesen, auf die Bestmeyer mitunter als Jurymitglied Einfluss genommen haben könnte.

Die von Hans Holzbauer stammenden, in Kohle angelegten Entwurfsskizzen für den Erweiterungsbau des Deutschen Museums (Nr. 9) lassen eine für ihn typische Handschrift erkennen. Während architektonische Details lediglich angedeutet sind, erhalten seine Zeichnungen ihre Anschaulichkeit und Eindringlichkeit durch die großräumig künstlerisch durchgearbeitete Behandlung von Licht und Schatten im Zusammenspiel mit einer oft auf wenige Striche reduzierten perspektivischen Anlage der Baukörper im Umraum. Dies verleiht seinen Architekturdarstellungen etwas Monumentales und Effektvolles. In der Beurteilung der Jury findet neben dem raumplanerischen Wurf, auch die in den Entwürfen angedeutete eklektizistische Ästhetik Beachtung: „Das Äußere, ist trotz der skizzenhaften Behandlung von großem Verdienst, besonders auch in Rücksichtnahme auf den Altbau“<sup>26</sup>. Die mit Pilastern rhythmisierten klassizistischen Fassaden der Kongresshalle sind mit den im neoromanischen Stil ausgeführten, als Verbindungswege fungierenden Arkaden kombiniert. Im Inneren wiederum erscheint der Kongressaal mit seinen hohen und schmalen Rundbogenfenstern als neoromanischer Kultbau.

Diese frühen Arbeiten Holzbauers müssen trotz ihrer hohen zeichnerischen Qualität als künstlerisch „angepasst“ bezeichnet werden und sind deutlich geprägt von dem eklektizistischen Vokabular seiner Mentoren Ruff und Bestmeyer.

1927 wurde Holzbauer durch Herrn Prof. Behrens nach Berlin verpflichtet,<sup>27</sup> der Holzbauer als Juror des Wettbewerbs für die Frauenfriedenskirche, Frankfurt a. Main (Nr. 8) entdeckt haben könnte. Die Übernahme der Leitung des Berliner Ateliers von Peter Behrens (1868–1940) für die kommenden zwei

24 In seinem Nachruf wird Holzbauer als „Meisterschüler“ Bestmeyers bezeichnet (LZ 6.01.1939); zudem unterbrach er sein Studium an der TH im Sommersemester 1924, um vollbeschäftigt für Bestmeyer tätig zu sein, was dieser ihm schriftlich bestätigte (Zeugnis German Bestmeyer, 25.10.1924, TUM Archiv, PA.Stud., Holzbauer, Hans); s. a. „Liste der Mitarbeiter von German Bestmeyer bei seinen hauptsächlichlichen Bauwerken ua.“, in: Heinz Thiersch, German Bestmeyer. Sein Leben und Wirken für die Baukunst, München 1961, S. 56  
25 s. Kurt Zeitler, „Bestmeyer, German“, in: AKL Online [2021-08-31]; Holger Brülls, Neue Dome, Berlin/München 1994, S. 34; Steffen Krämer, Mythos Kunststadt – Architektur der zwanziger Jahre in München; in: Felix Billeter, Antje Günther, Steffen Krämer (Hg.), Münchner Moderne: Kunst und Architektur der zwanziger Jahre, München 2002, S. 10–35; hier: S. 17, 18  
26 Guido Harbers, „Neubau des Bibliotheks- und Saalgebüdes beim Deutschen Museum in München“, in: BM, JG 25, H 12, 1927, S. 309–336; hier: S. 318  
27 Die Schriftleitung [Guido Harbers], „Der Massstab im Kultraum“, in: BM, Oktober 1927, H 10, Beilage, S. B 165–176; hier: S. B 171



Jahre<sup>28</sup> bedeutete, im Hinblick auf die nun folgende Auseinandersetzung mit dem Neuen Bauen, einen Wendepunkt in Holzbauers Schaffen. Im Kontext des von Behrens angeleiteten „Zeichnen[s] auf Zuruf“<sup>29</sup> und gemeinschaftlichen Entwerfens im kleinen Team<sup>30</sup>, wirkte Holzbauer als herausragender Zeichner<sup>31</sup> maßgeblich an städtebaulich sehr anspruchsvollen Projekten unter Anleitung eines der bedeutendsten Protagonisten der modernen Architektur mit. Sowohl die Neugestaltung des Alexanderplatzes als auch die Erweiterung des Reichstags und die damit verbundene Neugestaltung des Platzes der Republik stellten an die Entwürfe den Anspruch einer städtebaulichen Formfindung für die noch junge Demokratie in einer von modernem Verkehr geprägten Großstadt, die

u. a. in der stromlinienförmigen Horizontallagerung und Abrundung der Baukörper, aber auch im radikalen Aufbrechen historischer Achsen<sup>32</sup> bestand und das traditionelle Konzept des Stadtplatzes als ruhendem, in sich geschlossenem Raum auflöste.

Ab ca. 1930 selbstständig tätig, zeigt sich die radikale Wendung, die Holzbauer in seiner Berliner Zeit hin zur modernen, experimentellen Architektur vollzog, in seinem Beitrag zu dem von der Sowjetunion ausgerufenen Wettbewerb für ein Massentheater von Khar'kov in der Ukraine 1931, (Nr. 17). Mit der Vorgabe der Auslober, „von den bestehenden Normen abzuweichen, sofern dabei die Gefährlosigkeit für das Publikum sowie die Bedingungen für ein gutes Sehen und Hören gewährleistet [seien]“, bot dieser mit der

Abb. 8: Peter Behrens, Reichstagswettbewerb, Blick über den Platz der Republik nach Südwesten, 1929.  
Quelle: WMBS, JG 14, H 2, 1930, S. 55

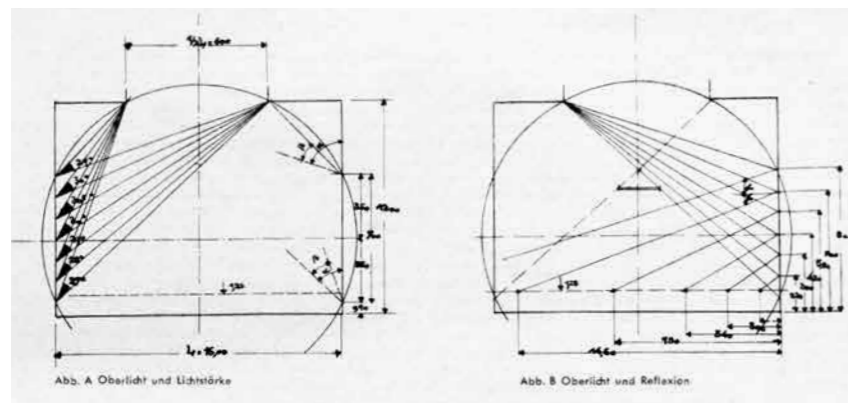
Abb. 9: Theater von Khar'kov, Perspektive Innenraum.  
Quelle: BG, JG 13, H 20, 1931, S. 1576

28 Hans Holzbauers Meldekarte verzeichnet einen Wegzug aus München nach Berlin am 24.09.1927 (StadtA München), Holzbauer verlässt das Büro 1929 wg. einer Auseinandersetzung um die Fassadengestaltung der Hochhäuser am Alexanderplatz (Helga Griepentrog, „Im Atelier von Peter Behrens. Ein Gespräch mit Karl Mittel im Februar 1983“, in: Gisela Fiedler-Bender, Peter Behrens, Berlin Alexanderplatz, Ausstellungs-Katalog Pfalzgalerie Kaiserslautern 1993, S. 95–103, hier: S. 99)  
29 Griepentrog 1993, S. 96  
30 Wilhelm Weber, Peter Behrens (1868–1940), Ausstellungs-Katalog Pfalzgalerie Kaiserslautern, Hohenecken 1966, S. 46  
31 Entsprechend den ausführlichen Schilderungen seines Kollegen Karl Mittel insbesondere zu den Entwürfen für den Platz der Republik (Griepentrog 1993, S. 96–97)  
32 Der Entwurf sah u. a. die Versetzung des Brandenburger Tors von der bestehenden, monarchistisch geprägten Ost-West- auf eine neue Nord-Süd-Achse vor.

internationalen modernen Architektenschaft besetzte Wettbewerb<sup>33</sup> größtmögliche Entwurfsfreiheit. Dieses Volkstheater sollte „bei möglichst weitgehender Gleichartigkeit der Plätze“ Platz für 4000 Zuschauern bieten.<sup>34</sup> Hans Holzbauers zum Ankauf empfohlener Entwurf entspricht dem Typus des Amphitheaters. Das Publikum betritt das Theater über den untersten Ring und erreicht über „radial ausstrahlende [...] Treppentürme“ die oberen Plätze. Die zentrale Bühne besteht aus einer „versenkbaren Kreisscheibe“, die mit dem Zuschauerraum durch Brücken verbunden ist. Sie wird über drei offene, „leicht und gerüstartig konstruierte“ Wendeltreppen mit Spielplattformen vom Bühnenboden bis in den Kuppelraum erweitert und erschlossen.<sup>35</sup> Die in die Kuppel strebenden, spiralförmigen Wendeltreppen erinnern an Wladimir Tatlins Turmprojekt von 1920, eine Ikone der russischen Revolutionsarchitektur. Die Transparenz der konstruktiven Elemente ermöglicht die räumliche Interaktion zwischen Publikum und Akteur.

Die gesamte architektonische Auffassung steht im Gegensatz zu dem vier Jahre zuvor entstandenen Entwurf für den Kongressaal des Deutschen Museums, der auf einer achsensymmetrischen, frontalen Bühnenanlage beruht und die Konstruktion im Gewand einer neoromanischen Säulenhalle fasste (Abb. 7b).

Abb. 10: Schema Belichtung  
Ausstellungsarchitektur.  
Quelle: BG, JG 15, H 2, 1933, S. 62



33 Prämierte Entwürfe stammten u. a. von: Gebrüder Wesnin, Moskau (1. Preis unter drei ersten Plätzen, zur Ausführung bestimmt); Zdenko Striži, Ing. Karl Ebbeke, Berlin (1. Preis); A. Kastner mit Ing. Hengerer und Mayer, USA (1. Preis); Renschitschiro Kavakita, Japan (4. Preis); Olenev, Leningrad (5. Preis); Bosiger und Storonow, Karlsruhe (6. Preis); Walter Gropius, Berlin (8. Preis); Kurman, Hirtz, Lindstrom, Peterson, Stockholm (10. Preis); Norman Bel Geddes, USA (11. Preis), des weiteren Hans Poelzig, Berlin; Marcel Breuer mit Hassenpflug und Mamontoff; Sergius Ruegenberg, Berlin

34 Helmut Richter, „Wettbewerb Theater Charkow“, in: BG, JG 13, H 20, 1931, S. 1562–1588; hier: S. 1562

35 Richter 1931, S. 1576

36 Vittorio M. Lampugnani, „Vom ‚Block‘ zur Kochenhofsiedlung“, in: Ders., Romana Schneider (Hg.), *Moderne Architektur in Deutschland 1900 bis 1950. Reform und Tradition*, BD 1, Stuttgart 1992, S. 266–281; hier: S. 267

37 Brülls 1994, S. 49

38 Blümm 2013, S. 390

Die Entscheidung Holzbauers, sich, aus dem traditionalistischen Gepräge des Münchner Netzwerks um Bestelmeyer kommend, im September 1927 nach Berlin zu begeben und sich von hier aus sowohl bei Behrens als auch eigenständig in Wettbewerben mit Architekturaufgaben internationalen Zuschnitts zu befassen (Nr. 15–17, 21), fiel in eine Zeit, in der sich eine seit einem Jahrzehnt bestehende Frontenbildung zwischen modernen und reaktionären Kräften der deutschen Architekturszene zuspitzte. Die im Juli 1927 eröffnete „Weißenhofsiedlung“ in Stuttgart, maßgeblich getragen von der das Neue Bauen propagierenden Architekturvereinigung „Der Ring“, darunter Peter Behrens, war ein entscheidender Auslöser für diese Zuspitzung.<sup>36</sup> In Reaktion gründete German Bestelmeyer gemeinsam mit Paul Bonatz, Paul Schmitthenner, Paul Schulze-Naumburg u.a. 1928 die Gegen-Vereinigung „Der Block“ und manifestierte damit sein „Bekenntnis zum Heimatstil, zu einem Regionalismus und Traditionalismus, der sich gegen den Internationalismus und die innovationsfreudige Techniknähe des Neuen Bauens“ richtete, welches für Bestelmeyer „Symbol einer volksfremden, naturfernen und traditionslosen Industriezivilisation“ darstellte.<sup>37</sup> Als Mitglied des „Kampfbunds für deutsche Kultur“ seit 1930 und publizistisch wirkte German Bestelmeyer mit einer „gegen das Neue Bauen gerichteten reaktionären Architekturauffassung, die sich mit rassistischen Untertönen mischte“<sup>38</sup>, am ideologischen Aufbau des nationalsozialistischen Regimes mit. Holzbauers Mentoren Ruff und Bestelmeyer wurden in den 1930er Jahren als Architekten von monumentalen Staats- und Parteibauten in herausgehobener Position für das nationalsozialistische Regime tätig.

## „Rückzug“ nach Bayern?

Vermutlich aus privaten Gründen, vielleicht mit dem Gedanken, sein Leben in ruhigere Bahnen zu lenken und eine Familie zu gründen, zog Holzbauer zurück nach Bayern. Im Mai verheiratete er sich in München mit der aus Leipzig stammenden bzw. zuvor vermutlich ebenfalls in Berlin ansässigen Anita Gogo geb. Herzog (1909–1954), von Beruf Wirtschaftsleiterin.<sup>39</sup> Schon kurze Zeit danach meldete er seinen Wohnsitz in Holzhausen a. Ammersee<sup>40</sup> und begann mit der Planung seines Wohnhauses vor Ort. Parallel nahm Holzbauer am Wettbewerb für den Neuen Glaspalast in München teil (Nr. 18). Seine städtebauliche Studie zielte auf die bestmögliche Belüftung des Geländes, welche durch den Erhalt des Baumbestands des Alten Botanischen Gartens sowie durch eine flächenmäßig möglichst reduzierte Bebauung entlang der Ost-West-Achse, entsprechend den dort vorhandenen Windverhältnissen zu ermöglichen sei. Darüber hinaus erarbeitete er ein Schema für optimale Beleuchtungsverhältnisse für Kunstaussstellungen, welche er mit Erläuterungen in der Zeitschrift „Baugilde“ veröffentlichte<sup>41</sup> und die in der Folge von Ernst Neufert in sein erstmals 1936 veröffentlichtes Standardwerk „Bauentwurfslehre“ aufgenommen wurde.<sup>42</sup> Mit diesem geometrischen Schema konnte das Verhältnis der Maße des Raumes und der Ober- und Seitenlichter im Hinblick auf eine optimale Lichtstärke und Streuung an der Wand bzw. im Raum berechnet werden. Die Aspekte Belichtung, Belüftung und Bezugnahme auf den landschaftlichen Kontext finden sich als zentrale Gestaltungselemente seines Wohnhauses wieder.

Nach Fertigstellung des Wohnhauses, ab Juli 1933, ist auch seine Frau Anita in Holzhausen Haus Nr. 54 (heute Talweg 2), gemeldet.<sup>43</sup> Seinem Nachruf zufolge, begann für ihn, „nach einer längeren beruflichen Ruhepause“, die er „nach seiner anstrengenden Tätigkeit in Berlin am Ammersee genießen durfte, ab 1936 eine anregende freiberufliche Bautätigkeit.“<sup>44</sup>

39 Entsprechend den Angaben zum Wohnsitz der Eltern der damals Anfang Zwanzigjährigen (Meldekarte Anita Holzbauer geb. Herzog, StadtA Landsberg a. L.); Meldekarte Johann Holzbauer, StadtA München

40 Auf der Meldekarte ist er am 12.04.1932 mit Wohnsitz in der Amalienstraße 62/1 in München verzeichnet, sodann am 12.05.1932/16.01.1933 in Holzhausen a. Ammersee ohne Ausführung der Adressen (Meldekarte Hans Holzbauer, StadtA München)

41 Hans Holzbauer, „Beleuchtungsverhältnisse in Kunstaussstellungen“, in: BG, JG 15, H 3, 1933, S. 62–63

42 Ernst Neufert, *Bauentwurfslehre*, 1936, S. 161

43 Meldekarte Anita Holzbauer geb. Herzog, Gemeindecarchiv Markt Diessen a. A.

44 LZ 06.01.1939

45 S. h. Wilhelm Neu, „Die Bautätigkeit ab 1900“, in: *Unser Dorf*, hrsg. v. Erhaltungs- und Verschönerungsverein e.V., Holzhausen a. A. [1976], S. 44–45



Landhaus und Atelier Hans Holzbauer in Holzhausen a. A. 1932/1936

Abb. 11: Haus Holzbauer, Luftaufnahme.  
Foto: Privatarchiv

Wie Hans Holzbauer zum Erwerb des kleinen Feldreststücks aus dem Besitz der Familie Lacher in Holzhausen am Ammersee kam, bleibt vorerst offen. Seit der Jahrhundertwende hatten sich in Holzhausen, wie in verschiedenen Dörfern des Ammerseer Westufers, Künstler, Architekten und vermögende Städter Wochenendhäuser insbesondere auf außerhalb der Dorfkern gelegenen Grundstücken errichtet.<sup>45</sup> Während die Erholungssuchenden vornehmlich schwierig zu bewirtschaftende und durch die Bahnlinie abgeschnittene Seewiesen besiedelten, erscheint die Wahl des Grundstücks von Holzbauer eine Ausnahme. Das dreieckig geformte, in den Feldern gelegene Reststück von ca. 2000 m<sup>2</sup> Fläche ist an seiner langen Seite Richtung Süden von dem (heute an dieser Stelle kanalisierten) Kreutbach begrenzt. Die auf den Fotoaufnahmen von 1938/39 sichtbare Gruppe von hochgewachsenen Eichen, die auf Holzbauers Plänen von 1932 und 1936 zeichnerisch angedeutet ist, um das Höhenverhältnis des Gebäudes zur umgebenden Landschaft zu vermitteln, prägte schon vorher den Charakter dieses Grundstücks, welches vielleicht als Feldgehölz „genutzt“ wurde. Die Erschließung des zwischen Feldern gelegenen Geländes und das Zufahrtsrecht

über die Feldwege erforderte die Unterschriften von den von vier Besitzern der anrainernden Grundstücke. Die Be- und Entwässerung erfolgte autonom durch die Aushebung eines Brunnens und einer Kläranlage vor Ort.

Der Bau des Landhauses und Ateliers entstand auf Grundlage von äußerst bescheidenen Mitteln und wurde unter der Bauleitung des Uttinger Maurermeisters Urban Weber<sup>46</sup> bewerkstelligt. Die der Akte zufolge von seiner Ehefrau Anita getragenen Baukosten des

Hauses und Ateliers sind mit 20.000 RM (rund 90.000 EUR)<sup>47</sup> beziffert.<sup>48</sup> Dies entspricht den Baukosten der unteren Kategorie von Einfamilienhäusern, die Guido Harbers 1932 in seiner Publikation „Das freistehende Einfamilienhaus“ an 80 Beispielen erläuterte.<sup>49</sup> Die eingesetzten Materialien für die nicht unterkellerte Fachwerkskonstruktion sind Beton (Bodenstützen, Bodenplatte), Leichtstein (Ausmauerung), Eiche- und Fichtenbalken (Wand- und Dachkonstruktion), karbonisierte Fichtenbretter (Stülpchalung), Heraklit (Dämmung) und Ruberoid (Dachabdeckung). Die Verwendung von äußerst bescheidenen Materialien scheint sich der einzig bekannten Aufnahme des originalen Innenraums zufolge ebendort fortzusetzen. Einzige Ausnahme bilden nach Einschätzung d. Verf. vorgefertigte Stahlprofile für das Fensterband des Haupttrakts.

### Horizontale Dynamik und konstruktiver Landschaftsbezug

Den Plänen des Bauantrags zu entnehmen ist ein von West nach Ost verlaufender, rund 25 m langer, eingeschossiger, gestaffelter Baukörper, bestehend aus einem ebenerdigen Nebentrakt von ca. 30 m<sup>2</sup>, der mit einem aufgeständerten Haupttrakt von ca. 90 m<sup>2</sup> verschränkt ist. Die mit Pultdächern versehene, am höchsten Giebelpunkt ca. 5 1/2 m hohe Gebäudegruppe bot eine Wohnfläche von rund 120 m<sup>2</sup>, die sich verdoppelt, bezieht man die teilweise überdachten bzw. hofartig angelegten Terrassenflächen mit ein.

In den Schnittbereich der Gebäudeteile sind die Versorgungsräume, Bad und Küche sowie die Hauptzirkulation (Haupteingang, Zugang zum Garten, Verbindung bzw. Trennung zwischen Personal/Fremdenzimmer und Wohntrakt) gesetzt. (Abb. 12c).

Die Aufständigung des Haupttrakts überbrückte eine vorhandene Bodenwelle (Abb. 12a) und verlieh dem langgestreckten Gebäude mit seiner anschließenden überdachten Terrasse Richtung See einen über der wellenartig, schwingenden Landschaft kragenden Charakter. Der Niveausprung ist durch die weiße Verblendung der Sockelzone des Haupttraktes in Angrenzung an den Nebentrakt sichtbar gehalten, die Aufständigung bleibt transparent, was der Formulierung des

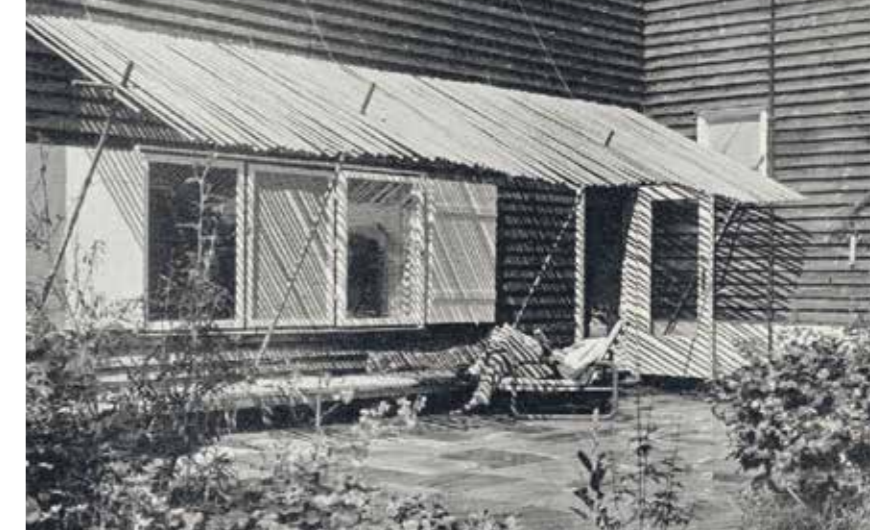
„klassischen Sockels“ zuwiderläuft. Die Gestaltung reagiert konstruktiv auf die Beschaffenheit des Geländes.

Die quergestreifte „Stülpchalung aus karbonisierten (...) Fichtenbrettern“<sup>50</sup> des mit Leichtsteinen ausgemauerten Fachwerkbau vereinheitlichte das kleine Ensemble unter Betonung dieser von Ost nach West verlaufenden Horizontale. Eine lang gezogene Treppe, die den Personaltrakt mit dem Haupttrakt verbindet (6 Stufen à 16 cm) betonte die horizontale Dynamik im Innenraum.

### Licht, Raum und funktionalistisches Wohnminimum

Wesentlich ist die Schaffung eines ca. 10 x 4 m großen Wohnraumes, versehen mit einem mit der Außenverschalung bündigen Fensterband, welches über die gesamte Süd- und über Eck einen Teil der Ostwand verlief. Es bot einen panoramahaften Ausschnitt auf See und Berge und nutzte den Sonneneinfall von morgens bis spätnachmittags. Das Fensterband bestand aus ca. 100 x 120 cm (B x H) großen Öffnungen, jeweils 10 an der Süd- und zwei an der Ostfassade, die durch zwei in der Verschalung der Fassade versteckte, wohl statisch notwendige Stützen unterbrochen waren.<sup>51</sup> Die Maße von Fensteröffnungen, Innenraum und Fassade sind aufeinander bezogen: Die Fensteröffnungen sind halb so hoch wie der Innenraum und nehmen ein Viertel der Höhe der (ursprünglich angelegten) Fassade ein.

Außen war das Fensterband mit weiß lackierten „Fenster-Klappen“ versehen, die das Prinzip des Fensterladens um 90° in die Vertikale drehte. Die oberen „Klappen“ waren bündig unter das Vordach des die Länge des Wohnraums säumenden und zur Ostterrasse führenden Stegs „geklappt“, die unteren „Klappen“ bedeckten die Hauswand. Neben der Fassadenbündigkeit der Fenster aus äußerst schmalen (vermutlich Stahl-)Profilen zielen auch diese die Fenster umgebenden weiß reflektierenden Flächen auf eine maximale Ausnutzung des Lichteinfalls in den Wohnraum und rufen gleichzeitig eine optische Erweiterung der Fensterfläche im Kontrast zum Schwarz der die Süd- und West-Fassaden prägenden Stülpchalung hervor.



In Holzbauers Wohnhaus spiegeln sich die in den 1920er Jahren entwickelten Grundsätze des Neuen Bauens: offene und fließende Grundrisse, größtmögliche (auch hygiene-wissenschaftlich hinterlegte) Rücksicht auf Belüftung, Besonnung und Belichtung, die Wohnqualität bei gleichzeitiger Ökonomisierung der Wohnflächen ermöglichte. Die auf dem 2. Internationalen Kongress für Neues Bauen 1929 in Frankfurt verhandelte Frage der „Wohnung für das Existenzminimum“ sah den Kern des modernen Wohnbaus in der Rationalisierung des Grundriss-Schemas einer Wohnung mit kurzen Wegen, Nutzungsüberlagerungen und fest eingebauten Schrankwand-Elementen verwirklicht.<sup>52</sup>

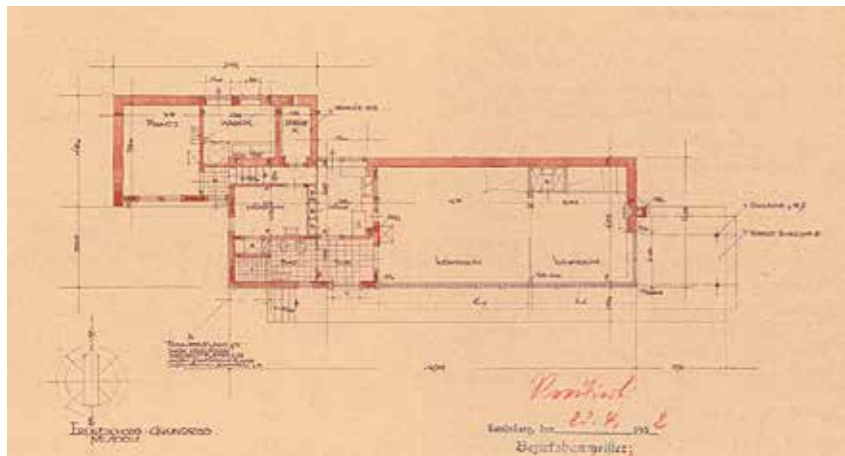
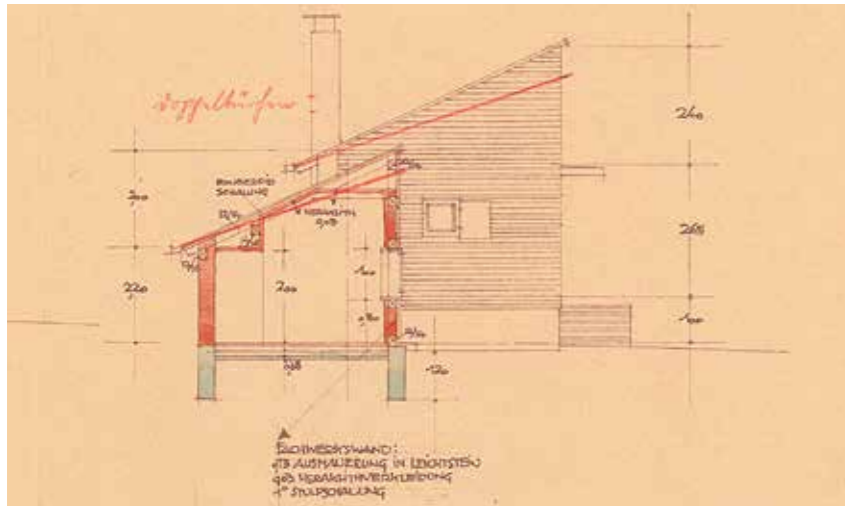
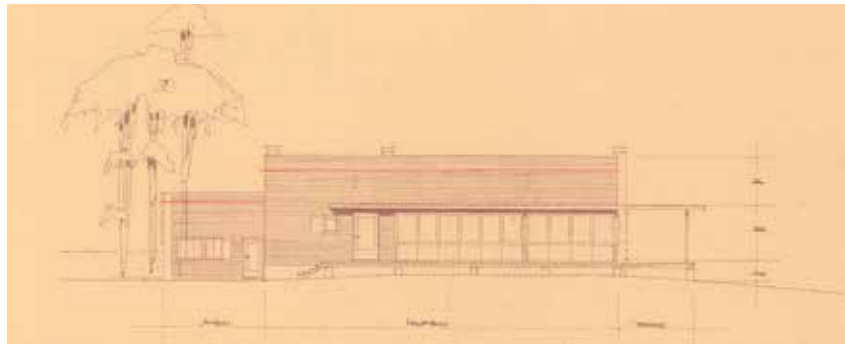
Allerdings sind diese programmatischen Punkte in Holzbauers Wohnhaus nicht als Typenbau mit präfabrizierten Elementen, sondern als ortsgelunden handwerkliche Konstruktion ausgeführt.

Holzbauer schuf einen fließenden Grundriss, in dem alle Bereiche des Hauses über den die Funktionsbereiche bündelnden Schnittbereich sowohl von außen als von innen erschlossen sind; die variable Erschließung ergibt sich aus der Staffelung des Baukörpers.

Er zielte auf die maximale Besonnung der Innenräume, über die südlich ausgerichtete

Abb. 13 a-c: Haus Holzbauer, Terrasse zwischen Haupt- und Nebengebäude, Detail Fensterband, Innenaufnahme Hauptwohnraum.  
Foto: Eduard Wasow  
Quelle: MB, H. 3, 1940, S. 140-141

Abb. 12 a-c: Haus Holzbauer, Ansicht Süd, Ansicht u. Schnitt West, Grundriss EG.  
Quelle: Bpl. Landsberg, 1932-95, StAM



46 Ebd.; das Unternehmen ist heute noch in 4. Generation in Utting tätig (Auskunft von Harry Sternberg, Utting, Juli 2021)  
47 Kaufkraftvergleiche historischer Geldbeträge, Stand 2021, in: URL <https://www.bundesbank.de/de/statistiken/konjunktur-und-preise> [09.10.2021]  
48 Nachlassakte Hans Holzbauer, AG Landsberg 1939-10, StAM  
49 Guido Harbers, Das freihstehende Einfamilienhaus von 10000 bis 30000 Mark und über 30000 Mark, München 1932

50 O. A. 1940a, S. 139  
51 Fotoaufnahmen des Abrisses im Jahr 2004 zeigen die Holzrahmenkonstruktion, in welche die Stahlfenster eingesetzt waren (Privatarchiv der jetzigen Eigentümerin)  
52 S. Das neue Frankfurt: internationale Monatsschrift für die Probleme kultureller Neugestaltung, JG 3, 1929

ten Fensterbänder hinaus auch durch die Verglasung der Außentüren (Eingangstüre, Terrassentüren). Der mit 2,4 m entsprechend niedrige Hauptwohnraum war heiztechnisch ökonomisch angelegt und bot einen offenen Grundriss, der die Bereiche Essen, Wohnen und Schlafen miteinander verband, wobei der Schlafbereich in einer in die Nordwand integrierte, mit Einbauten versehenen Nische untergebracht war und durch einen quer durch den Raum laufenden deckenhohen Vorhang variabel abtrennbar war. (Mittels einer Durchreiche war der am anderen Ende des Raumes befindliche Essbereich direkt mit der Küche verbunden. Die Lage der Küche selbst ist außergewöhnlich, da sie als Durchgang auf der Hauptzirkulationsachse zwischen Haupteingang und Garten angelegt war. Auf Repräsentation wurde zu Gunsten einer funktionalistischen Raumausnutzung verzichtet, wie z. B. im Detail einer Wand im Bad, die gleichzeitig als Duschwand, als Auflager eines eingebauten Badregals und als Rückwand eines Einbauschranks des Mädchenzimmers fungierte.

#### Gartenarchitekt Alfred Reich (1908–1970)

Die kongeniale Planung von Architektur und Garten (Abb. 1b) durch Holzbauer und den jungen Gartenarchitekten Alfred Reich verbindet sich mit in dem in den 1920er Jahren entwickelten Konzept des „Wohngartens“<sup>53</sup>. In seinem Beitrag „Wohnen im Garten“<sup>54</sup> von 1949 erläutert Alfred Reich einige wesentliche Gestaltungsdetails, die das „Wohnen im Freien“ bei jedem Wetter entsprechend einem zeitgemäßen Lebensgefühl ermöglichen, unter Rückbesinnung auf eine „Einstellung, welche viele Familien bereits in den reicheren Jahren vor dem letzten Kriege“<sup>55</sup> hatten. Gestaltungsdetails, die Reich in seinen Gartengestaltungen der 1950er und 1960er Jahre weiter entwickeln würde<sup>56</sup>: Der überdachte „Wohnplatz im Freien“, der „unmittelbar an die Wohnräume anschließen und nicht erst auf langen Umwegen durch Nebenräume und Gänge erreichbar sein [sollte]“,

möglichst an der Südseite des Hauses gelegen und vor Ost- und Westwinden geschützt,<sup>57</sup> findet sich in dem hofähnlichen Außenbereich, somit geeignet als Schlaf- und Leseplatz (Abb. 13a); gleichzeitig schließt dieser Einschnitt, der sich aus der versetzten Verschränkung zwischen Haupttrakt und Anbau ergibt, an den zentralen Versorgungs- und Zirkulationsbereich an und bietet eine alternative Zirkulation zwischen Anbau und Haupttrakt über den Außenbereich. Der an der Südseite des Haupttrakts entlangführende, überdachte Steg (Abb. 12c) entspräche Alfred Reichs Empfehlung, den festen überdachten Wohnplatz „nicht sehr tief [anzulegen], damit er in den langen Übergangszeiten bei jedem sonnigen Wetter schnell erwärmt wird“<sup>58</sup>. Der „mobile“ Sitzplatz im Vordergrund (Abb. 1a) entspricht Reichs Credo, „unter Ausnutzung des gesamten Gartens [...] nicht viele [feste] Sitzplätze [zu schaffen], sondern [...] mit seinen Möbeln je nach Wind und Sonne, je nach Lust und Wetter im ganzen Garten umher [zu ziehen]“<sup>59</sup>: „Der ganze Garten ist Wohnplatz, Eichen geben den angenehmsten Halbschatten.“<sup>60</sup>.

#### Landschaftsbezogene Architektur

Die moderne Architektur forderte die radikale gestalterische Reduktion auf die konstruktiven Mittel und damit einen Bruch mit der Tradition. Mit ihrem daraus resultierenden Autonomieanspruch ging der bewusste Nicht-Bezug auf den lokalen Kontext und die Spezifik eines Ortes einher. In der Gestaltung seines Wohnhauses knüpfte Holzbauer hingegen in mehrfacher Hinsicht an den landschaftlichen und baukulturellen Umräum an. Die Beschaffenheit des Geländes (Bodenwelle) wurde konstruktiv aufgenommen, der charakteristische Baumbestand ist bestimmend für die Lage des Bauplatzes, mit der Pflanzung einer lebendigen Hecke wird die Anlage zum Feldweg hin mit einem kulturlandschaftlichen Element eingefriedet. Die Kombination aus Holzbau mit Pultdach und einseitiger Öffnung erinnert an landwirtschaftliche Nutzbauten.

#### Dachneigung, Klappläden und Heimatschutz

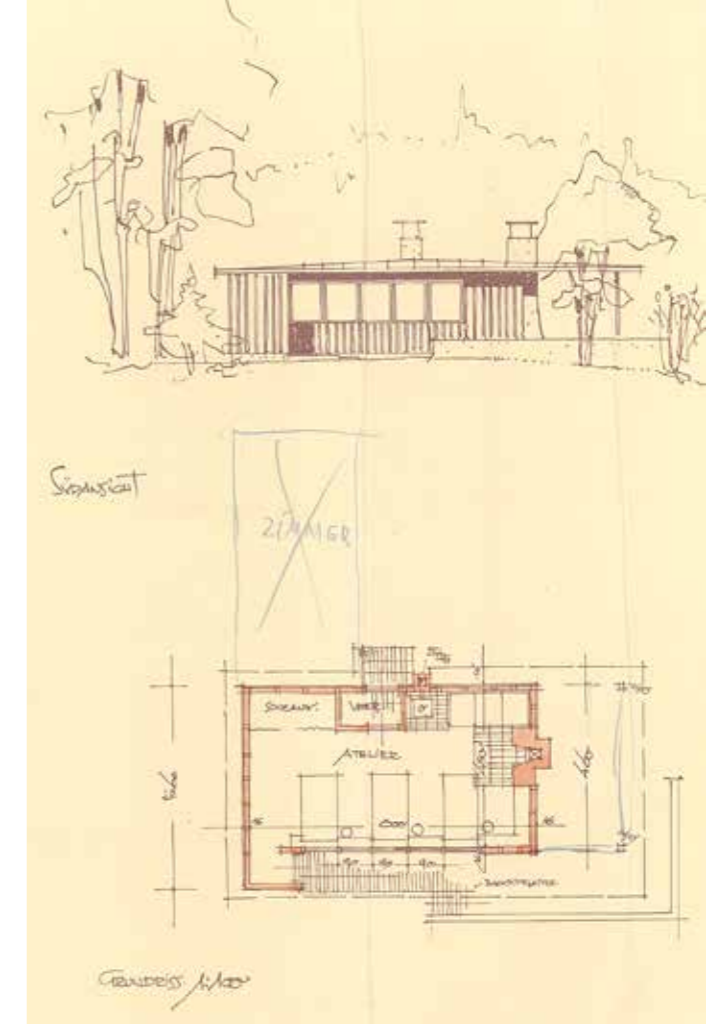
Ursprünglich hatte Holzbauer ein „halbes“ regulär geneigtes Satteldach mit einer Neigung von 25° vorgesehen. Dieses ungewöhnlich steile Pultdach erscheint als konsequenter Ausdruck der geometrischen Ausbildung des Baukörpers, welche am Beispiel der Interdependenzen der Maße von Fensterband, Innenraum und Fassade bereits erörtert wurde. Holzbauers geometrisches Spiel mit Steildach und Klappläden könnte als versteckter Kommentar zum im Vormarsch befindlichen „Deutschen Wohnhaus“ süddeutscher Prägung der Stuttgarter Schule<sup>61</sup> aufgefasst werden.

Bevor Holzbauer seinen Antrag beim Bezirksamt einreichte, suchte er den Austausch zum „Bayerischen Landesverein für Heimatschutz“ und erhielt vom Vorsitzenden Karl Erdmannsdorfer ein Schreiben, welches erläutert, dass „gegen die Errichtung eines Holzhauses nach Ihren Plänen [...] vom Standpunkt des Heimatschutzes keine Erinnerung [bestünde], nachdem die Neigung des Pultdaches nach Ihren Mitteilungen bei der Ausführung auf ca. 20° verringert wird.“<sup>62</sup>

Das Schreiben wirkt im Fortgang der Baugenehmigung wie ein Gutachten, denn das zuständige Bezirksamt Landsberg erhält auf Bitte um Kommentar bzgl. der „äußeren Erscheinung des Gebäudes“ folgende Antwort vom Landbauamt Weilheim:

„Der Entwurf sieht ein Bauwerk vor, das aus dem Rahmen der üblichen Haustypen zweifellos herausfällt. Da aber das Gebäude nur eingeschossig ist, wird es aus der Umgebung – Bäume, Hecken, Sträucher etc. kaum hervortreten. Das Problematische an dem Bau kann somit im Landschaftsbild keinen Schaden anrichten. Es möchte daher die Genehmigung des Gesuches bei Verringerung der Dachneigung, wie umseitig angegeben, begutachtet werden.“

Der „Bayer. Landesverein für Heimatschutz“ verfolgte seit seiner Gründung 1902 die Etablierung einer „landesweiten Bauberatung“<sup>63</sup>, die, getragen von einem Bewusstsein für historische Bausubstanz und Umwelt,



Einfluss auf die seit der zweiten industriellen Welle fortschreitende Bautätigkeit auf dem Lande nehmen sollte.<sup>64</sup> Die Bauberatungspraxis entwickelte sich in der Weimarer Republik als eine von den staatlichen Behörden und von privaten Bauherrn stark frequentierte Einrichtung.<sup>65</sup> Bereits 1907 hatte der Verein „Richtpunkte für die schonende Bebauung von Seeufern und Berghängen“ erstellt und die zuständigen kommunalen Behörden angewiesen, diese durch ortspolizeiliche Vorschriften und vorausschauende Bauplanung umzusetzen. U. a. sollte auf eine „offene Bauweise“ und die „Einschränkung der Höhen- und Breitenentwicklung für Neubauten“ an diesen sensiblen landschaftlichen Punkten geachtet werden.<sup>66</sup>

Das Pultdach bot praktische Vorteile, wie Stauraum für das nicht unterkellerte Gebäude und eine technisch einfache Entwässerung, ermöglichte jedoch gleichzeitig eine

Abb. 14: Atelier Holzbauer, Südansicht und Grundriss. Quelle: Bpl. Landsberg, 1936-396, StAM

53 S. h. Elisabeth Zaby, ... das unendlich Zarte neben die Härte der starken Linien setzen. Die Münchner Hausgärten des Gartenarchitekten Alfred Reich von 1950–1970 im Spannungsfeld zwischen Klassik, Moderne und Mode vor dem Hintergrund des Zeitgeistes der jungen BRD, München 2007, S. 133

54 Alfred Reich, „Wohnen im Garten“, in: Die Kunst und das schöne Heim, JG 47, H 4, 1949, S.157-160

55 Ebd., S. 160

56 Vgl. Zaby 2007

57 Reich 1949, S. 159

58 Ebd.

59 Ebd.

60 Ebd., S. 160

61 S. h.: Paul Schmitthenner, Baugestaltung, I. Folge: Das deutsche Wohnhaus, Stuttgart, 1932

62 Schreiben Karl Erdmannsdorfer, Vorstandschaf Bayerischer Landesverein für Heimatschutz – Hans Holzbauer, 19.04.1932, Bpl. Landsberg, 1932-95, StAM

63 Irmgard Bommersbach, „Ein kraftvoller Aufbruch. Die Bauberatung des Vereins 1902 bis 1914“, in: Bayer. Landesverein f. Heimatpflege, Heimat erleben. Bewahren. neu schaffen: Kultur als Erbe und Auftrag. 100 Jahre Bayerischer Landesverein für Heimatpflege e. V., München, 2002, S. 109–158, S. 115

64 Ebd., S. 109ff.

65 Hans Roth, „Erbe und Auftrag. Heimatschutz und Heimatpflege in Bayern im Wandel der Zeit“, in: Bayer. Landesverein f. Heimatpflege (HG.) 2002, S. 24ff.

66 Bommersbach 2002, S. 129

moderne flächige Fassadengestaltung und passte sich an die den Umraum prägenden Nutzbauten an.

Den Atelierbau, 1936 am süd-westlichen Ende des Anwesens errichtet (Abb. 14), versah Holzbauer mit (einem minimal geeigneten) Flachdach, welches Richtung Süden ein Vordach und Richtung Westen ein weit auskragendes Dach bildet und somit einen überdachten Arbeitsplatz im Freien schuf. Mit seinem Fensterband an der Westfassade und der „karbonilierten“ Stülpchalung spiegelt der Atelierbau die äußerlichen Merkmale des Haupthauses. Wesentlich ist aber die bereits am Hauptbau beschriebene horizontale Dynamik, die sich über das Detail des Richtung Osten kragenden Vordachs hinaus auch im Detail des verdeckten Zugangs an der Südseite zeigt.

Sein Wohnhaus und Atelier betreffend, stellte für Holzbauer die Frage Flachdach oder Steildach also keine ideologische Grundsatfrage dar, wie sie bereits 1927 zwischen Vertretern des Neuen Bauens und Vertretern des Heimatschutzes diskutiert worden war und ab 1933 eine zentrale Rolle in der Bekämpfung des Neuen Bauens<sup>67</sup> und der Propaganda einer volkstümlichen Architektur spielte, die im Wohn-, Siedlungs-, Gemeinschafts- und einfachen Zweckbau die Ideologie des Dritten Reichs verkörpern sollte.

### Im Wirkungsbereich des national-sozialistischen Herrschaftsregimes: Bauten und Projekte im Kreis Landsberg am Lech 1933–1939

#### „Landschaftsgebundene“ Bauweise: Affirmation und Abweichung

In der Verbreitung, aber auch Durchsetzung einer „landschaftsgebundenen“ Bauweise spielte die am Beispiel des Wohnhauses von Holzbauer erwähnte, der Genehmigung durch das Landbauamt Weilheim vorgeschaltete Bauberatung durch den „Bayer. Landesverein für Heimatschutz“ nach 1933 eine verstärkt wichtige Rolle. Der von Karl Erdmannsdorffer zusammengestellte, ab 1937 in mehreren Auflagen erschienene umfassende Bauberater

„Die Baugestaltung“ lieferte Architekten, Gemeinden und Bauherren einen Musterkatalog für das ländliche Bauen mit dem Ziel, das „Wesen des landschaftsgebundenen Bauens“<sup>68</sup> in detail zu vermitteln. An Hand von „allgemein gültigen Beispielen“<sup>69</sup> wurden in Bild und Text, jeweils unter Gegenüberstellung von Positiv- und Negativ-Beispielen, präzise Vorgaben zur Bautypologie, Lageplanung, Ausbildung von Dachform, Fenstern, des Fassadenputzes bis zur Hausberankung gemacht. Ein Großteil der mustergültigen Vorlagen bilden Bauten und Details der Mustersiedlung Ramersdorf (1934)<sup>70</sup> sowie Bauten des Münchner Büros „Lechner & Norkauer“, die zu überkommenen Bauernhäusern aus verschiedenen Regionen Bayerns in Bezug gesetzt oder davon abgeleitet werden. Der Ansatz des „gestaltenden“ Heimatpflegers verband sich mit einer vom Staat geförderten und gelenkten Bauernhausforschung, welche das Ziel verfolgte „die ungebrochene Kontinuität der Bauweise germanischer Volksstämme mit den überkommenen Bauernhäusern Deutschlands und benachbarter Völker zu betonen, wenn man dabei auch großzügig über neuzeitliche Kulturströme, territoriale Einflüsse oder soziale und wirtschaftliche Einflüsse hinwegging“<sup>71</sup>.

#### Private Landhäuser am Westufer des Ammersees 1937–1939

Drei private Wohnhäuser, die Holzbauer in den ihm benachbarten Orten Riederau und Utting zwischen 1937 und 1939 plante (Nr. 39a, b; 40), weisen sowohl Anpassung als auch Abweichung von den baukulturellen Normierungsbestrebungen auf, die der 1938 in „Bayerischer Heimatbund – Landesstelle für Volkskunde“ umbenannte Verein verstärkt durchsetzen konnte.

In der Wahl der Dachform und der Ausrichtung der Giebel der drei Landhäuser passte sich Holzbauer der vorhandenen Bebauung an. In der Veröffentlichung wird hervorgehoben, dass „der einfache Umriss“ der beiden in Reihe gebauten zweigeschossigen Landhäuser in Riederau dem der „alten Bauten der Gegend [entspricht]“.<sup>72</sup>

Mit der horizontal gestaffelten Anlage von Haupt- und Anbauten griff Holzbauer die in seinem Wohnhaus entwickelte, am fließenden Grundriss des Neuen Bauens orientierte architektonische Figur auf, die er allerdings nicht mehr versetzt, sondern entsprechend den Vorschlägen des Bauratgebers in der Flucht der Langseite anordnete.

In den drei Landhäusern griff Holzbauer mehrfach auf die moderne Form des horizontalen Fensterbandes zurück, die er allerdings durch Sprossung und Verwendung von Klappläden den Vorgaben einer landschaftsgebundenen Bauweise anpasste. An moderne Fensterbänder erinnernde, mehrflügelige, unbesprossene Fenster oder Fensterreihungen findet man vereinzelt in den vom Bauratgeber als Vorbilder gezeigten Landhausbauten wieder. Diese in keinem der als Vorbilder präsentierten Bauernhäuser aus verschiedenen Regionen Bayerns vorkommende Fenstergestaltung versuchte Erdmannsdorffer vom Spezialfall eines „Zwillingsfensters“ an einem alten Haus in Weißenburg abzuleiten.

Alle drei Landhäuser sind mit bündigen, zwischen Innen- und Außenraum vermittelnden Einschnitten in den Ecken oder längsseitig der Baukörper versehen, womit Holzbauer eindeutig und sichtbar an das Vokabular des Neuen Bauens anknüpfte. In die Längsseite des Baukörpers integrierte Vorhallen bzw. Terrassen setzte Holzbauer auch in den „Gemeinschafts“-Bauten, dem HJ-Heim Landsberg und dem Gemeindehaus Riederau, ein (Nr. 23, 34a), die sich allerdings in der übrigen Gestaltung in wesentlich höherem Maße an der „landschaftsgebundenen“ Bauweise orientierten.



Abb. 15 a, b: Zwei Landhäuser in Riederau.  
Foto: Eduard Wasow  
Quelle: MBS, JG. 24, 1940, S. 32

Abb. 16: Landhaus in Utting.  
Foto: Eduard Wasow,  
Quelle: MBS, JG24, 1940, S. 34

67 Wie Anke Blümm in ihrer Untersuchung feststellte, wurde das Flachdach auch in den Bauordnungen nach 1933 nicht verboten, stand jedoch „eindeutig in Bild, Wort und Tat unter Ächtung“, was verschiedentlich zu „Entmodernisierungen“ führte (Blümm 2013, S. 352, 359).

68 Karl Erdmannsdorffer, Bauberater für Siedlung und Eigenheim. Die Baugestaltung, hrsg. Bayerischen Heimatbund, 1940, S. 5

69 Ebd.

70 Darüber hinaus: u. a. Bauten der Reichspostdirektionen München und Augsburg

71 Klaus Freckmann, „Hausforschung im Dritten Reich“, in: ZV 78, 1982, S. 169–186, hier: S. 177; zit. n. Andreas Kühne, Hermann Wellner, „Das Archiv für Hausforschung – Eine Bestandsgeschichte“, in: BJV 2017, S. 81–116; hier: S. 90

72 BW 1940, S. 4



Abb. 17a: Gemeindehaus Riederer, Ansicht von Süden.  
Foto: Eduard Wasow  
Quelle MBS, 24, 1940, S. 36.

Abb. 17b: Aufnahme der Übergabe des Gemeindehauses durch den stellv. Gauleiter im Oktober 1938. Haupteingang mit Symbolen der Deutschen Arbeitsfront und NSDAP, veröffentlicht in der Propaganda-Publikation „Denkmäler der Gemeinschaft“.  
Quelle: DDG 1939, S. 51

### Gemeindehaus Riederer 1937–38

Im Gemeindehaus Riederer (s. a. Abb. 2) befanden sich die Büros der NSDAP-Ortsgruppe Rieden, der Deutschen Arbeitsfront und der Gemeinde; eine Poststelle und die Feuerwehr waren am östlichen Ende des Gebäudes untergebracht, das Dachgeschoss zu Wohnungen ausgebaut. Mit seinem Satteldach, den weiß getünchten Fassaden, Sprossenfenstern und Klappläden entsprach der Bau dem durch den Heimatbund vermittelten Grundvokabular. Aus offizieller Sicht lieferte Holzbauer eine „bodenständige Struktur“, die sich u. a. mit seinem „land-

schaftseigenen Türmchen“ „ausgezeichnet in das Landschaftsbild einfügt“<sup>73</sup>. In plakativer Übertragung heimischer Baukultur sind zwei an sich separate Elemente aus dem ländlichen bayerischen Kirchenbau, Zwiebelturm und Vorzeichen, zu einem massiven Vorbau zusammengefügt und markieren den Eingang. Auch die geböschten Pfeiler des Vorbaus und an der Rückseite des Gebäudes sowie eine die Gebäudegruppe aus Hauptbau und Schuppen umschließende, weiß verputzte, ziegelgedeckte Mauer aus Beton<sup>74</sup> erinnern an Elemente aus dem ländlichen Kirchenbau, wobei letzteres Element auch in den beiden Mustersiedlungen „Kochenhof“ und „Ramersdorf“ Anwendung fand, um den geschlossenen Charakter der Siedlungseinheit/er herzustellen. Die Volkstum und Tradition evozierenden Elemente dieser von der NSDAP als „kreisbeste Gemeinschaftsarbeit“ ausgezeichneten<sup>75</sup> Architektur sind von einem politisch-ideologischen Hintergrund getragen.

### Gemeinschaftsarbeit und Heimatschutz

Im Vordergrund stand die Errichtung des Gemeindehauses als „Gemeinschaftsarbeit“, zu welcher die Bevölkerung nach dem nationalsozialistischen Leitsatz „Gemeinnutz vor Eigennutz“ in unmissverständlicher Weise aufgerufen wurde: „sämtliche Glieder einer Gemeinschaft“ müssten „in freiwilliger Zusammenarbeit mit Pickel und Schaufel ein Werk schaffen“.<sup>76</sup>

In einem Sonderbefehl hatte Gauleiter Adolf Wagner im November 1936 alle im Gau befindlichen Einheiten der Gliederungen der NSDAP sowie die staatlichen und kommunalen Gebietskörperschaften Oberbayerns mit der Losung „einig, stark und gläubig“ zur straffen Ausführung von Gemeinschaftsarbeiten angewiesen u. a. aus der „Erkenntnis heraus, dass diese Arbeiten einen praktischen Weg zur Volksgemeinschaft“ darstellten.<sup>77</sup>

Mittels dieser Strategie, die sprachlich ebenso wie die Architektur religiöse Elemente anklingen ließ, wurde u. a. die Durchführung der von Wagner 1935 im Gau München-Oberbayern erlassenen Verordnung „Sauberkeit und Schönheit in Stadt und Land“ verfolgt,

welche insbesondere auch die Erschließung der ländlichen Gemeinden für den Tourismus bezweckte. Zur weiteren Durchsetzung der Verordnung wurde 1937 jede bayerische Gemeinde zur Teilnahme an einem Wettbewerb angewiesen, in dem neben den Gliederungen der Partei Fremdenverkehrsvereine, der „Bayerische Heimatbund“ und ihre jeweiligen örtlichen Vertretungen Jurorenfunktion ausübten.<sup>78</sup> Der in diesem Wettbewerb angestrebten „einheitlichen, historisch gewachsenen, deutschen (Volks)kultur, die mit lokalen Ausdrucksformen variiert wurde“<sup>79</sup>, konnte die Architektur des Gemeindehauses Riederer entsprechen. Der Vorbildcharakter des Gemeindehauses bestätigt sich durch seine Veröffentlichung in dem auflagenstarken, von Gerdy Troost mitherausgegebenen Fotoband „Bauen im Neuen Reich“ (1938)<sup>80</sup>. Im Begleittext wird sowohl auf die Effizienz der Verordnung des Gauleiters Adolf Wagner, die „alle praktischen Handhaben bietet“, um jede „bauliche Unkultur [...] rücksichtslos zu unterbinden“<sup>81</sup>, als auch auf das Landbauamt Weilheim hingewiesen. Vom nationalsozialistischen Staat „mit klaren Richtlinien und weitreichenden Vollmachten“<sup>82</sup> ausgestattet, wirke dieses als „Filter“, indem „es nur die Pläne freigibt, die den strengen künstlerischen Anforderungen entsprechen“ und gleichzeitig dem Antragssteller „ohne Mehrkosten [...] Tekturpläne zeichne“ und somit den „Weg zum gutem Bauen“ zeige.<sup>83</sup> Nach Ansicht der Verfasserin wird hier die bereits erörterte, vom „Landesverein f. Heimatschutz“ entwickelte und ab 1933 zunehmend normierend wirkende Beratungspraxis beschrieben.

### Heimatlich anmutende Zeichen

Die Anwendung des Zwiebelturms als Versatzstück scheint bei zeitgleich entstandenen öffentlichen Bauten am Ammersee-Westufer inflationär. Eine ähnliche Zwiebelhaube bekrönte die als Gartenhaus ausgebildete Ecke der den Appellhof umschließenden Mauer der BDM-Führerinnenschule, errichtet 1936/37, im benachbarten Greifenberg (Arch. Regierungsbaurat Otto Thiel, Hochbauamt, Staatsministerium des Innern München)<sup>84</sup>; auch die Empfangsgebäude der Bahnhöfe Riederer (Deutsche Reichsbahn, 1937/38) und Sankt Ottilien (Deutsche Reichsbahn, 1939) wurden mit einem als Dachreiter ausgeführten Uhrentürmchen in Zwiebelform ausgestattet. Sowohl beim Gemeindehaus Riederer wie auch in allen anderen Beispielen sitzt die Zwiebel auf einer vierseitigen Basis und ist somit auch formal vom achtseitigen barocken Zwiebelturm abgerückt. Auf Grund weiterer Quellen kann angenommen werden, dass diese Variante des Zwiebelturms zum Markenzeichen der NS-Architektur im süddeutschen Raum avancierte.<sup>85</sup>

### HJ-Heim Landsberg im Kontext der Heimbeschaffungs-Propaganda

Ab Juli 1937 wirkte Hans Holzbauer an der Planung des HJ-Heims in Landsberg mit.

Während erste konkrete Planungen vom HJ-Gebietsarchitekten Carl Vessar gemeinsam mit dem HJ-Gebietsführer Emil Klein ab Sommer 1936 angegangen worden waren,<sup>86</sup> übernahm Hans Holzbauer das Projekt erst zu diesem Zeitpunkt. Bürgermeister Linn, Hans Holzbauer und HJ-Gebietsleiter Emil Klein stellten gemeinsam Pläne und die Finanzierung der Projekte des HJ-Heims und des Kindergartens der nationalsozialistischen Volkswohlfahrt am 5. Juli 1937 in Berlin vor.<sup>87</sup> Damit wirkte Holzbauer an einem Bauvorhaben mit, das sich vom Bauvolumen her nicht weit weg von dem einige Monate zuvor fertiggestellten

73 Richard Winkelmayer, „Das Gemeindehaus in Riederer. Ein Gemeinschaftswerk“, in: Der Hoheitsträger, Folge 3, JG 3, 1939, o. S. [freundl. Übermittlung durch Stephan Widler, Riederer]

74 Pläne Gemeindehaus Riederer, Errichtung eines Schuppens, gez. Hans Holzbauer, 3.05.1938, Slg. AM TUM, hol f-3

75 Denkmäler der Gemeinschaft, hrsg. v. Amt für Kommunalpolitik des Traditionsgebietes München-Oberbayern, 1939, S. 80 [freundl. Übermittlung durch Stephan Widler, Riederer]

76 Ebd., S. 9

77 Ebd., S. 10

78 So erläuterte P. W. Hartwein, der Schriftleiter der Zeitschrift Lech-Isar-Land und selbst Juror (als Mitglied des Weilheimer Bezirksausschusses und Beauftragter des Landesvereins für Heimatschutz) seiner Leserschaft die Richtlinien des Wettbewerbs (P. W. Hartwein, „Schönheit in Stadt und Land“, in: LIL 1937, S. 193 ff.).

79 Sebastian Strube, Euer Dorf soll schöner werden: Ländlicher Wandel, staatliche Planung und Demokratisierung in der Bundesrepublik Deutschland, 2013, S. 57ff.; h: S. 63

80 Das Bauen im Neuen Reich, hrsg. von Gerdy Troost, 5. Auflage, Bayreuth 1938, S. 137

81 Ebd., 1938, S. 132–133

82 Ebd., S. 132

83 Ebd., S. 140

84 O. A., „BDM-Führerinnenschule in Greifenberg/Obb.“, in: ZDB, JG 58, H 41, 1938, S. 1107–1119

85 S. z. B. die Turmhühen zweier Schulen in Stuttgart (Kerstin Renz, „Modellschule des NS-Schulsystems. Die Wolfbuschschule in Stuttgart-Weilimdorf“, in: Denkmalpflege in Baden-Württemberg, 44, H 1, 2015, S. 51–52; Modell HJ-Heim in Neumarkt an der Rott, Architekt Fröhlich (o. A.), „Neue Entwürfe für Hitler-Jugend-Heime, ausgestellt in der „Neuen Sammlung“-München, in: BM, JG 36, H 10, 1938, S. 327–336; hier: S. 329)

86 04.06.1936, StadtALL, 1936, StR N RP 29

87 10.06.1937, StadtALL, 1937, StR N RP 31

Verwaltungsgebäude bewegte<sup>88</sup>, das aber, was die Planungsbedingungen betraf, eine Verstrickung in die Ideologien des „Dritten Reiches“ doch zwingend mit sich führte.

„Die Bauten der Hitler-Jugend haben in [...] [der] Entwicklung [der Gemeinschaftsbauten] eine führende Stellung gewonnen. Sie überziehen, regional gesehen, das ganze Reich mit einem dichten Netz von Heimen, von denen nach Vollendung der Gesamtplanung keines mehr als fünfundzwanzig Kilometer Abstand vom nächsten haben soll.“<sup>89</sup>

In dem mit Nachdruck reichsweit verfolgten Projekt HJ-Heim versuchte die Reichsjugendführung (RJF) die zweite von drei Spielarten der nationalsozialistischen Architektur zu profilieren: eine Art modernen Heimatstil, der neben der neoklassischen Monumentalarchitektur der Staats- und Parteibauten und dem sachlichen Funktionalismus von Technik- und Industriebauten ebenfalls als Inszenierung der Macht des Regimes zu verstehen ist. In der ‚modellhaften‘<sup>90</sup> HJ-Heimarchitektur wurde ‚der Raum als erzieherische Macht‘<sup>91</sup> gesetzt.

Bewusst wurde der Heimbau nicht durch das zentral eingerichtete Baubüro durchgeführt, sondern (nur) kontrolliert und genehmigt<sup>92</sup>, wodurch einem ‚ausdrücklichen Wunsch des Reichsjugendführers folgend [...] der freien Architektenschaft eine große und verpflichtende Bauaufgabe [erwuchs]‘,<sup>93</sup> was gleichzeitig die Zusammenarbeit der Gemeinden mit der HJ vor Ort for-

cierte.<sup>94</sup> Parallel gab es HJ-Gebietsarchitekten wie Carl Vessar (1902–1948), der das Projekt des Landsberger HJ-Heims 1936 begonnen hatte. Vessar konnte auf die Projektierung/Realisierung einer Reihe von HJ-Heimen und Jugendherbergen im Traditionsgau verweisen, deren Ausführung ganz auf der Linie des Bauausschusses der RJF lag.<sup>95</sup> Seit 1932 Mitglied der NSDAP, war er als Gebietsarchitekt theoretisch zu einem höheren Dienst in der HJ verpflichtet.<sup>96</sup> Der Landsberger Historiker Hermann Kriegl schlussfolgert aus den Akten der Stadtverwaltung Landsberg, dass die RJF sich aus ästhetischen Gründen gegen Vessar und für Holzbauer entschied, der zudem von Kreisleiter Joachim von Moltke ‚protegiert‘ worden sei.<sup>97</sup> Zahlreiche, zwischen 1938 und 1939 in Baufachzeitschriften veröffentlichten Wettbewerbe für HJ-Heime in Kleinstädten weisen auf die Position des HJ-Gebietsarchitekten als Kontroll- und Mittlerinstanz zwischen Gemeinde, Bauamt, freiem Architekten und der RJF hin.

Mit dem Ziel, die junge Architektenschaft für eine ‚Aufgabe der Zeit‘<sup>98</sup> zu begeistern, ging auch die Absicht einher, freie Architekten und Künstler für die Ideologie und den Aufbau des Regimes zu gewinnen. Hatte Holzbauer 1937 an einem der vom ‚Kulturamt der Reichsjugendführung‘ und dem ‚Arbeitsausschuß für HJ-Heimbeschaffung‘ veranstalteten Lehrgänge zur Fortbildung der für Heimbauten ausgesuchten Architekten teilgenommen?<sup>99</sup> Jedenfalls stellte Holzbau-

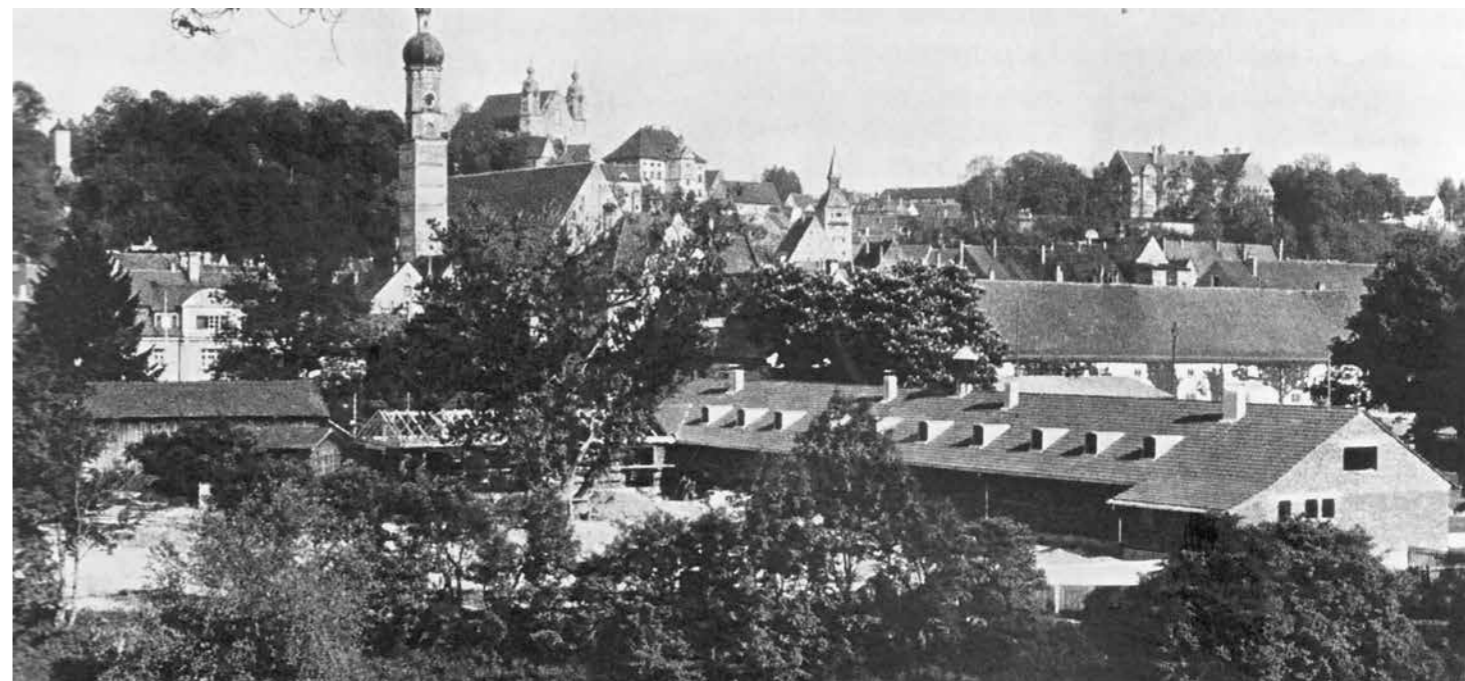


Abb. 18: Das HJ-Heim Landsberg im Bau, 1938.

Quelle: Slg. Slg. Historischer Verein Landsberg

er – bisher Mitglied des Deutschen Werkbundes (seit 1934)<sup>100</sup> und vermutlich durch die Gleichschaltung des DWB automatisch Mitglied der Reichskammer der bildenden Künste<sup>101</sup> – am 30.07.1937, also kurz nachdem er gemeinsam mit Bürgermeister Linn und dem HJ-Gebietsleiter Pläne und Finanzierung in Berlin vorgestellt hatte, erfolgreich den Antrag auf Mitgliedschaft in der NSDAP.<sup>102</sup>

Die große Lücke, die bei der Umsetzung der ab 1936 forcierten sogenannten ‚Heimbeschaffung‘ zwischen Anspruch und Wirklichkeit klaffte,<sup>103</sup> lässt sich im Fall des Landsberger HJ-Heimes (Nr. 23) vermutlich an der sehr langwierigen Planung und Errichtung (erste Planungen 1934<sup>104</sup> – Spatenstich 14.07.1937<sup>105</sup> – offizielle Übergabe Juni 1939<sup>106</sup>) ablesen. Ursachen könnten in einer Kombination aus Finanzierungsschwierigkeiten, den hohen Ansprüchen der intervenierenden RJF und dem

Kompetenzgerangel zwischen den beteiligten Gliederungen der Partei gesucht werden.

Hierzu müssten (für eine weiter reichende Erforschung) die verschiedenen Planungsstufen des HJ-Heims auf politische, ökonomische, stadträumliche und architektonische Aspekte hin detailliert an Hand der Akten und Pläne im Stadtarchiv untersucht und zu Quellen und Veröffentlichungen der RJF<sup>107</sup> sowie der beteiligten Ebenen und Personen der HJ in Bezug gesetzt werden.

### Mustergültiges HJ-Heim?

Das Gebäude an der Lechstraße entsprach in seinem architektonischen Grundvokabular anderen, hochprofilierten HJ-Heimprojekten, die 1938 als Geländemodelle auf einer Ausstellung in der Neuen Sammlung in München gezeigt wurden.<sup>108</sup>

88 Die Baukosten des HJ-Heims wurden mit 100.000 RM (08.07.1937, 1937, StR N RP 31), die Baukosten des Verwaltungsgebäudes in der ‚Baukostenüberschätzung‘ von Hans Holzbauer mit 125.000 veranschlagt (7.2.1936, StadtALL, NA 12643); die ‚eigentlichen Baukosten‘ beliefen sich einer Abrechnung zufolge auf rund 148.584 RM (Abrechnung über den Bau des städtischen Verwaltungsgebäudes, Abschrift, o. D., StadtALL, NA 12643).

89 Das Bauen 1938, S. 60–61

90 ‚Modellhaft‘ im doppelten Sinne, da viele HJ-Heime nur als Ausstellungsmodell existierten

91 Heinrich Hartmann, ‚Bauten der Hitler-Jugend‘, in: DBZ 1938, S. 48–53; hier: S. 48

92 Ab dem 1. Oktober mussten die Pläne der Bauten vom ‚Arbeitsausschuß für HJ-Heimbeschaffung‘ bei der Reichsjugendführung in Berlin genehmigt werden.

93 Hartmann 1938, S. 48

94 Mit dem ‚Gesetz zur Hitlerjugend‘ vom 1. Dezember 1936 wurde die HJ neben Elternhaus und Schule zur gesetzlich verankerten Erziehungsinstitution; die Gemeinden wurden als Erziehungsträger zum Bau und Unterhalt der HJ-Heime verpflichtet.

95 Vessar realisierte die HJ-Heime Erding, Günzburg, Sigmarszell/Bodensee, Bad Tölz sowie zahlreiche Jugendherbergen, darunter die ‚Baldur-von-Schirach‘-Jugendherberge, Urfeld (Eva Kraus, ‚Die ‚Adolf-Hitler-Jugendherberge‘ in Berchtesgaden‘, in: Zeitschr. Bayer. Landesgesch. 2007, B 70, H 3, S. 887–910; hier: S. 904); seine Arbeiten wurden als Modelle in der DAKA 1 prominent präsentiert (Kathrin Müller-Kindler, 1. und 2. Deutsche Architektur- und Kunsthandwerk-Ausstellung im Haus der Deutschen Kunst zu München (1938 und 1938/1939), Diss., LMU München, 2020, S. 114)

96 Zu den erforderlichen Diensträngen zur Ausübung bestimmter Funktionen innerhalb der HJ, s. Michael Buddrus, Totale Erziehung für den totalen Krieg. Hitlerjugend und nationalsozialistische Jugendpolitik, Berlin 2015, S. 328, Anm. 92

97 Hermann Kriegl, Adolf Hitlers ‚treueste Stadt‘ Landsberg am Lech. 1933–1945, Nürnberg 2003, S. 164, mit Verweis auf: LZ, Nr. 248, 1937; StadtALL, 442/1

98 Wolfgang Werner, Der Architekt Heinrich Müller und die Bayerische Postbauschule in der Pfalz, Karlsruhe 2012; S. 46. Entsprechend der in den Vorlesungen von Professor Heinrich Müller an der TH Karlsruhe (1936–1945) sehr umfangreich behandelten Gruppe ‚Herbergen, HJ-Heime‘.

99 Hartmann 1938, S. 48

100 ‚Arch., wohnhaft in Holzhausen‘, in: Die Form: Zeitschrift für gestaltende Arbeit, JG 9, H 4, 1934, S. 111

101 Architektenvertrag zwischen Stadtgemeinde Landsberg am Lech u. Hans Holzbauer, die Gesamtplanung und Bauleitung des städtischen Verwaltungsgebäudes, 2.12.1935, StadtALL, NA 12643

102 Mitglieds-Nr. 4590545 entsprechend den Einträgen in der NSDAP-Gaukartei (BArch R 9361-IX Kartei 16721136, Hans Holzbauer) und Zentralkartei (BArch R 9361-VIII Kartei 12240467, Hans Holzbauer)

103 Den Recherchen des NS-Dokumentationszentrums Köln zufolge wurden von den ursprünglich geforderten 50.000 Neubauten bis 1943 nicht mehr als 1.071 gebaut; auf der Suche nach Räumlichkeiten für die schnell wachsende HJ besetzte man mitunter bestehende Räumlichkeiten verbotener Jugendorganisationen oder kirchliche Einrichtungen (NS-Dokumentationszentrum der Stadt Köln (Hg.), Jugend im Gleichschritt!? Die Hitlerjugend zwischen Anspruch und Wirklichkeit, Köln, Ausst., 2017, online in: URL <[http://museenkoeln.de/ausstellungen/nsd\\_1609\\_hitlerjugend/02\\_03\\_Dienst.html](http://museenkoeln.de/ausstellungen/nsd_1609_hitlerjugend/02_03_Dienst.html) [20.09.2021])

104 Windfried Nerdinger (Hg.), Bauen im Nationalsozialismus. Bayern 1933–1945, Ausstellungs-Katalog Architekturmuseum TU München/Münchner Stadtmuseum, München, 1993 S. 166

105 08.07.1937, 1937, StR N RP 31

106 Karl Filser, ‚Die Stadt unter nationalsozialistischer Herrschaft‘, in: Volker Dotterweich, Karl Filser (Hg.), Landsberg in der Zeitgeschichte – Zeitgeschichte in Landsberg, München 2010, S. 195–278; hier: S. 222

107 S. insbesondere: Reichsjugendführung der NSDAP, Werkhefte für den Heimbau der Hitlerjugend (BD. 1 Gebäudebau u. Fassaden, BD. 2 Gestaltung des Innenraums), Leipzig, 1937 u. 1938

108 O. A. 1938

Äußerlich traten diese meist niedrigen und bis auf vereinzelte, heimatlich anmutende Zeichen schmucklosen, handwerklich erstellten Bauten mit langgestrecktem Satteldach, glatter Fassade, klarer Fensterreihung vor allem durch eine exponierte Lage und die besondere Beachtung der Einfügung in die umgebende Landschaft hervor. Die Gemeinden wurden angehalten, die HJ-Heime an einer „übergeordneten und zentralen Stelle einer Siedlung“ anzulegen.<sup>109</sup> In Landsberg war der noch 1936 geplante Standort an der Schießstätte<sup>110</sup>, der sich außerhalb der Altstadt am Westufer des Lechs befand, von der HJ für unzureichend erachtet worden.<sup>111</sup> Der privilegierte Standort zwischen Stadtzentrum und Lech spiegelt die Bedeutung, die der HJ stadträumlich zugestanden wurde.

In der Kombination demonstrativer Bescheidenheit und oft landschaftlich exponierter Lage, in der Vergrößerung alt vertrauter Elemente wie den extrem langgestreckten, flächigen Satteldächern, in der Anwendung von Versatzstücken heimischer Baukultur kommt ein Gestus der Übertreibung zum Vorschein, der weder unschuldig noch unpolitisch ist.

Einzige heimatlich anmutende Zeichen des HJ-Heims in Landsberg sind die über den dreiflügeligen Sprossenfenstern sichtbaren Holzstürze und ein mittig auf dem First des langgestreckten Satteldachs sitzender Uhrenturm-Dachreiter, welcher in den Bauzeichnungen als „Christturm“<sup>112</sup> benannt ist und in sehr abstrahierender Weise auf mittelalterliche Dachreiter rekurrieren könnte. Durch die stehenden, blechverkleideten, segmentbogenförmigen Dachgauben erscheint die spartanische Strenge des Gebäudes etwas gemildert.

Der von Ost nach West verlaufende Riegel bildete den nördlichen Abschluss einer gro-

ßen Freifläche (ein Teil davon, der ehemalige kleine Exerzierplatz), welche im Westen von der Turnhalle und im Osten vom Salzstadel und den ehemaligen Kasernen<sup>113</sup> begrenzt wurde und im Süden in das 1939 im Entstehen befindliche „Naturinselbad“ überging. Nach Fertigstellung sollte das alte, südöstlich vor dem Heim gelegene Schwimmbad<sup>114</sup> Bürgermeister Linn zufolge der HJ überlassen werden.<sup>115</sup> Das Heim befand sich im westlichen Teil des heutigen Ignaz-Kögler-Gymnasiums, Lechstr. 6. Das eingeschossige Gebäude mit ausgebautem Dachgeschoss war auf einen niederschweligen Zugang zum Außenbereich hin angelegt, insbesondere zum südlichen Außenbereich, der der HJ höchstwahrscheinlich für „Ordnungsübungen“ und Freiluftsport diente, was zu den zentralen Aktivitäten des HJ-Dienstes zur Heranbildung „gesunder Körper“ gehörte.

Das HJ-Heim wurde mit diesen Sportanlagen, dem nördlich dahinter geplanten NSV-Kindergarten (Nr. 24) und der bereits bestehenden Turnhalle zu einem „Platz der Jugend“ zusammengefasst, der zwischen Altstadt und Lechufer im Hinblick auf ein „Viertel der Jugend“ seit 1937 im Entstehen war.<sup>116</sup> Zum Kreisparteitag der NSDAP im Juni/Juli 1939 wurde das HJ-Heim, „dessen Großzügigkeit wohl nur von wenigen Städten unserer Größe zu übertreffen sei“, eingeweiht.<sup>117</sup>

Über die gesamte Länge der Ost- und Südseiten des HJ-Heimes verliefen Vorhallen, wie sie bereits am Beispiel des Gemeindehauses Riederau und des „Landhauses für einen Lehrer“ als Einschnitte in den Baukörper erörtert wurden. Ursprünglich hatte Holzbauer wohl die Ausstattung eines Großteils der Südfassade (Richtung Appellplatz) mit dreiflügeligen, wandhohen gesprossenen Glastüren, vorgesehen.<sup>118</sup> Dies wäre im Sinne einer niederschweligen Vermittlung zwischen

Innen- und Außenbereich, der variablen Erschließung und größtmöglicher Freiheit für die Anlage des Innenraumes eine wiederkehrende Figur in Holzbauers Architektur. Der Fensterübersichtsplan zeigt die skizzenhafte Abänderung der Terrassentüren in die letztendlich realisierten, auf der Abbildung erkennbaren dreiflügeligen Fenster, links und rechts eines achsensymmetrischen Zugangs über sechsflügelige gesprossene Glastüren und entspräche somit der geplanten Anlage der Nordfassade, deren tatsächliche Ausführung mangels fotografischer Quellen nicht erfasst werden konnte.

Vorhallen bzw. Außengänge mit Bezug zu Appellhöfen oder -plätzen finden sich mehrfach in NS-Schulungsbauten.<sup>119</sup> Sie könnten in Anlehnung an Kreuzgänge ebenfalls eine Übernahme aus der Sakralarchitektur sein. Mit der Integration der Vorhalle in den Baukörper, der schlanken Ausbildung der Holzstützen und mit der ursprünglich geplanten durchgehenden Verglasung, ersetzt durch allerdings sehr bodennah eingebaute, großflächige Fenster, fließen Elemente des Neuen Bauens ein, die das Gebäude von der Bodenständigkeit und Wehrhaftigkeit vermittelnden Fassadengestaltung der landschaftsgebunden NS-Architektur abrückt. Ein weitere typische Holzbauersche Figur ist die Setzung des Baukörpers in Bezug auf den Baumbestand (in den Ansichten zeichnerisch angelegt), wie es ja bereits am Beispiel der Gartengestaltung seines Wohnhauses mit Alfred Reich erörtert wurde.

## Zu den „Eigenmächtigkeiten“ des Architekten in der Stadt Landsberg

Im Mai 1935 trug Bürgermeister Dr. Schmidhuber dem Stadtrat erstmals vor, dass „die Ausarbeitung des Hochbauprojekts [Stadtverwaltung,...] dem Architekten Holzbauer von Holzhausen übertragen [werden solle]“.<sup>120</sup> Offensichtlich wurde im Stadtrat auch die Haltung vertreten, einen freien Wettbewerb zu veranstalten; denn in einer weiteren Sitzung vom 18. Juli 1935 stellt der Bürgermeister die Übertragung des Hochbaus an Holzbauer „zur Debatte“. Schmidhuber argumentierte, dass man sich hierdurch die Kosten für einen Wettbewerb sparen könne, mit den Vorarbeiten für die Planung jetzt schon begonnen werden könne, und, dass er Holzbauer für den „gegebenen Mann halte“, da er „durch seine Kenntnisse auf dem städtebaulichen Gebiet schon Hervorragendes geleistet habe“<sup>121</sup>. Allerdings schloss der Bürgermeister die offensichtlich pro forma eröffnete Debatte, indem er die Beauftragung Holzbauers von der Beurteilung durch die höchste Instanz, nämlich durch „Oberregierungsrat Gablonski“<sup>122</sup>, abhängig machte. Als am 22. August die Pläne zum Bau der Neuen Bergstrasse „ausführungsbereit“ vorlagen,<sup>123</sup> erfolgte der Beschluss, „mit Architekt Holzbauer [...] die notwendigen Verträge wegen Erbauung des neuen Verwaltungsgebäudes abzuschließen“.<sup>124</sup>

Ab diesem Zeitpunkt nahm Hans Holzbauer wohl eine privilegierte Stellung in der Planung von öffentlichen Bauten und Projekten in der Stadt Landsberg ein: Neben dem Verwaltungsgebäude wurde er mit der Planung des Neubaus der Sparkasse am Hauptplatz<sup>125</sup>, dem Ausbau der Schloßbergkellerwirtschaft<sup>126</sup>, den Planungen des NSV-Kindergartens<sup>127</sup> und des HJ-Heims sowie der Erstellung eines Gesamtplans für die Siedlung von Volkswohnungen am Schwaighofanger<sup>128</sup> beauftragt. Von Hans Holzbauer erstellte Pläne zu diesen Projekten und darüber hinaus

109 Günther Kaufmann, Das kommende Deutschland, 1940, S. 174, zit. n. Michael Buddrus, Totale Erziehung für den totalen Krieg. Hitlerjugend und nationalsozialistische Jugendpolitik, Berlin, 2015, S. 996

110 Heute: Augsburgstr. 4

111 05.11.1936, StadtALL, 1936, StR N RP 29

112 Heim der Hitlerjugend, Detail Christturm, Schnitte im Maßstab 1: 10, gez. Hans Holzbauer, 15.03.1938, StadtALL, KPI, 2232

113 Dietrich 1995, S. 406

114 Gut sichtbar auf einer Aufnahme des HJ-Heims von Südosten (LZ 27.06.1939)

115 19.01.1937, StadtALL, 1937, StR N RP 31

116 1937 konnte die Stadt Landsberg sich insbesondere mit der Aufnahme des „Bekennnismarsches“ symbolisch als bedeutender Ort der NS-Bewegung verankern. In Erweiterung des Adolf-Hitler-Marsches wurden Einheiten der Hitlerjugend über den Reichsparteitag in Nürnberg hinaus nach Landsberg geführt, wo der Reichsjugendführer Baldur von Schirach an dem Ort, wo der „Führer seinem Volk den Katechismus unserer Zeit“ gegeben hatte, die Jugend auf die nationalsozialistische Weltanschauung einswor und der Stadt den Beinamen „Stadt der Jugend“ verliehen hatte“ (s.: Volker Dotterweich, „Vom ‚Marsch nach Berlin‘ zum ‚Marsch nach Landsberg‘: Hitlers Wege nach Landsberg 1923–1939“, in: Dotterweich/Filser (HG) 2010, S. 182ff.)

117 Dr. Karl Linn, Bürgermeister der Stadt Landsberg, „Landsbergs Aufschwung seit der Machtübernahme“, in: LZ 27.06.1939

118 Heim der Hitlerjugend, Fensterübersicht, Maßstab 1:20, StadtALL, KPI 1042

119 Das HJ-Heim für Neu-Ulm, Architekt von Malsen, Modell (O. A. 1938, S. 330); Gebietsführerschule der HJ, Braunschweig, Arch. Hans Reichow, in ZDB, JG 58, H 49, 1938, S. 1338–1345; NS-Schulungsburg-Erwitte, Julius Schulte Frohlinde, in: Das Bauen 1938, S. 55

120 16.05.1935, StadtALL, 1935, StR N RP 28

121 18.07.1935, StadtALL, 1935, StR N RP 28

122 Fritz Gablonski (1876–1971), Leiter Hochbau der Ministerialbauabteilung im Innenministerium von den 1930er Jahren bis 1945 (Susanna Partsch, „Gablonsky, Fritz“, in AKL Online [21.09.2021])

123 OBB Generalanzeiger, Verweis im Protokoll 22.08.1935, StadtALL, 1935, StR N RP 28

124 22.08.1935, StadtALL, 1935, StR N RP 28

125 Beauftragung Holzbauer mit Skizzen und Kostenaufstellung, 17.10.1935, StadtALL, 1935, StR N RP 28

126 Beauftragung Holzbauer mit Skizzen für einen stufenweisen Ausbau, 27.08.1936, StadtALL, 1936, StR N RP 29

127 Erwähnung der von Holzbauer erstellten Pläne und ihrer Begutachtung durch die Reichsleitung in Berlin, 08.07.1937, 1937, StR N RP 31

128 07.10.1937, StadtALL, 1937, StR N RP 31

seine zur Disposition gestellten Entwürfe für ein „Städtisches Kunstaustellungsgebäude im Alten Rathaus“ (2.12.1936)<sup>129</sup> (Nr. 25) sind jeweils in Lichtpausen im Stadtarchiv Landsberg bewahrt.

Zudem wurde er regelmäßig zur künstlerischen und architektonischen Beratung hinzugezogen, so als Mitglied einer neugegründeten Kommission, die die Fassadengestaltung der Häuser in der Altstadt festlegen sollte,<sup>130</sup> oder in der Frage der Gestaltung von Hinweistafeln.<sup>131</sup> Der Literatur zufolge verantwortete Holzbauer auch den Plan für die Stadtdekoration für den Bekenntnismarsch der HJ nach Landsberg.<sup>132</sup>

Die rege Konsultation des freien Architekten durch die Stadt Landsberg wurde nach der Rücktrittserklärung des Bürgermeisters Dr. Ernst Schmidhuber am 11.02.1937<sup>133</sup> von dessen Amtsnachfolger Dr. Karl Linn (ab Mai 1937) fortgeführt.<sup>134</sup>

Allerdings scheint Holzbauers intensive Tätigkeit als Architekt für die Stadt personaltechnisch eine Herausforderung dargestellt zu haben. Ende 1936 hatte Holzbauer Vorschläge zu einer Umorganisation des Stadtbauamts gemacht,<sup>135</sup> die eventuell auf eine gemeinsame Leitung des Bauamts durch Holzbauer mit Bauinspektor Anton Wolf abzielten. Im Hintergrund steht offensichtlich, dass die Stelle des Leiters des Stadtbauamtes vermutlich ab Ende 1936 aus unbekanntenen Gründen nicht mehr durch den Städtischen Oberbaurat Josef Pfeffer wahrgenommen wurde. Eine offizielle Übernahme der Leitung des Bauamts schien für Holzbauer nicht zur Disposition zu stehen,<sup>136</sup> vielmehr erwogen die Ratsherren unter Beibehaltung des Status quo „bei größeren Projekten Herrn Architekten Holzbauer zuzuziehen“, und dann im Frühjahr 1937, „die Vertragsverhältnisse mit dem Architekten Holzbauer auf eine andere Grundlage zu bringen“ unter „Einführung bestimmter Sprechstunden im Amt“, welche die Gewährung „einer festen monatlichen Vergütung an Holzbauer“

bedinge, wobei „die Freigrenze für städtische Bauüberwachungen auf 50.000 bis 60.000 M hinaufgesetzt“ werden müsse. Dieser Vertrag müsse auch die „scharfe Abgrenzung seiner privaten Interessen von der dienstlichen Tätigkeit bei der Stadt“ berücksichtigen und dass das „einheimische Baugewerbe in der Planung nicht ausgeschaltet“ würde.<sup>137</sup> Während sich aus den Protokollen kein weiterer Hinweis auf die Thematik ergibt und wohl auf bisheriger Grundlage weitere Aufträge an den freien Architekten vergeben wurden, erfolgte überraschend inmitten der Realisierung laufender Projekte am 25.02.1938 im Stadtrat der unkommentierte Beschluss, dass „ab 1. April die Mitarbeit des Architekten Holzbauer nicht mehr benötigt“ werde.<sup>138</sup>

### Das Verwaltungsgebäude am Hauptplatz als „Fremdkörper“ im Stadtbild

Im Unterschied zum langwierigen Bau des HJ-Heims entstand das Verwaltungsgebäude innerhalb von nur zwei Jahren (erste Planungen Mai 1935 - Einweihung Januar 1937). Wie eingangs bereits erwähnt, ergab sich die Planung des städtischen Verwaltungsgebäudes im Zuge des Baus der Neuen Bergstraße als Teil der Fernstraße München-Lindau. Sie erforderte eine zweisepurige Durchfahrtsmöglichkeit für den motorisierten Verkehr. Die Planung erfolgte im Kontext der sensiblen städtebauliche Situation rund um das alte Stadttor.<sup>139</sup>

Hatte Adolf Wagner, Minister und Gauleiter, bei der Übergabe des Verwaltungsgebäudes während der großangelegten Einweihungsveranstaltung am 14.02.1937 festgehalten, dass „das wunderbare Bild des Landsberger Hauptplatzes [...] keine Störung erfahren, sondern eine Ergänzung gefunden“ habe, und dazu aufgefordert, „dass unsere Landstädte, unsere Gemeinden sauber bleiben“, erfolgte einen Monat später aus dem Innenministerium ein Schreiben an den Bürgermeister der Stadt Landsberg bezüglich der bei einer

Ortsbesichtigung festgestellten sprossenlosen Gestaltung der Fenster, die den Bau zu einem „störenden Fremdkörper im Stadtbild“ mache.<sup>140</sup> „[S]chärfstens gerügt“ wurde das „Versagen der Baupolizei“ hinsichtlich der die genehmigten Pläne unterlaufenden „Eigenmächtigkeiten des Architekten“ und per „Regierungsentschließung“ die Ausstattung der Fenster mit Sprossen bis zum 1. Oktober desselben Jahres angeordnet.<sup>141</sup>

In der Tat hatte Holzbauer in den Plänen sowie auch auf der in der Presse veröffentlichten Perspektivzeichnung<sup>142</sup> das Gebäude mit Sprossenfenstern angelegt. Bis auf die Fenster und die Glastür zum Austritt des im Schmalzturm ausgebauten Bürgermeisterszimmers, in welchen allerdings die Sprossen von innen angebracht waren,<sup>143</sup> wurden alle Fenster ohne Sprossen ausgeführt. Die Aufnahmen des Gebäudes, die in der Übersicht über Holzbauers Bauten 1940 in Architektur-Fachzeitschriften veröffentlicht wurden, zeigen den Zustand der Fenster ohne Sprossen. Das Bauamt bemühte sich, der Anordnung des Innenministeriums nachzukommen, und sandte im Oktober nebst Kostenvoranschlag eine Fotografie, auf der probeweise drei verschiedene Varianten der Fenster mit Sprossen gezeigt wurden.<sup>144</sup> Man entschied sich für die massivste, „normale“<sup>145</sup> Variante, die im Unterschied zu den beiden anderen die Sprossung von außen vorsah. Ob hier Holzbauer eventuell noch versucht hatte, Einfluss auf die Korrekturmaßnahme zu nehmen und die optisch filigranere Variante der Anbringung der Sprossen von innen anzuregen?

Eine weitere Besonderheit der Fenster lag in Ihrer Funktionalität. Holzbauer, der die gesamte Innenausstattung des Verwaltungsgebäudes gestaltet bzw. in Auftrag gegeben hat, hatte nach eigener Zeichnung mittig gelagerte Drehfenster anfertigen lassen,<sup>146</sup> deren „Holzstärken [...] zu Gunsten der lichtgebenden Fläche äußerst gering gehalten“<sup>147</sup> waren. Diese Drehfenster, die erst in den 1950er Jah-



Abb. 19: Städtisches Verwaltungsgebäude, Aufnahme vom Hauptplatz, um 1937.

Foto: Gunda Lexer

Quelle: MBS, JG 24, 1940, S. 29



Abb. 20: Aufnahme Fenster des Verwaltungsgebäudes mit Sprossenvarianten zur Vorlage an das Innenministerium im Oktober 1937.

Foto: StadtALL NA 12661

ren breitere Anwendung fanden, ermöglichten eine platzsparende Lüftung ohne Unterteilung des Fensters. So überrascht es nicht, dass der Architekt Prof. Heinrich Rettig 1948 in Vorbereitung einer Publikation über Fenster beim Stadtbauamt Landsberg Zeichnungen und Informationen zu den Fenstern anfragte.<sup>148</sup>

129 In einer Sitzung des 5.11.1936 verwies Bgm. Schmidhuber auf die Notwendigkeit der Schaffung eines Museumsgebäudes für die Sammlung des Historischen Vereins, welches auch für Kunstaustellungen verwendet werden könne und bat das Stadtbauamt Pläne für ein solches Projekt an Standort des Rathausgartens auszuarbeiten. (StadtALL, 1936, StR N RP 29)

130 08.07.1937, StadtALL, 1937, StR N RP 31

131 19.01.1937, StadtALL, 1937, StR, N RP 31

132 Kriegl 2003, S. 209 mit Verweis auf StadtALL 444; Gestaltung Marienplatz, Pläne StadtALL 134/1

133 StadtALL, 1937, StR N RP 31

134 Zu den Landsberger Bürgermeistern und dem Kreisleiter Joachim von Moltke s. Filser 2010, S. 206–210

135 Auf diese Vorschläge vom 4.11.1936 wird in einer Sitzung vom 19.11.1936 hingewiesen (StadtALL, StR N RP 29)

136 Vgl. Besprechungen 19.11.1936 und 10.06.1937

137 10.06.1937, StadtALL, 1937, StR N RP 31

138 25.02.1938, StadtALL, 1938, StR N RP 32

139 Dietrich 1995, S. 150

140 Schreiben Staatsministerium des Innern, gez. Vilbig, an Bgm. der Stadt Landsberg a. L., 16.03.1937, StadtALL, NA 12661

141 Bezugnahme auf Reg.-Entschließung vom 24.03.1937, Nr. 8341/2, in einem Schreiben der Regierung von Oberbayern an Herrn Bgm. der Stadt Landsberg a. L., 2.10.1937, StadtALL, NA 12661

142 LZ, 21.04.1936

143 Durchschlag Schreiben Stadtbauamt Landsberg (Dengler) – [Prof. Heinrich Rettig], 30.03.1948, StadtALL, NA 12649

144 Fenster im städtischen Verwaltungsgebäude, Bauamt Landsberg – Bürgermeister Linn, 29.10.1937, StadtALL NA 12661

145 Ebd.

146 Kugellager für ein Drehfenster, Maßstab 1:1, gez. Hans Holzbauer, 5.08.1936, StadtALL, KPI 1028

147 Durchschlag Schreiben Stadtbauamt Landsberg (Dengler) – [Prof. Heinrich Rettig], 30.03.1948, StadtALL, NA 12649

148 Schreiben Prof. Heinrich Rettig Architekt, Berbisdorf – Stadtbauamt der Stadt Landsberg, 9.03.1948, StadtALL, NA 12649

Wie in der Untersuchung von Holzbauers Bauten und Projekten ersichtlich wurde, bildeten Belichtung und hohe Funktionalität einen wesentlichen Aspekt seiner architektonischen Gestaltung, die er im Verwaltungsgebäude in Landsberg vorerst „eigenmächtig“ bzw. auf Grund seiner offensichtlich privilegierten Stellung realisieren konnte.

Immerhin führte der Vorgang nicht direkt zur Beendigung der Vertragsverhältnisse mit Holzbauer, hatte er doch, nachdem die ministerielle Verordnung zur Änderung der Fenster beim Bürgermeister eingegangen war, das Projekt des HJ-Heims begonnen.

Offensichtlich hatte man sich im Innenministerium im Zuge der Beurteilung der Fenster des Verwaltungsgebäudes die vorliegenden Pläne noch einmal genauer angesehen. Denn im Januar 1939 (wenige Tage nach Holzbauers Tod) machte man unter Rückleitung derselben einen Vorschlag für die neue Gestaltung der Tordurchfahrt: „Der Führer hat angeregt, die Bogenöffnung des Neubaus durch Haussteine zu verkleiden [...]“.<sup>149</sup> Aus der nun folgenden Korrespondenz geht hervor, dass man, gestützt auf Gutachten eines Steinmetzes und des Stadtbauamts, von dieser Änderung aus technischen Gründen (Verkleinerung der Durchfahrt, keine haltbare Anbringung möglich) Abstand nehmen müsse. Allerdings kam man unter Einbeziehung des einflussreichen Denkmalpflegers Rudolf Hoferer, der zudem mit Karl Linn per Du war,<sup>150</sup> zu einer Lösung, deren Erläuterung Einblick in eine von allen Seiten vertretene ästhetische Kritik an dem Bau des mittlerweile verstorbenen Architekten liefert:

„Außerdem dürfte es fraglich sein, ob der unbefriedigende Eindruck der Tordurchfahrt allein durch eine Steinverkleidung geändert oder auch nur gebessert werden kann. Ich befürchte, dass durch eine bloße Steinverkleidung der Kontrast zwischen dem Aussehen der Durchfahrt und dem Bild des Platzes noch mehr unterstrichen würde, zumal das ganze Verwaltungsgebäude durch seine grelle

Farbe und seine nüchterne Außenarchitektur aus dem Rahmen des Hauptplatzes immerhin herausfällt.“<sup>151</sup>

Mit „greller Farbe“ könnte die weiß getünchte, also unverputzte Oberfläche der Fassade, wie sie aus der Nahaufnahme (Abb. 20) abgeleitet werden könnte, gemeint sein. Unter Hinweis auf die Ansicht des „zuständigen Konservators im Landesdenkmalamt“ (Hoferer) machte Linn den Vorschlag, „dem Gesamtbild des Platzes und des Verwaltungsgebäudes am besten dadurch zu dienen, dass man die ganze Fassade [...] farbig verputzt und insbesondere über dem Torbogen eine starke Putzprofilierung anbringt“.<sup>152</sup>

### Private Hintergründe

Interessant ist, dass sich mit Bürgermeister Linn und Konservator Hoferer wohl nicht nur zwei beruflich Zuständige, sondern auch privat mit Holzbauer verbundene Personen um die bauästhetischen Korrekturmaßnahmen am Verwaltungsgebäude kümmerten.<sup>153</sup>

Es könnte gut sein, dass die privilegierte Stellung, die Holzbauer als Architekt für die Stadt Landsberg zeitweilig innehatte, auch auf der Protektion durch den Bürgermeister fußte und ihm den Freibrief gab, die Baugenehmigung in puncto Fenstergestaltung zu unterlaufen. Hatten die Mitglieder des Stadtrats darauf angespielt, als sie mit Blick auf die von Holzbauer geforderte neue Ausgestaltung der Vertragsverhältnisse betonten, dass auf eine „scharfe Abgrenzung seiner privaten Interessen von der dienstlichen Tätigkeit bei der Stadt“<sup>154</sup> geachtet werden müsse?

Auch zu dem Maler, Dipl. Ing. und Bauernhausforscher Rudolf Hoferer (1892–1943)<sup>155</sup> bestand eine persönliche Verbindung.<sup>156</sup>

Hoferer war ab 1937 Konservator des Landesamts für Denkmalpflege in München und leitete ab 1935 den „Ausschuss Bau“ des „Bayerischen Landesvereins für Heimatschutz“, der 1937 in der „Landesstelle für Bauernhof-forschung“ aufging.<sup>157</sup>

Der parallel als Freskant tätige Hoferer<sup>158</sup> war 1937 mit „Entwürfen für die Ausgestaltung den Sitzungsaaales“ des Verwaltungsgebäudes in Landsberg beauftragt worden.<sup>159</sup> Neben der Ausmalung der Wände und Decken des Sitzungsaaales betraf dies auch die Gestaltung der Intarsien des Sitzungssaales<sup>160</sup>, dessen Entwurf mit hoher Wahrscheinlichkeit (entsprechend der Gestaltung und Beauftragung des gesamten Mobiliars des Verwaltungsgebäudes) Hans Holzbauer verantwortete.<sup>161</sup> Ob Holzbauer mit Hoferer bzgl. seiner sich am ländlichen Altbestand orientierten Bauten und Projekte am Ammersee-Westufer (Nr. 39a, b; 40) in Austausch stand, konnte im Rahmen dieses Beitrags nicht weiter vertieft werden.

### „Entmodernisierung“

Die hier beschriebenen bauästhetischen Korrekturmaßnahmen am Verwaltungsgebäude sind ein Sonderfall der „Entmodernisierung“, wie sie die Historikerin Anke Blümm an mehreren Beispielen der Umgestaltung von modernen Bauten aus der Zeit der Weimarer Republik untersucht hat.<sup>162</sup>

Nicht nur auf Grund der hier angedeuteten Beziehungen zu einflussreichen Amtsträgern, sondern eventuell auch in Kontakt zu Vertretern der modernen Architektur, die als Architekten in gehobener Position im „Dritten Reich“ Karriere machten, hatte Holzbauer gewagt, in Landsberg einen öffentlichen Bau zu schaffen, der Elemente des Neuen Bauens mit einem konstruktiven Bezug zur Stadtlandschaft verband.

So erinnerte der Architekt Hans Bernhard Reichow (1899–1974), der u. a. von Speer in dessen Arbeitsstab zum Wiederaufbau der kriegszerstörten Städte als ständiger Berater berufen worden war, in seiner stark rezipierten programmatischen Nachkriegs-Publikation „Organische Baukunst“ an den Landsberger Fall:

„Niemand wird Hans Holzbauers schönes Landsberger Rathaus städtebaulich als aus dem historischen Rahmen fallend empfinden. Niemand wird auch bei näherem Zusehen die fortschrittliche Haltung des Baues übersehen können, der mit ungeteilten Spiegelglasfenstern gegenüber den Butzenscheiben und Sprossenfenstern seiner Umgebung eindeutig die Zeit seiner Entstehung zu erkennen gibt. Wenn eine für den gesunden Fortschritt im Bau verständnislose, erst jüngst überwundene Zeit an Stelle der Spiegelglas-scheiben inzwischen sprossengeteilte Fenster setzte, so ist das eine sinnlose Überspitzung des Anpassungsgedankens.“<sup>163</sup>

149 Schreiben Staatsministerium des Innern, gez. Gablonsky – Bürgermeister der Stadt Landsberg, 11.01.1939, StadtALL, NA 12643

150 S. Korrespondenz Bgm. Linn – Rudolf Hoferer, StadtALL, NA 12643

151 Schreiben Bürgermeister der Stadt Landsberg – Staatsministerium des Innern, gez. Dr. Linn, 20.06.1939, StadtALL, NA 12643

152 Ebd.

153 S. h.: Walter Drexl, Politik und Alltag. Landsberg 1920–1948, Landsberg, 1998, S. 62; Wolfgang Daum, „Die Entnazifizierung des Dr. Karl Linn“, in: Dotterweich/Filser (Hg.) 2010, S. 445–447 mit Verweis auf StadtALL, NA 037-1937-01; Meldekarte Anita Holzbauer (Landsberg), Familienbogen Dr. Karl Linn, StadtA Ansbach

154 10.06.1937, StadtALL, 1937, StR N RP 31

155 S. h.: Brigitte Huber, „Hoferer, Rudolf“, in: AKL Online [22.09.2021]; Georg Waldemer, Hausforschung in Bayern im Dritten Reich. Die Landesstelle für Bauernhof-forschung, in: Birgit Angerer u. A. (Hg.), Volk, Heimat, Dorf. Ideologie und Wirklichkeit im ländlichen Bayern der 1930er und 1940er Jahre, Petersberg 2016, S. 119–136

156 Nachlassakte Hans Holzbauer, AG Landsberg 1939–10, StAM

157 Waldemer 2016, S. 124

158 Ebd., S. 121

159 19.01.1937, StadtALL, 1937, StR N RP 31

160 Auftrag der Stadt Landsberg an Rudolf Hoferer, 11.01.1937; der Tisch und Teile der Wandbemalung sind auf einem Gruppenbild des Landsberger Stadtrats mit Bürgermeister Schmidhuber (dat. vermutlich vom Februar 1937) zu sehen (Filser 2010, S. 203).

161 S. die von Holzbauer erstellten Pläne und Auftragsvergabe zur Möblierung des Verwaltungsgebäudes mit Hinweisen auf Zeichnungen (StadtALL, NA 12640, StadtALL 340000003)

162 Blümm 2013

163 Hans Bernhard Reichow, Organische Baukunst, Braunschweig, 1949, S. 11

## Verzeichnis der Bauten und Projekte des Architekten Hans Holzbauer

Dieses Verzeichnis versucht einen ersten Einblick in das Schaffen des Architekten zu geben und erhebt weder Anspruch auf Vollständigkeit noch Stringenz.

<p>W= Wettbewerb, P= Planung, A= Ausführung</p>		
<b>Nr. 1</b> <div>1925</div> W <div><b>Ulmer Münsterplatz</b>, Ulm <p>Hans Holzbauer, München, Heinrich Müller, Speyer</p> Kennwort „Ulm 2222“ und „Staffeln“</div> <div>jeweils: 2. Preis, Empfehlung zum Ankauf</div> <div>Städtebau, JG 20.1925, H 3–4, S. 59, 63; ZDB, JG 45, 1925, H 2, S. 19, H 5, S. 48, H 12, S. 145</div>		
<b>Nr. 2</b> <div>1925</div> W <div><b>Entwürfe zur Bebauung des städtischen Geländes am Bahnhofsplatz</b>, Frankfurt a. d. Oder <p>Hans Holzbauer</p> 2. Preis</div> <div>ZDB, JG 45, 1925, H 12, S. 145–146.</div>		
<b>Nr. 3</b> <div>1925</div> W <div><b>Entwürfe zu einem Zentralschulhaus in Wunsiedel</b> <p>Hans Holzbauer mit Dipl. Ing. Fritz Behlert</p> 2. Preis</div> <div>ZDB, JG 45, H 13, 1925, S. 157</div>		
<b>Nr. 4</b> <div>1925</div> W <div><b>Baugruppe</b> (Kirche, Volksschule, Pfarrhof, Mesnerwohnung, Kinderhort), Amberg <p>Hans Holzbauer (Dipl. Ing.), Friedrich Behlert (Mitarbeiter), München</p> Ankauf 500 RM</div> <div>ZDB, JG 45, 1925, H 27 , S. 330, H 43, S. 526</div>		
<b>Nr. 5</b> <div>1925</div> W <div><b>Neubau eines Reform-Realgymnasiums</b>, Vacha <p>Hans Holzbauer, Dipl. Ing. Friedrich Behlert, Meiningen</p> Belobigung</div> <div>ZDB, JG 45, 1925, H 37, S. 457</div>		
<b>Nr. 6</b> <div>1926</div> W <div><b>St.-Martins-Kirche</b>, Nürnberg <p>Hans Holzbauer, München</p> Entwurf „Zwillinge“</div> <div>2. Preis, RM 1500</div> <div>Zeitschrift des Österr. Ingenieur- und Architekten-Ver eins, H 9/10, 1926, S. 88; ZDB, JG 46, 1926, H 6, S. 68</div>		
<b>Nr. 7</b> <div>1927</div> W <div><b>Siedlung östlich von Harlaching</b>, München <p>Hans Holzbauer, Gustav Gsaenger</p> Belobigung</div> <div>BM, Beilage, JG 25, H 7, 1928, S. B 120</div>		
<b>Nr. 8</b> <div>1927</div> W <div><b>Frauenfriedenskirche</b>, Frankfurt a. Main <p>Hans Holzbauer</p> Entwurf Motto „Pax“</div> <div>Erster Ankauf zu 1000 RM</div> <div>ZDB, JG 47, H 1, 1927, S. 10, H 4, S. 33, H 16, S. 189; Die Schriftleitung [Guido Harbers], „Der Maßstab im Kult-raum“, in: BM, JG 25 , H 10, 1927, S. B 165-176; hier: S. B 171</div>		
<b>Nr. 9</b> <div>1927</div> W <div><b>2. Bauabschnitt Deutsches Museum München</b>, Bibliothekssaal und Kongressaal <p>Hans Holzbauer, Gustav Gsaenger, Friedrich Behlert</p> 2. Preis (kein 1. Preis vergeben), 7000 RM</div> <div>Salzburger Volksblatt, 20.10.1927, Nr. 241, S. 8; Guido Harbers, „Neubau des Bibliotheks- und Saalgebäudes beim Deutschen Museum in München (Skizzenwettbewerb)“, in: BM, JG 25, H 12, 1927, S. 309-336; ZDB, JG 47, 1927, H 43, S. 559</div> <div>Archiv DMM, Plansammlung, TZ 014278–014292</div>		
<b>Nr. 10</b> <div>1927</div> W <div><b>Kirche mit Gemeinderäumen und Pfarrhaus</b>, Berlin-Niederschöneweide <p>Hans Holzbauer, Berlin</p> 2. Preis</div> <div>ZDB, JG 47, H 38, 1927, S. 490, H 51, 1927, S. 678</div>		
<b>Nr. 11</b> <div>1928</div> W <div><b>Pfarrkirche mit Pfarr- und Schwesternhaus</b> Neustadt a.d. Haardt <p>Hans Holzbauer, Karl C. Leubert, Stadtbaurat Müller, Speyer</p> 2. Preis</div> <div>ZDB, JG 49, H 11, 1929, S. 178</div>		
<b>Nr. 12</b> <div>1928</div> W <div><b>Um- und Erweiterungsbau des Rathauses</b>, Fürstenberg a. d. Oder <p>Hans Holzbauer und R. v. Steinbüchel, Berlin</p> Ankauf empfohlen</div> <div>ZDB, JG 48, 1928, H 17, S. 284, H 25, S. 411</div>		
<b>Nr. 13</b> <div>1929</div> W <div><b>Ausgestaltung der Häuserfronten am Alexanderplatz</b>, Berlin <p>Hans Holzbauer, Hermann Imhäuser</p> 2000 RM</div> <div>ZDB, JG 49, 1929, H 4, S. 62 [Ausschreibung], H 13, S. 211</div>		
<b>Nr. 14</b> <div>1930</div> A? <div><b>Kasino für I. G. Farbenindustrie</b>, Frankfurt am Main <p>Hans Poelzig</p> WMBS, JG 15, H 1, S. 1–16</div> <div>Mitarbeit: Zdenko Strižić u. A.</div> <div>Pehnt/Schirren (HG.) 2007, S. 243, WV 145</div> <div>Projektleitung: Zdenko Strižić, Hans Holzbauer?</div> <div>Krešimir Galović, „Zdenko Strižić – Natje ajni rad za kazalište u Harkovu“, in: Peristil, JG 40, H 14, 1997, S. 137–148, hier: S. 137</div>		
<b>Nr. 15</b> <div>1930</div> W <div><b>Römisch-Katholische Kathedrale für Belgrad</b> <p>Arch. Hans Holzbauer, Berlin-Friedenau und Arch. Dipl. Ing. v. Strižić, Frankfurt a. M.</p> „Rotes Quadrat“</div> <div>Ankauf</div> <div>DBZ, Beilage, JG 64, H 11, B S. 80</div>		
<b>Nr. 16</b> <div>1931</div> W <div><b>Erweiterungs-, Bebauungs- und Regulierungsplan der Stadt Zagreb</b>, Jugoslawien <p>Zdenko Strižić, Zagreb, Hans Holzbauer, Berlin, Ing. Karlo Petein, Zagreb</p> 3. Preis 80000 Din.</div> <div>DBZ, Beilage, JG 65, 1931, H 16–17, S. 69–74; hier: S. 70, 72; Krešimir Galović, „Zdenko Strižić – Natječajni rad za kazalište u Harkovu“, in: Peristil, JG 40, H 14, 1997, S. 137–148, hier: S. 137; Jelena Hekman, Tomislav Premerl, Hrvatska arhitektura u XX. stoljecu, Matica hrvatska, Zagreb, 2009, S. 79</div>		
<b>Nr. 17</b> <div>1931</div> W <div><b>Massen-Theater Charkow</b>, Ukraine <p>Hans Holzbauer, Berlin</p> Entwurf „R“</div> <div>Ankauf</div> <div>BG, JG 13, H 20, 1931, S. 1576; ZDB, JG 51, 1931, H 24, S. 352</div>		
<b>Nr. 18</b> <div>1932</div> W <div><b>Neuer Glaspalast</b>, München <p>Belobigung</p> Guido Harbers, „Neubau eines Kunstaustellungsgebäudes im Gelände des Alten Botanischen Gartens in München“, BM, JG 31, H 2, 1933, S. 41–58; hier: S. 50–51; Hans Holzbauer, „Beleuchtungsverhältnisse in Kunstausstellungen“, in: BG, JG 15, H 2, 1933, S. 61–63; Karl Erdmannsdorffer, „Der Wettbewerb Kunstaustellungsgebäude München“, DBZ, JG 67, H6, 1933, S. 115–121; hier: S. 117; Ernst Neufert, Bauentwurfslehre, 1936, S. 161</div> <div>StAM, Akten zum Wettbewerb</div>		
<b>Nr. 19a</b> <div>1932/1936</div> A <div><b>Wohnhaus und Atelier Hans Holzbauer</b>, Talweg 2, Holzhausen a. Ammersee (Teil-Abriss 2004) <p>BW, JG 31, H 3, 1940, S 1–8; hier: S. 5; MBS, H 24, 1940, S. 29–36; hier: S. 33; MB, H 3, 1940, S. 139–142</p> Architettura, rivista del Sindacato nazionale fascista architetti, JG 19, 1940, S. 322; Reichow 1949, S. 45–46. -John Zukowsky (Hg.), Architektur in Deutschland.1919–1939: die Vielfalt der Moderne, München 1994, S. 193</div> <div>Bpl. Landsberg 1932, 95 u. 179; 1936, 396, StAM</div>		
<b>Nr. 19b</b> <div>Zwischen 1933 und 1938</div> A <div><b>Gartengestaltung Haus Hans Holzbauer</b>, Holzhausen a. Ammersee <p>MB, H 3, 1940, S. 139–142</p> Alfred Reich, Gärten, nahrhaft und erfreulich, München 1948, S. 63; Alfred Reich, „Wohnen im Garten“, in: Die Kunst und das Schöne Heim, . 47, JG, 4. 1949, S.157–160; hier: S. 160; Alfred Reich, Gärten, die uns glücklich machen, München 1956, S. 66, 87</div>		
<b>Nr. 20</b> <div>1933</div> W <div><b>Reichsbank</b>, Berlin <p>DBZ, JG 67, 1933, H 31, S. 614</p></div>		
<b>Nr. 21</b> <div>1933</div> W <div><b>Internationaler Ideenwettbewerb</b> Stockholm-Norr-malm [städtebauliche Umgestaltung/Sanierung des Viertels im Norden Stockholms] <p>Hans Holzbauer, Holzhausen a. A., Franz Stamm, München</p> Nr. 100</div> <div>„nachträglicher Ankauf“</div> <div>DBZ, 1934, H 6, S. 99–104; hier: S. 102–103</div>		
<b>Nr. 22</b> <div>1935–1937</div> A <div><b>Städtisches Verwaltungsgebäude Landsberg</b>, Hauptplatz 1–3 <p>Hans Holzbauer</p> (Bauinspektor Anton Wolf, Stadtbauamt Landsberg)</div> <div>BW, JG 31, H 3, 1940, S 1–8; hier: S. 1–3; JG 24, 1940, S. 29–36; hier: S. 29–31; Architettura, rivista del Sindacato nazionale fascista architetti, JG 19, 1940, S. 211; Reichow 1949, S. 11–12; StadtAll, KPI 2433, 4559, 4872–4882, 5001</div>		
<b>Nr. 23</b> <div>1936–1938, (Abbruch)</div> P/A <div><b>HJ-Heim</b>, (Lechstr. 6?) Landsberg a. L. <p>1935–1939 (Februar) Ausführung 1937–1939, Planung ab 1934</p> Planung und Teil-Ausführung Hans Holzbauer (Juni 1936–Februar 1938)</div> <div>Völkischer Beobachter 164, 13.06.1934; 363, 28.12.1936; DDG 1939, S. 59; Nerdinger 1993a, S. 166; Drexl 1998, S. 65, 66; Kriegl 2003, S. 167; Dotterweich/Filser (Hg.) 2010, S. 189</div> <div>StadtALL, 442/1, 621/1, 2; KPI 1034–1044, 1065,1071, 2212–2232; 2277–2288; 2374–2395</div>		
<b>Nr. 24</b> <div>1935–1940 (Abbruch)</div> P <div><b>NSV-Kindergarten</b>, (Lechstr. 4) Landsberg a. L. <p>Planung Hans Holzbauer (1935–Februar 1938), Ausführung in Übernahme durch Stadtbaumeister Wolf und Architekt Lichtenstern; LZ 20.07.1940; Kriegl 2003, S. 164 ff.)</p> StadtALL, Bauakten und KPI 2433, 4559, 4872–4882, 5001</div>		
<b>Nr. 25</b> <div>1936</div> P <div>Entwürfe für ein <b>Städtisches Kunstaustellungsgebäude</b> im Alten Rathaus <p>StadtALL, KPI 1056–1070</p></div>		
<b>Nr. 26</b> <div>1936</div> W <div><b>Sparkassenneubau</b>, Altstadt, München <p>Entwurf Gustav Gsänger und Hans Holzbauer</p> BM, JG 34, H 12, 1936, S. 424</div>		
<b>Nr. 27</b> <div>1936</div> A <div><b>Bayerische Versicherungskammer</b>, Gewürzmühlstraße <p>Umbau Erweiterung</p> MB, JG 36, 1937, S. 119</div>		
<b>Nr. 28</b> <div>1936</div> P <div><b>Entwurf Kunstaustellungsgebäude Landsberg am Lech</b>, Hinter dem alten Rathaus <p>StadtALL, KPI 1056–1070</p></div>		
<b>Nr. 29</b> <div>1933</div> P <div><b>Baulinienplan Riederau</b>, Dießen a. A. <p>Änderungsvorschlag, 20.12.1936, 2 Änderungsvorschläge, 10.11.1937, jeweils gez. Holzbauer (erkennbar nach der Schrift Hans)</p> AM TUM, holz f-2-1</div>		
<b>Nr. 30</b> <div>1936–39</div> P <div><b>Volksschule Bayersoien</b> <p>Umbau- bzw. Neubauplanung; nicht ausgeführt wg. Materialmangels</p> Hans Holzbauer mit H. Schnitzelein, Schongau</div> <div>Nerdinger 1993a, S. 116</div>		

**Nr. 31**

P

**Bebauungsplan Dießen-Süd**, 20.02.1937, gez. Hans Holzbauer  
AM TUM, holz f-2-1

**Nr. 32**

P

**Bebauungsplan Gemeinde Eching a. A.**, 20.06.1937, gez. Hans Holzbauer  
AM TUM, holz f-2-1

**Nr. 33**

1937

A

**Plan für die Stadtdekoration für den Bekenntnismarsch der HJ** nach Landsberg  
Kriegl 2003, S. 209 mit Verweis auf StadtALL 444; Gestaltung Marienplatz, Pläne StadtALL 134/1

**Nr. 34a**

1937-38

A

**Umbau, Seiboldstr. 20, Riederau a. A.**  
Anstelle eines 1877 erbauten Gebäudes, Sitz der Gemeinde Rieden bis zur Eingemeindung 1978  
Der Hoheitsträger, JG 3, Folge 3, 1939; DDG 1939, S. 50, 80; JG 24, 1940, S. 29-36; hier: S. 36; BW, JG 31, H 3, 1940, S 1-8; hier: S. 8  
AM TUM, holz f-3-1,

**Nr. 34b**

1937-38

**Gemeindehaus Riederau**, Seiboldstr. 20, Riederau a. A.  
Gartengestaltung  
Alfred Reich  
Reich 1948, S. 116-117

**Nr. 35a**

1937-1939

A

**Haus (Umbau) und Bootshaus Dr. Rodenhauser**  
(„Alte Villa“, Seestr. 32), Utting a. A.  
Hans Holzbauer, Franz Xaver Holzbauer  
AM TUM, holz f-4

**Nr. 35b**

1937-1939

**Gartengestaltung** Haus Rodenhauser  
Alfred Reich  
AM TUM, holz f-4-1

**Nr. 36**

A

1938

**Haus Lang, Holzhausen a. A.**

Umbau  
AM TUM, holz f-5-1

**Nr. 37**

1938

A

**Wohnhaus Baumeister Michel**,  
(Ignaz-Kögler-Straße 9), Landsberg a. L.  
AM TUM, holz f-6-1

**Nr. 38**

1938/1940-41

P

**Oberland-Siedlung, München**, Einhornallee 6-60  
Sepp Ruf, Franz Ruf, Hans Holzbauer (Planung, 1938)  
Winfried (Hg.), Architekturführer München, Berlin 1994, S. 162; Denis A. Chevalley, Timm Weski, Landeshauptstadt München Südwest, Reihe Denkmäler in Bayern, B. 1.2/2, hrsg. v. Bayer. Landesamt für Denkmalpflege, München, 2004, S. 164-166; Ulrike Haerendel, Kommunale Wohnungspolitik im Dritten Reich, München, 2009, S. 382  
D-1-62-000-1444, Bayerische Denkmalliste

**Nr. 39a, b**

1938

A

**Zwei Landhäuser in Riederau**  
Rogisterstraße 12 und 14  
baugleich bis auf wenige Details, reihenhausähnliche  
Bebauung  
ergänzt durch  
Haus Lina Pollitz  
Franz Xaver Holzbauer  
Rogisterstraße 10, Riederau  
BW, JG 31, H 3, 1940, S 1-8; hier: S. 4; MBS, JG 24, 1940, S. 29-36; hier: S. 36  
AM TUM, holz f-11-1

**Nr. 40**

vor 1939

A

**Haus eines Lehrers**, (Laibnerstr. 27) Utting a. A.  
BW, JG 31, H 3, 1940, S 1-8; hier: S. 6-7; MBS, JG 24, 1940, S. 29-36; hier: S. 34-35

**Abkürzungsverzeichnis:****Zeitschriften**

BG	Baugilde
BM	Der Baumeister
DBZ	Deutsche Bauzeitung
LIL	Lech-Isar-Land
MB	Moderne Bauformen
MBS	Monatshefte für Baukunst und Städtebau
WMBS	Wasmuths Monatshefte für Baukunst und Städtebau
ZDB	Zentralblatt der Bauverwaltung

**Archive**

TUM.Archiv	Hausarchiv der TUM
AM TUM	Sammlung Architekturmuseum TUM
DM	Archiv Deutsches Museum
BayHStA	Bayerisches Hauptstaatsarchiv
StAM	Staatsarchiv München
StadtALL	Stadtarchiv Landsberg a. Lech

# Der Nachlass von Wina Georgi

Ein Fall von Kunstraub und Restitution

VON SONIA FISCHER

## I. Vorbemerkung

Das Stadtmuseum besitzt eine Sammlung von Arbeiten des Künstlers Walther Georgi (10.4.1871-17.6.1924). Als Mitglied der Künstlergruppe „Die Scholle“ und als Grafiker für die Zeitschrift „Jugend“ zählt Walther Georgi zu den Hauptvertretern des Münchner Jugendstils und Impressionismus um 1900.<sup>1</sup>

Den Grundstock zur Sammlung legte die Stadt Landsberg am Lech 1944, indem sie für ihr Museum 48 Werke des verstorbenen Malers im Nachlass der Witwe Malvine, genannt Wina, Georgi erwarb. Der Eigentumswechsel erfolgte im Zuge der rassistischen Verfolgung und Enteignung Wina Georgis durch die Nationalsozialisten. Es handelt sich um einen Restitutionsfall, der vor der Wiedergutmachungsbehörde I Oberbayern verhandelt wurde und am 29. März 1951 zum außergerichtlichen Vergleich zwischen der Stadt Landsberg und dem Erbberechtigten führte.

Bislang gibt es keine Veröffentlichung, die sich ausführlicher mit der Deportation Wina Georgis, mit dem Kunstraub und dem Weg der Bilder bis zum Vergleich von 1951 befasst hätte.<sup>2</sup> Es verbinden sich mit den Vorgängen nicht nur die rechtlichen Rahmenbedingungen von Restitution, die für Bayern in jüngeren Studien beschrieben worden sind<sup>3</sup>, sondern auch moralische Fragen. Für eine



Abb. 1: Wina Georgi, Pastellzeichnung Walther Georgi, bezeichnet „Wina – Im Juli 1920“. 80 x 50 cm, INV 2456. Foto: Neues Stadtmuseum.

öffentliche Kultureinrichtung wie das Landsberger Stadtmuseum stellt die Auseinandersetzung mit der Provenienz des Sammlungsbestandes eine ethische Selbstverpflichtung dar, zu der öffentliche deutsche Kultureinrichtungen mit den Washingtoner Prinzipien (1998) und der daraus erwachsenen, am 14. Dezember 1999 verabschiedeten „Erklärung der Bundesregierung, der Länder und der kommunalen Spitzenverbände zur Auffindung und zur Rückgabe NS-verfolgungsbedingt entzogenen Kulturgutes, insbesondere aus jüdischem Besitz“ aufgerufen sind.<sup>4</sup>

Der Terminus „NS-verfolgungsbedingt entzogenes Kulturgut“ verweist dabei auf einen weiten Kreis von Verlustumständen. Die systematische Enteignung jüdischen Eigentums ab 1933 kannte viele Facetten: Nicht nur Enteignungen führten zum Verlust von Kulturgütern, sondern auch Repressalien, Berufsverbot, Reichsfluchtsteuer und andere Verordnungen, die die Eigentümer zu angeblich freiwilligen oder zu schlechten Konditionen vereinbarten Verkäufen zwangen.

„Wer sich mit der Wiedergutmachung für jüdische NS-Opfer beschäftigt, kommt nicht an der Frage vorbei, ob millionenfacher Mord überhaupt zu entschädigen, ob geraubtes und zerstörtes Vermögen wirklich rückzuerstatten sind“, stellt Tobias Winstel fest und hält es für einen „unabdingbaren Anspruch an Recht und Gerechtigkeit, dass Verantwortung für das begangene Unrecht klar benannt wird und die ehemals Verfolgten so weit als möglich einen Ausgleich erhalten.“<sup>5</sup>

Gegenstand dieses Beitrags ist es deshalb, über die bisher gewonnenen Erkenntnisse zum Tathergang des Kunstraubs und die Bedingungen der Restitution zu informieren, um der moralischen Verpflichtung nachzukommen, die Herkunft des Sammlungsbestandes unseres Stadtmuseums zu prüfen und die dabei gewonnenen Ergebnisse einer öffentlichen Diskussion zugänglich zu machen. Es war und ist mir zudem ein Anliegen, mehr über den Lebensweg von Wina Georgi zu erfahren, damit an ihr Schicksal erinnert wird. Sie war nicht nur Erbin, sondern auch Nachlassverwalterin der Werke ihres verstorbenen Mannes. Ihre Geschichte verbindet sich aufs Engste mit der Kunstsammlung Walther Georgis im Stadtmuseum. Bedanken möchte ich mich bei der Landesstelle für die nichtstaatlichen Museen in Bayern, namentlich bei Frau Dr. Carolin Lange, die meine Untersuchungen mit ihrem fachlichen Rat begleitet hat, sowie bei Lisa Kern, Provenienzforscherin im Lenbachhaus, die zu den Beständen des Lenbachmuseums forschet. Für den bisherigen und weiteren kollegialen Austausch bin ich sehr dankbar.

## II. Quellenlage

Seit der 1998 verabschiedeten Washingtoner Erklärung hat die National Archives and Record Administration (NARA, USA) den Aktenbestand des Central Collecting Point (CCP) München digital zugänglich gemacht. Auch der in Landsberg verwahrte Bestand aus dem Nachlass von Wina Georgi wurde am 28. Juni 1948 an den Central Collecting Point in München überführt und ist in der Datenbank „Fold3 Holocaust Archives“ digital einsehbar.<sup>6</sup>

Der Akt NA9638 im Stadtarchiv Landsberg enthält die bei der Stadt Landsberg verwahrten Akten zum Ankauf der Bilder. Hauptquelle sind die Akten der Oberfinanzdirektion (OFD München 9504) und der Wiedergutmachungsbehörde I Oberbayern (Wb Ia 2695), beide im Staatsarchiv München verwahrt. Herangezogen wurden Bestände aus dem Bayerischen Landesentschädigungsamt (LEA 13054) des Hauptstaatsarchivs in München, Personenstandsregister in München und Wien sowie Akten im Marktgemeindefach Dießen. Nicht zuletzt tragen die Gemälde selbst Vermerke zur Provenienz, sofern sie durch Neurahmungen oder unsachgemäße Behandlungen nicht verloren gegangen sind.

## III. Wina Georgis Lebensweg

Es gibt nur wenige offizielle Dokumente, die den Lebensweg von Wina Georgi nachzeichnen: Der Name „Mittermann“ jedenfalls, der in der Literatur als der Mädchenname Wina Georgis genannt wird<sup>7</sup>, geht offensichtlich auf einen Transkriptionsfehler zurück, der erstmals auf der Verfügung der Gestapo zur Einziehung ihres Vermögens, datiert vom 12.1.1944, zu finden ist und sich durch sämtliche Akten zur Verwertung des Vermögens von Fall „O 5205 B III 1244“ zieht und in den Wiedergutmachungsakten aufgenommen wurde.<sup>8</sup>

Ihren eigenen Angaben zufolge, die sie in der Vermögenserklärung für die Gestapo kurz vor ihrer Deportation machte<sup>9</sup>, wurde Wina Süßermann am 25. Juli 1872 in Lemberg geboren.

1 Sächsische Biographie, [https://saebi.isgv.de/biografie/Walther\\_Georgi\\_\(1871-1924\)](https://saebi.isgv.de/biografie/Walther_Georgi_(1871-1924)), (07.06.2021), die ihn als Sohn einer bedeutenden Leipziger Familie nennt: Sein Vater sei der Oberbürgermeister Leipzigs Otto Robert Georgi gewesen, was jedoch nicht zutrifft. Auf der Meldekarte Walther Georgis, die seinen Zuzug nach München am 10. April 1893 registrierte, sind unter „Bemerkungen“ seine Eltern Gustav und Clara Georgi, geb. Adam, genannt, Stadtarchiv München, PMG 164.

2 Eine kurze Darstellung der Ereignisse fasste Hartfrid Neunzert, Walther Georgi, Kunstgeschichtliches aus Landsberg am Lech, 14, 1994, S. 7 zusammen. vgl. Werner Fees-Buchecker: Das kulturelle Leben im nationalsozialistischen Landsberg, in: Dotterweich, Völer, Filser Karl (Hg.): Landsberg in der Zeitgeschichte, München 2010, S. 298

3 Tobias Winstel, Verhandelte Gerechtigkeit. Rückerstattung und Entschädigung für jüdische NS-Opfer in Bayern und Westdeutschland. Studien zur Zeitgeschichte, hrsg. vom Institut für Zeitgeschichte, 72, 2006; Jan Schleusener, Raub von Kulturgut. Der Zugriff des NS-Staats auf jüdischen Kunstbesitz in München und seine Nachgeschichte, Bayerische Studien zur Museumsgeschichte, 3, 2016

4 <https://www.bundesregierung.de/resource/blob/974430/780588/fce6268b765d01a8ab46a3c1cb70c70/2009-03-26-handreichung-barrierefrei-data.pdf?download=1> (13.10.2021).

5 Tobias Winstel, ebd., S. 9. -Vgl. auch Sophie Schönberger, Was soll zurück? Die Restitution von Kulturgütern im Zeitalter der Nostalgie, München 2021, S. 132 stellt dazu fest: „Wir können keine Welt erschaffen, in der es die Shoah nicht gegeben hat, und es ist nicht nur müßig, sondern in gewisser Weise auch höchst zynisch, eine solche Welt imaginieren zu wollen.“

6 s. <https://www.fold3.com>; <https://www.looted-art.com>. -siehe auch den Quellenüberblick zum Central Collecting Point: Iris Lauterbach, Der Central Collecting Point in München. Kunstschutz, Restitution, Neubeginn, Berlin/München 2015, S. 13-16.

7 Hartfrid Neunzert ebd., jüngst in der Presseerklärung der JES-Kulturstiftung im Landsberger Tagblatt vom 10.4.2021.

8 StAM, OFD 9504 Verfügung der Gestapo vom 12.01.1944, unpaginierte Aktenseite (30). Die Akten der Oberfinanzdirektion sind nicht paginiert, so dass im weiteren Text die Dateien in aufsteigender Zahl in Klammern angegeben werden.

9 StAM, OFD 9504 (32) Vermögenserklärung vom 12.01.1944.



Abb. 2: Ausschnitt der Vermögenserklärung Wina Georgis vom 12.1.1944. StAM, OFD 9504, unpaginierte Aktenseite (32).

Abb. 3: Das frisch getraute Ehepaar Walther und Wina Georgi, wohl im eigenen Garten. Foto: Privatbesitz



In den Lemberger Geburtsmatrikelbüchern wird ihr Geburtstag jedoch am 25. August 1872 angegeben.<sup>10</sup> Zu diesem Zeitpunkt war Lemberg die Hauptstadt von Galizien, das zur österreichisch-ungarischen Monarchie gehörte und heute teils im polnischen und ukrainischen Staatsgebiet liegt.

„Malvine Süßermann“ ließ sich in einer Quelle des Wiener Stadt- und Landesarchivs unter den Personen nachweisen, die aus der Israelitischen Kultusgemeinde in Wien ausgetreten waren.<sup>11</sup> Der Austritt erfolgte im ersten Wiener Magistratsbezirk. Im Taufbuch der lutherischen Stadtkirche der Wiener Innenstadt findet sich weiterhin der Eintrag ihrer Taufe: „Malvine Wina Süßermann“ wurde am 17.12.1904 im Alter von 32 Jahren von Pfarrer Erich Adolf Johanny protestantisch getauft.<sup>12</sup> Die Eltern sind in dieser Quelle als „Max Süßermann, Kaufmann in Lemberg“ und „Marie Süßermann, geb. ?“ eingetragen, Taufpate war „Gustav Adolf König, Küster“.<sup>13</sup>

Die Hochzeit war vermutlich der Grund für ihren Austritt, die bei Konvertiten in der Regel am selben Tag, wenige Tage später, aber zumindest noch im Jahr der Taufe stattfand.<sup>14</sup> Auch Adolf Münzer, der mit dem Ehepaar

Walther und Wina Georgi eng befreundet war, gab den Zeitpunkt der Eheschließung mit dem Jahr 1904 an und behauptete, dass sie vor der Ehe mit Georgi geschieden gewesen sei.<sup>15</sup> Die Meldedaten aus Wien bestätigen dies.<sup>16</sup> Die Meldebestände dort setzen von 1904-1910 ein. Sie dokumentieren lediglich ihren Aufenthalt in Wien vom 7. bis 9.12.1904 in der Mariannengasse 14, der Eintrag hält weiterhin fest: „vorher: München, abgemeldet: München, ehelich getrennt, jetzt ledig“. Mit wem sie in erster Ehe verheiratet war, ist leider unbekannt.

Wina Süßermann soll Walther Georgi als seine Kunstschülerin kennengelernt haben.<sup>17</sup> In Wien war eine künstlerische oder gestalterische Ausbildung für Frauen nach 1900 an rund 35 privaten Kunstschulen und an der seit 1867 gegründeten Kunstgewerbeschule möglich. Der Zugang zur Wiener Akademie blieb Frauen bis 1920 verwehrt. Die jüdische religiöse Tradition legte im Gegensatz zur katholischen großen Wert auf Bildung, die auch als wichtiger Faktor gesehen wurde, um sich in der nicht-jüdischen Gesellschaft zu etablieren. Ende des 19. Jahrhunderts waren 57% aller Wiener Schülerinnen an Lyzeen Jüdin-

nen bei einem Anteil der jüdischen Bevölkerung an der Gesamtbevölkerung von zehn Prozent.<sup>18</sup>

Es ist darum davon auszugehen, dass die Familie den Kunstunterricht von Wina Süßermann ermöglichte, da besonders in jüdischen Familien die Hinwendung der Töchter zur Kunst gefördert wurde.<sup>19</sup> Walther Georgi war seit 1896 Mitarbeiter der Zeitschrift „Jugend“ und 1899 Gründungsmitglied der Künstlervereinigung „Scholle“.<sup>20</sup> München war zu diesem Zeitpunkt nicht nur Kunststadt, sondern auch Zentrum der Frauenbewegung. Seine Scholle-Kollegen Adolf Höfer, Leo Putz, Walter Püttner und Max Feldbauer unterrichteten an der Damenakademie des 1882 gegründeten Münchner Künstlerinnen-Vereins. Frauen blieb der Zugang zur Münchner Akademie der Bildenden Künste noch verschlossen.<sup>21</sup>

Wina Süßermann schrieb sich als Kunstschülerin an der Damenakademie des Künstlerinnen-Vereins München im Oktober 1904 ein.<sup>22</sup> Walther Georgi gehörte nicht zum Lehrkörper, scheint sie aber privat unterrichtet zu haben. Der Privatunterricht, den sich nur bürgerliche Familien leisten konnten, gestaltete sich deutlich teurer als der Unterricht an der Damenakademie.<sup>23</sup> Wina Süßermanns Vater scheint als Kaufmann in Lemberg zu diesen gutbürgerlichen Kreisen gehört zu haben. Die Familie unterstützte die Tochter zudem weitreichend bei der Ehestandsgründung: Sie brachte 22.000 Reichsmark in die Ehe ein, womit das Paar den Hausbau in Holzhausen finanzierte.<sup>24</sup>

Florian Münzer, der das Tagebuch seiner Großmutter ausgewertet hat, stellte fest, dass manche Datierungen aufgrund fehlender Angaben unsicher sind. Er nahm an, dass der Rohbau von Walther und Wina Georgis Haus Nr. 18 im September 1903 fertiggestellt



Abb. 4: Schollemaler Adolf Höfer (1869-1927) als Lehrer mit seinen Studentinnen an der Damenakademie München (um 1910). Foto: Familienalbum Höfer, Frohmut Gerheuser.

Abb. 5: Feier im Haus von Wina und Walther Georgi. Von links nach rechts: Wina Georgi, Adolf Münzer, Leo Putz, Reinhold Max Eichler, Ilse Eichler, Fritz Erler, Anna Erler, Erich Erler und Marie-Theres Dreeßen. Undatiertes Foto aus dem Nachlass Adolf Münzer, Florian Münzer.

gewesen sei und die Einweihungsfeier im Juni 1904 stattgefunden habe.<sup>25</sup> Das undatierte Foto dieser Feier zeigt Wina unter den Feiernden.

10 Auskunft der Israelitischen Kultusgemeinde Wien, Matrikelnummer 19, <http://agadd.home.net.pl/metrykalia/300/sygn.%20521/indeks.htm> (19.10.2021)

11 Anna Staudacher, „... meldet den Austritt aus dem mosaischen Glauben. 18.000 Austritte aus dem Judentum in Wien, 1868-1914: Namen- Quelle – Daten. 2009, S. 60 mit Verweis auf WStLA IKG 1904/600. Für den Hinweis auf diese Quelle danke ich Lisa Kern.

12 [www.genteam.at](https://data.matricula-online.eu/de/oesterreich/wien- evang-dioezese-AB/wien-innere-stadt-lutherische-stadtkirche/TFB58/?pg=510), Nr. 17883183 (30.09.2021). <https://data.matricula-online.eu/de/oesterreich/wien- evang-dioezese-AB/wien-innere-stadt-lutherische-stadtkirche/TFB58/?pg=510> (4.10.2021); [https://www.geschichtewikiwien.gv.at/Erich\\_Adolf\\_Johanny](https://www.geschichtewikiwien.gv.at/Erich_Adolf_Johanny) (7.10.2021).

Der Vermerk „evangelisch“ findet sich sowohl in der Vermögenserklärung für die Gestapo als auch auf der Meldekarte der Gemeinde Rieden, die vermutlich erst im Krieg angelegt worden ist. In dem Dokument wurde der handschriftliche Vermerk „ev.“ durchgestrichen und durch den Eintrag „jüdisch“ ersetzt. Archiv der Marktgemeinde Dießen A 063/03.

13 Stand bei Taufen keine andere Person zur Verfügung, war es üblich, den Küster als Taufpaten zu wählen.

14 Anna Staudacher nennt die Eheschließung als häufigsten Grund der Konvertiten. In Wien sollen ca. 6.000 Juden zwischen 1868 bis 1914 zum Protestantismus übergetreten sein. <https://www.hagalil.com/archiv/2005/01/konvertiten.htm> (30.09.2021)

15 StAM, OFD 9504 (72): Brief Münzers vom 09.01.1944. In dem Brief erwähnte er eine angeblich nicht-eheliche Vaterschaft, die offensichtlich dem Ziel diene, ihre jüdische Abstammung in Zweifel zu ziehen. Im Fotoalbum der Familie findet sich ebenfalls eine Bildunterschrift „Frau Süßermann“.

16 Schriftliche Auskunft des Wiener Stadt- und Landesarchivs vom 20.10.2021.

17 Ebd.

18 Danielle Spera, *Ins Rampenlicht! In: Die bessere Hälfte. Jüdische Künstlerinnen bis 1938*, Pressglas Korrespondenz 1, 2018, S. 2ff. -Dieter J. Hecht, „Gib dem Mädchen Unterricht nach seiner Weise, ebenda S. 8f. -Iris Meder, „Arbeiten der Frauen“ – Jüdische Designerinnen und Architektinnen, ebd. S. 9ff.

19 Danielle Spera ebenda, S. 2.

20 Matrikel1057: <https://daten.digitale-sammlungen.de/bsb00004662/images/index.html?id=00004662&seite=108&fip=193.174.98.30&nativo=&groesser=150%25>. -Siehe die Kurzbiographie Die Scholle. Eine Künstlergruppe zwischen Secession und Blauer Reiter (hrsg. von Siegfried Unterberger). Sächsische Biographie, [https://saebi.isgv.de/biografie/Walter\\_Georgi\\_\(1871-1924\)](https://saebi.isgv.de/biografie/Walter_Georgi_(1871-1924)).

21 Yvette Deseyve, *Der Künstlerinnen-Verein München e.V. und seine Damenakademie. Eine Studie zur Ausbildungssituation von Künstlerinnen im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert*, München 2005, mit einem Verzeichnis der Lehrkräfte.

22 Yvette Deseyve, ebd. S. 189: auch hier ist der Name aus den Mitgliedslisten falsch transkribiert mit „Mina Süßermann“.

23 Für den Unterricht an der Münchner Kunstakademie zahlten deutsche Studierende im Semester 35 Mark, die Unterrichtsgebühr in Privatateliers betrug zwischen 50-100 Mark monatlich. Yvette Deseyve Ebd. S. 30.

24 Notariatsurkunde vom 21.4.1925, STAM, OFD 9504 (223).

25 Florian Münzer, Adolf Münzer. *Eine Künstlerbiographie zwischen Kaiserzeit und Bundesrepublik*, Holzhausen 2016, S 97. Die spätere Ehefrau Münzers, Marie-Theres Dreeßen, notierte in ihrem Tagebuch einen Besuch im „Atelier Georgi“. Leider ist der Eintrag nicht datiert, Florian Münzer erschließt den Herbst 1903. Unter Umständen könnte aber auch ein Atelier-Besuch in München gemeint gewesen sein.



Abb. 6: Wina Georgi (vorne) und Marie-Theres Dreeßen. Undatiertes Foto aus dem Nachlass von Adolf Münzer, Florian Münzer.

Abb. 7: Faschingsfeier 1907 im Atelier Münzers. Von links nach rechts: Ilse Eichler, vorne Wina und Walther Georgi, hinten Adolf Münzer und Marie-Theres Dreeßen. Foto: Nachlass von Adolf Münzer, Florian Münzer.

Abb. 8: Georgis zum Tee bei Münzers. Links spielt Walther Georgi Gitarre, rechts sitzen Wina Georgi, Marie-Theres und Adolf Münzer. Foto: Nachlass von Adolf Münzer, Florian Münzer.

Der offizielle Zuzug nach Holzhausen fand laut Meldekarten jedoch erst 1905 statt.<sup>26</sup> Nach allem, was sich aus den Dokumenten zu Wina Georgis Lebensweg rekonstruieren lässt, ist dieser Zeitpunkt wahrscheinlicher.

Mehrere Fotos zeigen die befreundeten Ehepaare Münzer und Georgi bei gemeinsamen Freizeitaktivitäten wie Segeln, Tanzen, Baden im Ammersee oder bei einer Faschingsfeier. Adolf Münzers Sohn nannte Wina Georgi „Tante Wina“.<sup>27</sup>

Gerücheweise soll es Streit zwischen den Künstlerkollegen darüber gegeben haben, ob eine Frau in die Künstlervereinigung aufgenommen werden soll. Als die Mehrheit dies abgelehnt habe, soll Georgi 1905 ausgetreten sein.<sup>28</sup> Die Erzählung erscheint plausibel, da seine eigene Frau Kunststudentin war.

## Nach dem Tod Walther Georgis

Die Freundschaft überdauerte auch den frühen Tod Georgis, der am 17. Juni 1924 unerwartet an einer nicht erkannten Blinddarmentzündung verstarb. Die Tagebucheinträge Adolf Münzers, die von 1934 bis 1944 datieren und von seinem Enkel Florian Münzer ausgewertet wurden, zeugen von gegenseitigen Besuchen zu Tee oder Kaffee, am 10. August 1941 vom gemeinsamen Schwammerlsammeln, am 7. Dezember 1941 einem musikalischen Nachmittag mit weiteren Freunden. Am 3. August 1941 notierte Adolf Münzer, dass er Wina porträtiert habe. Vor allem stand er ihr aber auch finanziell zur Seite, da sie nach dem Tod ihres Mannes mit finanziellen Problemen kämpfte.

So verkaufte sie Grundstücksanteile: 1934 0,5 Hektar an Adolf Münzer und 1938 zwei Hektar Wald und Wiesen „Am Weitlesberg“ an Franz Fichtl. Hypotheken lasteten auch auf ihrem Haus, so gegenüber den Geschwistern Walther Georgis und gegenüber Fabrikant Otto Werner. Dieser Nachbar mit Seegrundstück in Holzhausen unterstützte sie seit 1932 mit monatlichen Zahlungen.<sup>29</sup> Olga Werner hatte Walther Georgi zwei Mal Porträt gesessen<sup>30</sup>. Aus der Nachbarschaft war anscheinend eine Freundschaft und Fürsorge für Wina Georgi erwachsen. In welchem Verhältnis Wina Georgi bzw. ihr verstorbener Mann zu Otto Werner standen, lässt sich nicht mehr genau klären, in ihrem erwähnten Testament vom 8. Juni 1941 schrieb sie: „Herrn und Frau Werner gehört mein ganz besonderer und tiefster Dank! Und Liebe!“<sup>31</sup>

Bei Abfassung des Testaments war sich Wina Georgi über die existenzbedrohende Situation im Klaren, da sie bei den NS-Behörden trotz Konversion als Jüdin galt. Als Witwe eines nicht-jüdischen Ehepartners war der Schutz nach dem Tod ihres Mannes nicht mehr gegeben: Über 11.000 deutsche Juden überlebten den Holocaust, weil sie mit einem nichtjüdischen Partner verheiratet waren. Auf Grund ihrer familialen Verbindung zur »Volksgemeinschaft« nahm das NS-Regime

sie von zentralen Verfolgungsmaßnahmen aus, bis sich zum Ende des Krieges diese Situation dramatisch veränderte.<sup>32</sup>

Die nationalsozialistische Ideologie verstand unter Mischehen „Rassemischehen“ zwischen „Volljuden“ und „Deutschblütigen“. Es gab jedoch geschlechtsspezifische Unterschiede: Für die „Mischehen“ ist die grundsätzlich stärkere Ausrichtung der Judenverfolgung auf den jüdischen Mann von zentraler Bedeutung. Ehen jüdischer Frauen mit einem „deutschblütigen“ Mann galten als „privilegiert“ und waren im Vergleich zu Ehen jüdischer Männer mit „arischen“ Ehefrauen weniger Repressalien ausgesetzt.<sup>33</sup> Auch wenn sie ab 1938 ebenfalls nicht mehr Theater, Kinos, Bibliotheken und andere öffentliche Einrichtungen betreten durften, unterlagen sie zunächst nicht der 1941 eingeführten Kennzeichnung durch einen gelben Stern<sup>34</sup> oder der Arisierung des Wohnraumes. Ungeachtet regionaler Unterschiede konnten „insbesondere in ländlichen Regionen“, so Maximilian Strnad in seiner Untersuchung zur Mischehe, „privilegierte“ Mischehen bis Kriegsende weitgehend unbehelligt in ihren Häusern bleiben.“<sup>35</sup>

Für Wina Georgi traf dies tatsächlich zu: Sie konnte bis Januar 1944 in ihrem Haus in Holzhausen wohnen. Der Tatbestand muss dennoch als ungewöhnlich bezeichnet werden, da von einem Schutz durch ihre kinderlose Ehe, – der Tod ihres Mannes lag viele Jahre zurück, – nicht mehr ausgegangen werden kann.<sup>36</sup> Dass sie den Behörden bekannt war und unter Beobachtung der Gestapostellen stand, macht ein Tagebucheintrag Adolf Münzers deutlich: Er notierte am 10. November 1938, also während des Novemberpogroms: „Wina wird ausgewiesen wegen des Todes des Gesandtschaftsrates [sic] vom Rath. Wina zur Bahn gebracht.“ Wer sie ausweisen wollte oder wo sie Unterschlupf suchte, um sich aus der Schusslinie der Behörden zu nehmen, ist nicht bekannt.<sup>37</sup> Bemerkenswert ist aber die Hilfeleistung, mit der sich Adolf Münzer während der Pogromtage, in einem aufgeheizten Klima der Gewaltexzesse gegen Juden, selbst in Gefahr brachte.

26 Ebd. Die Abmeldung auf Walther Georgis Meldekarte in München, Stadtarchiv München PMB G 164 Georgi, vermerkte „abgem[eldet] 10.4.05 „nach Holzhausen am Ammersee“. Die Meldekarte von Wina im Dießener Marktarchiv, A063/03 wurde erst nach dem Tod ihres Mannes angelegt, da ihr Status mit verwitwet angegeben ist. Der Zuzug nach Holzhausen mit „1905“ vermerkt. Der Wechsel der Handschriften lässt erkennen, dass die Karte nicht erst mit ihrer Deportation angelegt worden ist. Auch der Zusatz „Sara“, den jüdische Frauen obligatorisch ab 1.1.1939 führen mussten, könnte nachträglich hinzugefügt worden sein, weil der Abstand zwischen beiden Worten sehr gedrängt wirkt. Allerdings handelt es sich hier um dieselbe Handschrift und dieselbe verwendete schwarze Tinte des Ersteintrags, so dass die Anlage der Karte zu einem recht späten Zeitpunkt ab 1939 anzunehmen ist.

27 Mein herzlicher Dank geht an Florian Münzer, der mir aus dem Familienalbum zahlreiche Fotos zur Verfügung stellte.

28 Florian Münzer, Adolf Münzer. Eine Künstlerbiographie zwischen Kaiserzeit und Bundesrepublik, Holzhausen 2016, S 112.

29 StAM, OFD 9504 (77ff.): Schreiben Justizrat Schramms an den Oberfinanzpräsidenten vom 18.02.1944 und Anlagen zum Schuldanerkenntnis.

30 Mündliche Auskunft von Jerg Werner vom 31.05.2021

31 Dießener Marktarchiv, A063/03.

32 S. Maximilian Strnad, Privileg Mischehe? Handlungsspielräume „jüdisch-versippter“ Familien 1933-1949, Hamburg 2021.

33 Ebd. S.26.

34 Polizeiverordnung über die Kennzeichnung der Juden vom 1.9.1941 in RGBl. I 1941, S. 547.

35 Strnad, ebd. S. 262.

36 So die Einschätzung Maximilian Strnads im persönlichen Gespräch am 21.10.2021.

37 Freundliche Mitteilung und Auswertung durch Florian Münzer.

Vieles spricht aber dafür, dass Wina Georgi bis Ende 1943 noch erstaunliche Handlungsräume hatte. Vom 24. Mai bis 10. Juli 1941 fand eine Ausstellung mit Werken von Walther Georgi und Paul Neu im Lenbachhaus statt, die von Wina Georgi aktiv vorbereitet wurde.<sup>38</sup> Sie korrespondierte mit Museumsdirektor Konrad Schießl persönlich, der sie zwei Mal, am 10. September 1940 und zur Auswahl der Bilder am 8. Mai 1941 in Holzhausen besuchte. Sie wurde ihrerseits im Lenbachhaus empfangen, was die Frage aufwirft, ob Museumsleiter Konrad Schießl zum Zeitpunkt der Ausstellungsvorbereitungen über ihren Status als Jüdin informiert war oder ob die Ausstellung vielmehr darauf abzielte, den Nachlass für die städtische Sammlung zu sichern.<sup>39</sup> Die Tagebucheinträge von Adolf Münzer zeigen, dass er und Kreisleiter von Moltke die Vorbereitungen zur Ausstellung unterstützten:

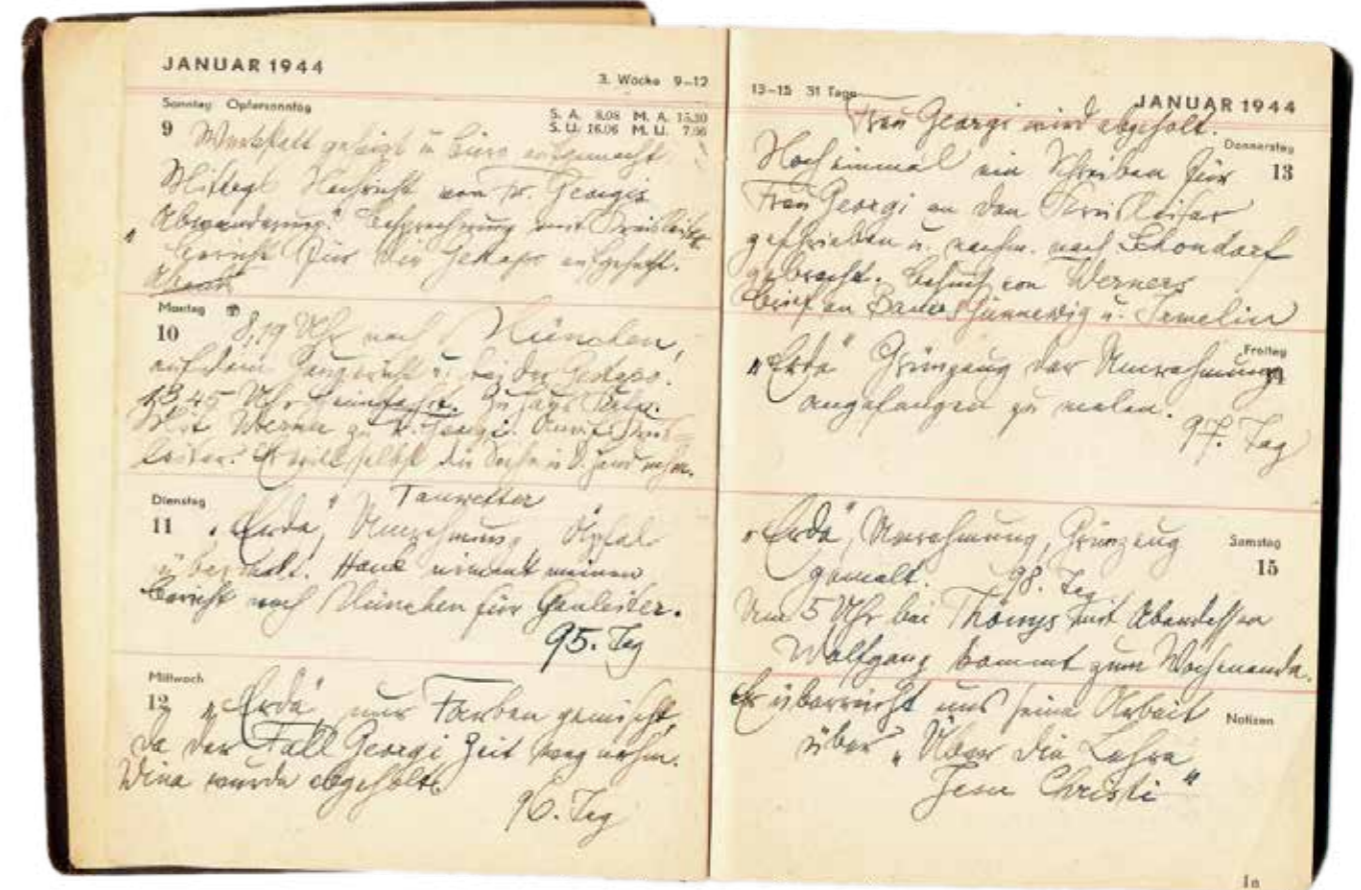
- 27.07.1940: Brief über Walter Georgi an Kreisleitung
- 02.09.1940: Mit Moltke bei Wina wegen Georgi-Bilder
- 10.09.1940: Direktor Schießl bei Frau Georgi wegen Nachlass-Ausstellung Walters
- 09.02.1941: Arbeiten Walters ausgesucht mit Frau Georgi;
- 14.04.1941: Studien für Ausstellung zusammengesucht (Werner)
- 08.05.1941: Bei Wina zum Tee Direktor Schießl;
- 20.06.1941: Ausstellung Walter Georgi gut

Nach Abschluss der Ausstellung gab es eine gemeinsame Feier, bei der auch Werners und Münzers mit Wina auf den Erfolg anstießen. Ihre Absicht, der Städtischen Galerie im Lenbachhaus im Nachgang der Ausstellung Bilder zu übereignen, durchkreuzten jedoch die gesetzlichen Regelungen, die Juden verboten, über ihr Eigentum frei zu verfügen. Adolf Münzer bemerkte dazu, dass die Schenkung deshalb nicht zustande gekommen sei, weil diese über die jüdische Kultusgemeinde hätte vollzogen werden müssen:

„Die Ehe blieb kinderlos, und seine Frau widmete sich nur noch ihm und seiner Kunst. Nach seinem im Jahr 1924 erfolgten Tod durch Krankheit hatte ich den künstlerischen Nachlass Walter Georgis zu betreuen und erlangte endlich im Jahre 1940 eine Nachlassausstellung im Lenbachmuseum in München. Wobei mich Herr Kreisleiter J. von Moltke tatkräftig unterstützte. Aus dieser Ausstellung wollte das Städtische Museum in München eine größere Anzahl Werke käuflich erwerben, was Frau Georgi aber ablehnte, da der Verkauf über die jüdische Kultusgemeinde zu gehen hätte, und sie nicht den Namen ihres Mannes mit dem Judentum in Verbindung bringen wollte. Sie stellte ein Legat auf, das die ausgewählten Werke der Stadt als Stiftung übergeben würden, da ihr nur daran lag, dass die Werke ihres Mannes der städtischen öffentlichen Sammlung einverleibt würden. Diese Handlungsweise kennzeichnet diese Frau als das, was sie ihr ganzes Leben war und heute noch ist. Die Frau des Deutschen Malers Walter Georgi. Das Atelier ihres Mannes steht heute noch mit wertvollen Werken seiner Hand unberührt da, wie er es verlassen hat. Sie lebt als 70jährige Frau ganz in der Erinnerung an ihren verstorbenen Mann. Eine Trennung von dieser ihrer ‚Kulturstätte‘, die wertvolles deutsches Kulturgut enthält, würde die alte Frau nicht überleben.“<sup>40</sup>

Auch wenn Münzers sprachliche Formulierungen darauf abzielten, Georgi als „deutschen“ Maler und seine Frau als Nachlassverwalterin mit „deutscher“ Gesinnung herauszustellen, ist sein Brief ein mutiges Zeugnis. Seine Argumentation bot die einzige Möglichkeit, sich für Wina Georgi einzusetzen, ohne selbst in den Verdacht zu kommen, „Volksschädling“ zu sein. Diese bezog sich bewusst auf den oben beschriebenen Aspekt der „privilegierten“ Mischehe. Darauf nahm er erneut in einem zweiten Brief an die Kreisleitung Bezug, der vom 13. Januar 1944 datiert: „Wenn Walter Georgi noch leben würde, würde der Frau kein Haar gekrümmt werden. – Aber er lebt noch, er ist nicht tot, er lebt in seinen hinterlassenen Werken.“<sup>41</sup>

38 Die Auflistung der ausgestellten Arbeiten im Lenbachhaus unterteilt in 115 Werke Walther Georgis und in 328 Arbeiten Paul Neus. Sammlungsarchiv Lenbachhaus, VII Ausstellungen 1940-41, unpaginierte und undatierte Aktenseite.  
 39 Treffen zwischen Wina Georgi und Konrad Schießl im Lenbachmuseum am 10. April 1941, vgl. Brief Schießls vom 03.04.1941 mit der Einladung für den 10. April und Brief vom 26.04.1941 („nach Ihrer Anwesenheit in München“). Nach Abholung der Bilder bemühte sich Wina Georgi vergeblich um einen weiteren Termin bei Konrad Schießl, Brief vom 20.05., Brief vom 31.05. und Notiz vom 04.06.1941, dass Wina Georgi in der Galerie gewesen sei, um mit Konrad Schießl etwas Dringendes zu besprechen. Schießl befand sich jedoch vom 2. bis 23. Juni in Urlaub. Sammlungsarchiv Lenbachhaus, VII Ausstellungen 1940-41.  
 40 OFD 9504 (72) Brief Adolf Münzers an die Geheime Staatspolizei vom 09.01.1944.  
 41 OFD 9504 (70) Brief Adolf Münzers an Kreisleiter Joachim von Moltke vom 13.01.1944.



### Die Deportation nach Theresienstadt

Was war geschehen, dass sich Münzer bei den Behörden für Wina Georgi einsetzte?

Tatsächlich ließ das Reichssicherheitshauptamt (RSHA) im Januar 1944 in einer reichsweiten Aktion Juden aus sogenannten aufgelösten „Mischehen“ deportieren. Zwar gab es schon vorher Deportationen von Juden aus solchen ehemaligen Ehen, z.B. seit Sommer 1942 von München nach Theresienstadt<sup>42</sup>, aber zum endgültigen Schlag holte das RSHA aus, als es die noch verbliebenen verwitweten und geschiedenen deutschen Juden aus „Mischehen“ in einer überraschenden Aktion zwischen dem 5. und dem 10. Januar 1944 verhaften und nach Theresienstadt verschleppen ließ.<sup>43</sup> Die blitzartige Aktion sollte das Untertauchen der Betroffenen verhindern, was im Falle von Wina Georgi aufgrund ihres Alters von 71 Jahren sicherlich nicht zu befürchten stand.

Münzer notierte in seinem Tagebuch am 9. Januar: „Mittags Nachricht von Fr. Georgis ‚Abwanderung‘. Besprechung mit Kreisleiter. Bericht für die Gestapo aufgesetzt.“ Der Terminus „Abwanderung“ entspricht der

normierten NS-Sprachregelung, schönrednerisch den Tatbestand der Deportation in die Konzentrationslager zu verhüllen, weshalb ihn Münzer auch in Anführungszeichen setzte.

Leider wissen wir nicht, woher oder von wem Münzer diese Nachricht erhalten hatte, die ihm vor Zustellung der Vermögenseinziehung durch die Gestapo bekannt wurde.<sup>44</sup> Zu vermuten sind kommunale NS-Behörden, wie Bürgermeister- oder Kreisämter, die Kenntnis über die Gestellungsbescheide, also die avisierten Deportationslisten, Tage vor der Zustellung der Vermögenseinziehung besaßen und die Betroffenen vorab informieren sollten. Wahrscheinlich gab Wina Georgi diese Nachricht an Münzer weiter.

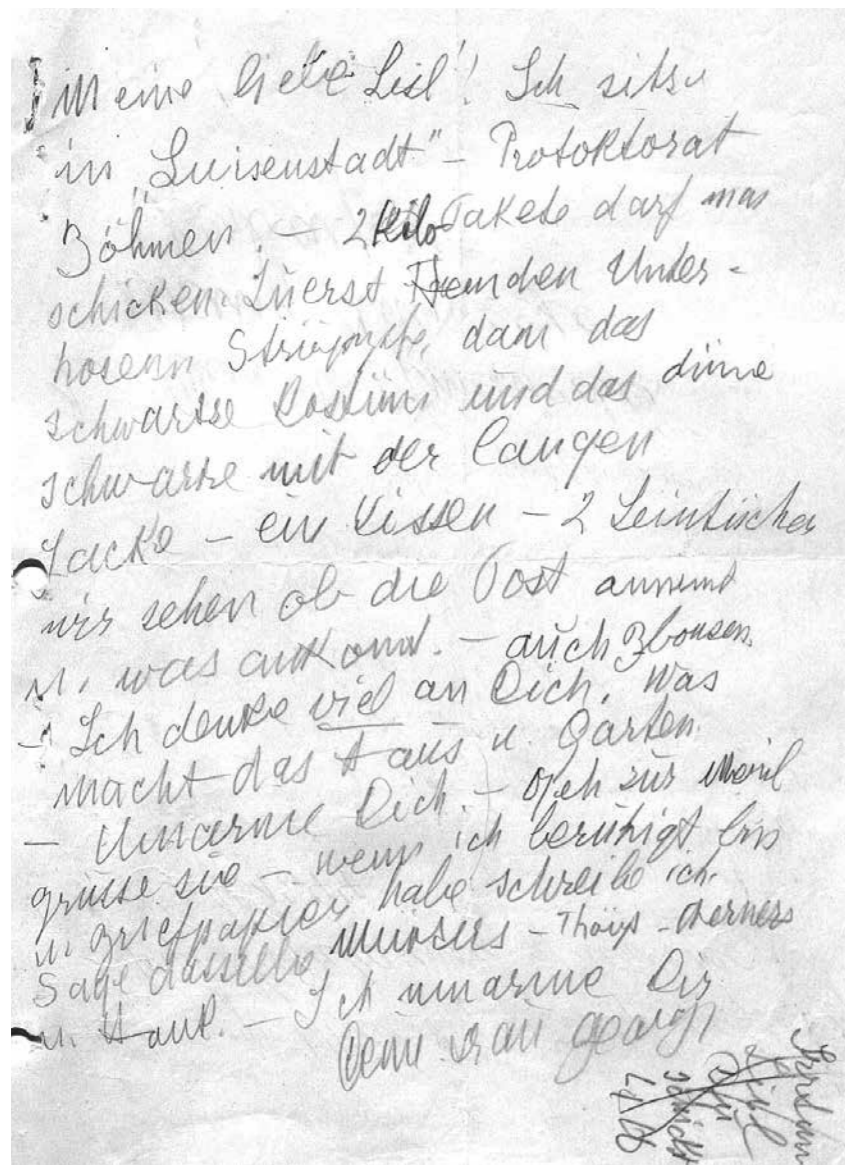
Offensichtlich glaubte Münzer, über Kreisleiter Joachim von Moltke, der unweit in Schondorf wohnte, noch Einfluss nehmen zu können. Dass er an die Gestapo einen Brief verfasste, war ein mutiger Protest. Tags darauf fuhr Münzer nach München „aufs Gaugericht“ und zur Gestapo, telefonierte erneut mit Kreisleiter Moltke, der „die Sache selbst in die Hand nehmen will“ (Eintrag vom 10.

Abb. 9: Tagebucheintrag Adolf Münzers vom Januar 1944. Foto: Florian Münzer

42 <https://gedenkbuch.muenchen.de/index.php?id=Deportationen>  
 43 Strnad, ebd. S.268f.  
 44 StAM, OFD 9504 (30) Verfügung der Gestapo vom 12.01.1944.

Januar 1944) und traf sich mit Otto Werner bei Wina. Am 11. Januar notierte Münzer, dass „Hauk“ seinen Bericht an die Gestapo nach München mitgenommen habe. Bildhauer Ferdinand Hauk war Untermieter bei Wina und hatte bei ihr ein Atelier eingerichtet. Am 13. Januar folgte die Notiz im Tagebuch: „Frau Georgi wurde abgeholt. Noch einmal an den Kreisleiter geschrieben und nachm. nach Schondorf gebracht. Besuch von Werners.“ Die Vorgänge sind bemerkenswert, zeigen sie doch, dass mehrere „arische“ Nachbarn im sozialen Umfeld Wina Georgis bis 1944 eine aktive Rolle spielten und offensichtlich auch die lokalen NS-Behörden keine Veranlassung sahen, dies zu unterbinden.

Abb. 10: Letztes Lebenszeichen Wina Georgis aus Theresienstadt. StAM, OFD 9504 (54)



Wina Georgi wurde am 12. Januar in ihrer Wohnung abgeholt und vermutlich durch den Unternehmer Gustav Sinner nach München gebracht, der für den Transport von Wina Georgi, Babette Renate Casella aus Planegg, geb. Hamburger, Maria Offner aus Gauting, geb. Benfey, und Anna Westermayer aus Ammerland, geb. Rosenthal, Transportkosten in Höhe von 120 Reichsmark beim Oberfinanzministerium geltend machte.<sup>45</sup> Der Zug, der in München am 13. Januar aufbrach, traf am 14. Januar in Theresienstadt ein, darin Wina Georgi und 32 weitere jüdische Frauen und Männer aus aufgelösten „Mischehen“, 20 von ihnen aus München.<sup>46</sup>

Aus Theresienstadt meldete sich Wina mit einem letzten Lebenszeichen bei ihrer Zugehfrau Elisabeth Gmeineder, von Wina „Lisl“ genannt, die sie um Zusendung von Wäsche bat:

Meine liebe Lisl! Ich sitze / in „Luisenstadt“ – Protokollrat / Böhmen. – 2 Kilo Pakete darf man / schicken. Zuerst Hemden Unter- / hosen Strümpfe, dann das / schwarze Kostüm und das dünne / Schwarze mit der langen / Jacke – ein Kissen – 2 Leintücher / wir sehen ob die Post annimmt / u[nd]. was ankam. – auch Blousen. / Ich denke viel an Dich. Was / macht das Haus un[d]. Garten. / – Umarme Dich. – Geh zur Meril / grüße sie – wenn ich beruhigt bin / u[nd]. Briefpapier habe schreibe ich. / Sage dasselbe Münzers – Thöniß – Werners / u. Hauk. Ich umarme Dir (sic) / Deine Wina Georgi

Re unten durchgestrichen; Irrtum / Lisl / Du / schickst / L + H (?)

Elisabeth Gmeineder aus Utting trug dieser Brief eine Vorladung beim Hauptzollamt in der Schwanthaler Straße ein: Die Gestapo hatte sie angezeigt und verdächtigte sie der Unterschlagung der beschriebenen Kleidungsstücke.<sup>47</sup>

Zeigten bereits die Tintenflecken der Vermögenserklärung, die Wina Georgi am 12. Januar gegenüber der Gestapo machte, in welchem aufgelöstem Zustand sie das Formular ausgefüllt haben muss, so spricht auch die Handschrift und der Inhalt dieser letzten undatierten Notiz mit Grüßen an die Nachbarschaft eine deutliche Sprache: Sie verwechselte den Namen ihres Aufenthaltsortes, glaubte, sich in ihren Formulierungen geirrt zu haben und deutete ihren verstörten Zustand an, indem

sie schrieb, dass sie sich melden würde, wenn sie sich beruhigt habe.

Dazu kam es nicht mehr. Sie starb nur einige Tage später unter ungeklärten Umständen am 23. Januar 1944. Der Einäscherungsbeleg datiert vom 24. Januar 1944.<sup>48</sup>

In ihrem Testament vom 8. Juni 1941, das als Abschrift im Gemeindegarchiv Dießen vorliegt, hatte sie verfügt:

„Ich werde verbrannt, auf dem Stein darf mein Familienname nicht stehen. Ich bitte auch den Geschwistern von meinem Mann, mir zu verzeihen, falls ich ihnen weh getan habe.“<sup>49</sup>

#### IV. Behördliche Abwicklung von Fall O 5205-BIII 1244<sup>50</sup>

Die Schnelligkeit, mit der die Behörden unmittelbar nach Wina Georgis Tod systematisch ihr Vermögen abwickelten, zeigt das große Interesse staatlicher, städtischer und lokaler Akteure sowie von NSDAP-Institutionen, an der Existenzvernichtung der deutschen Juden wirtschaftlich zu profitieren.

Bereits am 28. Januar kontaktierte das Oberfinanzpräsidium in München den in der Vermögenserklärung genannten Erben.<sup>51</sup> Zuständig für die Verwertung jüdischen Vermögens waren seit 1941 die regionalen Oberfinanzpräsidien, in denen die deportierten Juden ihren letzten Wohnsitz gehabt hatten. Im Münchner Oberfinanzpräsidium war das im November 1941 eingerichtete „Arbeitsgebiet III Vermögensverwertung“ zuständig, eine personalstarke Dienststelle mit bis zu 50 Angestellten und Beamten, die ca. 7.800 jüdische Vermögen von emigrierten, deportierten oder verstorbenen Personen abwickeln soll.<sup>52</sup> Leiter der Vermögensverwertung in München war 1944 Friedrich Hirsch. Die Dienststelle konzentrierte sich

nicht nur auf die Verwertung von Möbeln, beweglichen Gegenständen und die Einziehung von Geld- und Wertpapieren<sup>53</sup>, sondern verwertete auch die Grundstücke. So beantragte sie die Umschreibung im Grundbuch des am 12. Januar eingezogenen Vermögens von Wina Georgi am 5. April 1944 beim Amtsgericht Landsberg.<sup>54</sup> Weiterhin beauftragte sie das Finanzamt Landsberg, die Verwaltung der vermieteten Räume zu übernehmen.<sup>55</sup>

Der im Testament benannte Erbe meldete über ein juristisches Mandat seine Ansprüche mit Schreiben vom 15. Februar an das Oberfinanzpräsidium an, darunter eine Hypothekenschuld, das Darlehen für die monatlichen, an Wina Georgi geleisteten Zahlungen sowie die dafür fälligen Zinsen. Am 24. März erklärte sich der Erbe einverstanden, dass die Verpflichtungen aus dem Verkauf des beweglichen Vermögens beglichen werden.<sup>56</sup> Seinem Interesse am Erwerb des Hauses gab das Oberfinanzpräsidium nicht statt, zahlte aber die gegenüber ihm bestehenden Verpflichtungen im Juli 1944 aus.<sup>57</sup>

Die Stadt Landsberg war schneller im Wettlauf um die Profite aus dem Kunstraub: Bereits am 24. Januar 1944 notierte Sachbearbeiter Kraus im Arbeitsgebiet III der Oberfinanzdirektion München, dass sich der Kulturreferent im Propagandaministerium Max Heiss fernmündlich bei ihm gemeldet hätten, dass „hinsichtlich der Verwertung des Mobiliars nichts zu unternehmen sei“, da sich die Stadt Landsberg und die Kreisleitung der NSDAP bei Herrn Heiss um die hinterlassenen Bilder Walther Georgis beworben habe.<sup>58</sup>

Max Heiss, seit März 1937 Referent für Kunsthandelsfragen bei der Zweigstelle München-Oberbayern der Reichskulturkammer, war in München zuständig für die Überwa-

45 StAM, OFD 9504 (60) Rechnung über Transportkosten vom 4. Februar 1944. Die genannten Frauen waren im gleichen Transport, der am 13. Januar von München nach Theresienstadt ging.  
 46 [https://gedenkbuch.muenchen.de/index.php?id=gedenkbuch\\_transport&ddat=13.01.1944&Ziel=theresienstadt](https://gedenkbuch.muenchen.de/index.php?id=gedenkbuch_transport&ddat=13.01.1944&Ziel=theresienstadt) (07.06.2021).  
 47 StAM, OFD 9504 (53ff.)

48 Die meisten älteren Bewohner und Bewohnerinnen von Theresienstadt starben an Dysenterie aufgrund der schlechten Lebensbedingungen, vgl. hierzu Anna Hajkova, *The Last Ghetto: An Everyday History of Theresienstadt* (Oxford University Press, 2020). Einäscherungsbeleg vgl. Bad Arolsen Archives: [https://collections.arolsen-archives.org/archive/5028955/?p=1&s=Wina%20Georgi&doc\\_id=5028955](https://collections.arolsen-archives.org/archive/5028955/?p=1&s=Wina%20Georgi&doc_id=5028955) (4.10.2021)  
 49 Dießener Marktarchiv A063/03.  
 50 Seit 1941 führten die Finanzpräsidien einheitlich das Aktenzeichen O 5205 für die „Übernahme von Vermögen, das zugunsten des Reichs eingezogen ist“: Christiane Kuller, *Bürokratie und Verbrechen. Antisemitische Finanzpolitik und Verwaltungspraxis im nationalsozialistischen Deutschland*. München 2013, S. 100.  
 51 Entwurf des Schreibens vom 28.1., expediert am 31.01.44. StAM, OFD 9504 (49-52).  
 52 Christiane Kuller, *Bürokratie und Verbrechen. Antisemitische Finanzpolitik und Verwaltungspraxis im nationalsozialistischen Deutschland*. München 2013, Kap. 1 und S. 412.  
 53 Winas Konto mit einem Guthabensaldo von 533,90 RM bei der Bayerischen Vereinsbank unterlag einer Sicherungsanordnung durch die Devisenstelle. Das Guthaben wurde am 24. April zugunsten des Oberfinanzpräsidiums eingezogen, wie auch die Reichsanleihen am 10. Mai. StAM, OFD 9504 (131ff).  
 54 StAM, OFD 9504 (64) und Auszug aus dem Grundbuch vom 15.4.1944 (117 f.).  
 55 StAM, OFD 9504, vom 4.4.1944 und vom 8.6.1944.  
 56 StAM, OFD 9504 (112-114) Schreiben an das Oberfinanzpräsidium vom 24.3.1944.  
 57 StAM, OFD 9504 (160ff.) Feststellung des Oberfinanzpräsidenten vom 23.06.1944 mit dem Hinweis: „Die Bezahlung der Schuld ist jetzt schon durch den Verkauf von Kunstgegenständen usw. möglich geworden. Sie ist sofort durchzuführen“; ebd. (165) Mitteilung an das Finanzamt Stuttgart vom 7.7.1944.  
 58 StAM, OFD 9504 (48).

chung des Kunst- und Antiquitätenhandels, der Kunstverlage und der Kunstversteigerungen. Auf seine Initiative soll der Münchner Kunstraub von 1938/39, eine der größten systematischen Raubaktionen im Altreich, zurückgegangen sein.<sup>59</sup>

Offenbar hatte Bürgermeister Linn die Gelegenheit, die in Wina Georgis Haus hinterstellten Bilder am 25. Februar zu besichtigen und in Absprache mit der Reichskulturkammer den größten Teil des Nachlasses, z.T. großformatige Gemälde, in Auswahl zu nehmen.<sup>60</sup> Noch am selben Tag bat er Moltke, bei der Reichskulturkammer und beim Oberfinanzpräsidium den Erwerb zu erwirken.<sup>61</sup> Die offizielle Übergabe von 47 Bildern – zunächst noch als Leihgabe – erfolgte am 27. März 1944: Stolz präsentierte Linn die Bilder vier Tage später den Landsberger Ratsherren. Sie sollten – ähnlich dem Bestand der Herkomer-Sammlung – in einer ständigen Ausstellung „im Rathaus oder im Museum“ gezeigt werden.<sup>62</sup>

Die übrigen Bilder und Möbel, die noch in Holzhausen untergebracht waren, kamen zur Versteigerung. Verschiedene Abrechnungen belegen, dass vor allem ein Kunstsachverständiger profitierte: Hellmut Lüdke, Pilotystr. 10 in München. Er war mit der Schätzung und Versteigerung des beweglichen Vermögens beauftragt und stellte eine Rechnung über 600 RM Schätzgebühr am 12. März.<sup>63</sup> Die Bilder und Möbel scheinen am 27. April von Holzhausen in die Auktion desselben Tages geliefert worden zu sein.<sup>64</sup> Der Versteigerungserlös von 65.231 RM brachte ihm bei einer Versteigerungsgebühr von 18,2 Prozent Einnahmen in Höhe von 11.872 RM. Weitere Erlöse erzielte Lüdke durch weitere Verkäufe am 2. Juni und 4. Juli 1944.<sup>65</sup>

Der Umstand, dass die Erlöse die Verpflichtungen gegenüber dem Erben deutlich überstiegen – nebenbei bemerkt gehörten Haus und das gesamte Inventar zur Erbschaft –, machte den Weg frei für einen Ankauf der Bilder durch die Stadt Landsberg. Am 9. Mai trafen sich Finanzpräsident Hans Rauch, Bürgermeister Dr. Karl Linn und Kreisleiter Joachim von Moltke in Landsberg, vermutlich, weil sich Rauch einen Eindruck von den Bildern verschaffen wollte und weil ein Nachtrag über ein weiteres Bild vereinbart wurde. Tags drauf stimmte sich Rauch gemeinsam mit Friedrich Hirsch, leitender Beamter für die Verwertungsdienststelle in München, im Reichsfinanzministerium ab.<sup>66</sup> Max Heiss von der Reichskulturkammer hatte ihm bereits schriftlich bestätigt, dass er dem Antrag des Kreisleiters auf Ankauf stattgebe, „da es sich lediglich um einen Künstlernachlass mittlerer Qualität handelte, der für die öffentliche Hand nicht in Frage kommt.“<sup>67</sup> Die Zahlung für die 48 Bilder in Höhe von 25.000 Reichsmark ging am 24. Mai 1944 beim Oberfinanzpräsidium ein.<sup>68</sup> Für die Vermittlung des Ankaufs erhielt Kreisleiter Moltke ein „Blumenbild“, das er der Stadt für 1.500 RM zurückverkauft haben soll.<sup>69</sup>

Zur Vereinbarung mit der Familie Walther Georgis kam es erst im September 1944, da es zuvor Probleme bei der Adressermittlung gab. Die 15 Bilder aus dem Nachlass in Familienbesitz, die Wina Georgi als solche kenntlich gemacht hatte und noch in Holzhausen verwahrt waren, beabsichtigte die Familie der Stadt Landsberg zu schenken, nachdem sie erfahren hatte, dass die Stadt den Großteil der Sammlung erworben hatte.<sup>70</sup> Offensichtlich sah sich der Berliner Familienteil nicht



Abb.11: Gemäldevorderseite Walther Georgi, Selbstporträt, Öl auf Leinwand, 1900, INV 3816, Dauerleihgabe. Foto: Neues Stadtmuseum, Stephanie Irlen

mehr in der Lage, während der Spätphase des Krieges die Bilder abzuholen.<sup>71</sup> Die Stadt Landsberg hatte ihrerseits im Juli veranlasst, dass die Georgi-Bilder in Schloss Greifenberg eingelagert wurden, um sie vor Luftangriffen zu schützen.<sup>72</sup>

## V. Die Georgi-Bilder am Central Collecting Point

Die Restitution von Kulturgütern insbesondere in der amerikanischen Besatzungszone wurde nach dem Krieg zügig vorangetrieben. Im November 1947 erließen die Amerikaner im Alleingang ein Rückerstattungsgesetz. Dieses Militärregierungsgesetz Nr. 59 (USREG) lieferte die gesetzliche Grundlage für die Rückerstattung in Bayern. Nach eigenen Angaben

hat allein die amerikanische Militärregierung bis Ende März 1948 rund 470.000 Kunstgegenstände und 1,7 Millionen Bücher aus 1.412 Auslagerungsstätten auf dem Wege der äußeren Rückerstattung, das meint die Restitution ins Ausland, repatriiert.<sup>73</sup> Die „innere Restitution“ bezeichnet nach diesem Gesetz die Rückerstattung innerhalb Deutschlands an Personen, die „aus Gründen der Rasse, Religion, Nationalität, Weltanschauung oder politischer Gegnerschaft gegen den Nationalsozialismus“ beraubt worden waren. Anders als bei der „äußeren Restitution“ konnten im Rahmen der „inneren Restitution“ die Eigentümer selbst beim Central Collecting Point in München die Rückgabe beantragen.<sup>74</sup>

59 Christiane Kuller, Der Münchner Kunstraub 1938/39. In: Judenverfolgung in München, hrsg. von Alan E. Steinweis. Münchner Beiträge zur jüdischen Geschichte und Kultur, Jg. 8, Heft 2, 2014, S. 42f. S. auch Jan Schleusener (Anm. 3)

60 StALL NA 9638, Aktenseite 26: Aktennotiz vom 25.2.1944.

61 StAM, OFD 9506 (69) vom 25.2.1944.

62 StALL 9638 Aktenseite 27: Auszug aus der Beratungsbuch der Sitzung von Freitag, den 31. März 1944 im Herkomersaal; Aktenseite 25 „Von der Reichskulturkammer für das Heimatmuseum in Landsberg/Lech bestimmte Bilder aus dem Besitz Georgi Wina Sara, Holzhausen/Ammersee als ständige Leihgabe des Reiches der unmittelbaren Stadt Landsberg/Lech überlassen.“

63 StAM, OFD 9504 unpag. Aktenseite (104).

64 StAM, OFD 9504 (140) Anordnung an die Finanzkasse über 649,60 RM Transportkosten vom 27.4.44 an Karl Mayer, Diessen und Versteigerungsabrechnung mit Auflistung der Objekte Hellmut Lüdkes vom 27.4.44, StALL NA 9638 Aktenseite 15, LEA 13054 Aktenseiten 7-10.

65 StAM, OFD 9504 unpag. Aktenseiten (149; 169); StAM Wb Ia 2695 Aktenseite 10.

66 StAM, OFD 9504 Feststellung Hirschs vom 10.05.1944, unpaginierte Aktenseite (143).

67 StAM, OFD 9504 (145) Schreiben Max Heiss' an Oberfinanzpräsident Hirsch vom 8.5.1944.

68 StAM, OFD 9504 (166) Schreiben Linns vom 23.5.1944 an Oberfinanzpräsidium und Zahlungseingang bestätigt im Schreiben Angelo Kramels an Justizrat Schramm vom 18.10.1948, StAM Wb Ia 2695 Aktenseite 10

69 Aussage von Oberinspektor Lindinger, zitiert im Schreiben von Landrat Gerbl vom 18.3.1946, StALL 9638 Aktenseite 20.

70 Schreiben Rudolf Georgis vom 4.9.1944 an OFP, StAM OFD (215); Schreiben Rudolf Georgis an die Stadt Landsberg mit Schenkungsabsicht vom 12.02.1945 und vom 11.04.45, StALL NA 9638 Aktenseite 22 und 23.-Mitteilung Rudolf Georgis an OFP vom 6. März 1945, StAM, OFD 9504 (249) und Freigabe des Oberfinanzpräsidenten mit Liste der Bilder vom 10. April 1945, StAM, OFD (250f.).

71 Es handelt sich überwiegend um Porträts der Familienmitglieder, darunter ein Selbstporträt Georgis, Porträts der Eltern und Schwestern sowie vier kleine Ölbilder von Wina. Der Verbleib von letzteren ist unbekannt.

72 Verzeichnis der Kunstgegenstände vom 15. August 1944, StALL NA 9638 Aktenseite 24.

73 Leitfaden Provenienzforschung S. 19

74 Iris Lauterbach, Central Art Collecting Point (1945-49). Historisches Lexikon Bayern, [https://www.historisches-lexikon-bayerns.de/Lexikon/Central\\_Art\\_Collecting\\_Point\\_\(1945-1949\)](https://www.historisches-lexikon-bayerns.de/Lexikon/Central_Art_Collecting_Point_(1945-1949)), letzter Abruf am 18.12.2020.



Abb. 12: Gemälderückseite INV 3816, bezeichnet auf dem Keilrahmen oben in blauer Kreide „54“ (zweimal), rechts daneben die CCP-Nummer „47404“. Auf dem Kopf stehend und an der linken oberen Ecke des Keilrahmens befindet sich die in rot geschriebene Nummer „62“ der Bergungsliste nach Schloss Greifenberg.  
Foto: Neues Stadtmuseum, Stephanie Irlen

Bereits im August 1945 teilte das Oberfinanzpräsidium der Stadt Landsberg mit, dass die Bilder aus dem Nachlass Wina Georgis gesperrt seien. Die Verlagerung an den Central Collecting Point in München erfolgte jedoch erst am 30. Juni 1948.<sup>75</sup> Eine erneute Schätzung der Bilder fand durch Dr. Eberhard Schenk zu Schweinsberg statt, der während der NS-Zeit Direktor der Kunstsammlungen in Gotha war. Der Erbberechtigte trat bereits im Januar 1946 an die Stadt Landsberg heran und verlangte die Herausgabe der Bilder, die er gegen Zahlung des Kaufpreises zu erwerben gedachte.<sup>76</sup> Da jedoch keine Freigabe der Bilder durch das Oberfinanzpräsidium vorlag, verzögerte sich eine Einigung.

75 StALL 9638 (19), Abschrift der Loading List vom 28.06.48, gezeichnet durch Kunsthistoriker Herbert S. Leonard, Leiter des Central Collecting Points in München seit 1947. Berechtigt zum Transport am 30. Juni war Alfred Gall.

76 Schreiben vom 9.01.1946, StAM Wb Ia 2695 Aktenseite 93.

77 Ausfertigung des Beschlusses vom 9.1.1951, StALL NA 9638.

78 StALL NA 9638 vom 29.03.1951 und NARA M 1947, <https://fold3.com/image/232027506>.

79 StALL NA 9638 (01) Protokoll vom 22.05.1951.

Mit dem neu geschaffenen Rückerstattungsgesetz meldete Otto Werner seine Ansprüche im November 1948 bei der Central Claims Agency in Bad Nauheim offiziell an. Erstaunlicherweise waren die bereits an ihn gezahlten Erstattungsbeträge nicht mehr Gegenstand der Verhandlungen, sondern es wurde festgestellt, dass das Vermögen Wina Georgis ersatzlos eingezogen worden sei. Gegen den Beschluss der Wiedergutmachungskammer am Landgericht München vom 6. Juli 1950 legte die Stadt Landsberg Beschwerde ein, die vor der Kammer abgewiesen wurde. Das Oberlandesgericht, Wiedergutmachungssenat, hob den Beschluss am 18. Dezember 1950 jedoch wieder auf und verwies den Fall zurück in die Wiedergutmachungskammer.<sup>77</sup> Schließlich kam es am 29. März 1951 zwischen beiden Parteien zum außergerichtlichen Vergleich, bei dem der Stadt Landsberg 27 der insgesamt 48 Bilder zugesprochen wurden. Die 21 Bilder des Erbberechtigten trafen am 23. Oktober 1951 in Holzhausen ein.<sup>78</sup> Der Vergleich wurde am 22. Mai 1951 von der Wiedergutmachungskammer protokolliert.<sup>79</sup>

Üblicherweise wurden die als Raubkunst erfassten und zurück zu erstattenden Kulturgüter durch eine fünfstellige Nummer im Central Collecting Point ausgezeichnet.

Für die Provenienzforschung unerlässlich sind darum die Vermerke auf den Gemälderückseiten: Die in blauer Kreide geschriebene CCP-Nummer sowie die ebenfalls in blauer Kreide geschriebene Nummer der NS-Behörden, die vermutlich Hellmut Lüdke bei der Erfassung und Schätzung des Inventars vergab und die ihm als Basis seiner Auktionsliste diente.

## VI. Resumée

Der Anspruch des Erbberechtigten auf Haus und Inventar lässt sich klar dokumentieren. Der durch die Stadt Landsberg erworbene Teil der Sammlung ist davon nicht ausgenommen. Durch die finanzielle Erstattung in NS-Zeit, der der Erbberechtigte zustimmte, und die nicht mehr Gegenstand der Nachkriegsverhandlungen war, wird der Sachverhalt komplizierter: Die Gemälde hätten dem Erben in natura erstattet werden müssen, gleichzeitig hatte er ihre Herausgabe nicht reklamiert, sondern dem Verkauf zur Deckung der Schulden zugestimmt<sup>80</sup>. In der Nachkriegszeit kam es am 22.11.1949 zum Vergleich zwischen dem Land Bayern und dem Erbberechtigten zur Rückerstattung des Hauses, am 9.1.1953 zum Schuldanerkenntnis des versteigerten Inventars.<sup>81</sup> Durch den außergerichtlichen Vergleich vom 29.3.1951 haben sich die Stadt Landsberg und der Erbe auf eine Teilung des Gemäldebestandes geeinigt, was aus meiner Sicht als faire Lösung gewertet werden kann. In der Handreichung zur Umsetzung der „Erklärung der Bundesregierung, der Länder und der kommunalen Spitzenverbände zur Auffindung und zur Rückgabe NS-verfolgungsbedingt entzogenen Kulturgutes, insbesondere aus jüdischem Besitz“ vom Dezember 1999 heißt es dazu: „Eine bereits geleistete Wiedergutmachungsleistung kann dazu führen, dass der Verbleib des Kunstwerks bei der öffentlichen Institution einer gerechten und fairen Lösung dient, wenn der damals Berechtigte dies im Rahmen der Wiedergutmachung zum Ausdruck gebracht hat.“<sup>82</sup>

Durch den Kontakt zum Erbnachfolger konnte das Stadtmuseum seine Sammlung durch weitere Ankäufe, Dauerleihgaben und Schenkungen erweitern. Dennoch ist die Sammlungspolitik des Stadtmuseums eine Gratwanderung zwischen dem Interesse, den Bestand zu erweitern und öffentlich zugänglich zu machen und der moralischen Verpflichtung, bei jedem Ankauf durch die Provenienzforschung die Zugehörigkeit zum 1944 erfassten Eigentum Wina Georgis auszuschließen.<sup>83</sup> Adolf Münzer stellte fest:

„Diese Hinterlassenschaft hat seine Frau, seine Lebensgefährtin, obige W.S. Georgi, durch 20 Jahre hindurch treu gehegt und gepflegt, trotzdem gar kein Vermögen vorhanden war und sie kaum etwas von dem Nachlass veräußert. Sein Atelier mit einem sprechend lebendigen Selbstbildnis in der Mitte ist mit Ausnahme einer Anzahl der Werke, die Frau Georgi dem Städtischen Museum in München kostenlos übergeben hat, heute noch so erhalten, wie Walter Georgi es verliess. Sie hat in den allerbescheidensten Verhältnissen gelebt, nur um den Nachlass ihres Mannes zu erhalten.“<sup>84</sup>

Die Gemälde in der Sammlung des Stadtmuseums verkörpern das an Wina Georgi begangene nationalsozialistische Unrecht. Die Auseinandersetzung mit ihm soll darum in der neuen Dauerausstellung ermöglicht werden, um an Wina Georgis tragischen Lebensweg und ihre Bemühungen um den Nachlass ihres Mannes zu erinnern. Parallel dazu werden die Recherchen im Austausch mit den Kollegen aus anderen Einrichtungen, die mit der Provenienzforschung zu Werken Walther Georgis befasst sind, fortgeführt.

80 StAM OFD 9504 (114): Die Formulierung im Schreiben Schramms vom 24.3.1944 lautet: „Bezüglich der Bezahlung ist eine Verständigung mit meinem Herrn Mandanten ohne weiteres möglich. Ich erlaube mir folgendes vorzuschlagen ... Die Schuld wird in der Weise beglichen, dass das Deutsche Reich diejenigen Beträge, welche es durch Verkauf von Kunstgegenständen oder Wohnungseinrichtungsgegenständen flüssig macht, jeweils à conto des oben erwähnten Guthabens an meine Partei abführt.“

81 StAM Wb Ia 2695 und LEA 13054 Aktenseite 29. Die Ersatzleistung wurde auf 70.000 DM festgesetzt. Die Anmeldung vom 29.11.1948 nimmt Bezug auf die Versteigerungserlöse in Höhe von 69.611 RM (LEA 13054 Aktenseite 6 (Beilage zum Antrag)). Die bereits 1944 erstattete Summe betrug 49.162,69 RM, welche jedoch nicht mehr in Abzug gebracht wurde. StAM OFD 9504 (163): Feststellung des Oberfinanzpräsidenten vom 23.06.1944.

82 <https://www.bundesregierung.de/resource/blob/974430/780588/fce6268b76a5d01a8ab46a3c1cb70c70/2009-03-26-handreichung-barrierefrei-data.pdf?download=1> (13.10.2021)

83 Etliche der Bilder, die auf den beiden Auktionen 1944 veräußert wurden, tragen keine Titel und sind grundsätzlich nicht vermaßt, so dass eine Identifizierung oft nur durch erhaltene Vermerke auf den Bildrückseiten möglich ist.

84 StAM OFD 9504 (70) Schreiben Münzers vom 13.01.1944.

# Kunst aus NS-Zeit oder Nazikunst?

Hermann Croissants Bild „Lebensalter“ im Stadtmuseum



VON SONIA FISCHER

In der Sammlung des Landsberger Stadtmuseums befindet sich ein dreiteiliges Bild des Malers Hermann Croissant, das die Sparkasse Landsberg mit zwei weiteren Bildern nach Auflösung ihrer Lagerfläche im Oktober 2007 dem Museum schenkte. Es handelt sich dabei um Bilder aus nationalsozialistischer Zeit, die von stadt- und zeitgeschichtlichem Interesse sind.<sup>1</sup> Nach einer Zwischenlagerung im Bauhof und im Frauenwald-Depot reinigte Restauratorin Barbara Staudacher 2021 die verschmutzte Oberfläche und brachte sie in einen konservatorisch vertretbaren Zustand.

Die Auseinandersetzung mit nationalsozialistischer Kunst ist nach wie vor ein heikles Unterfangen.<sup>2</sup> Die historische Kontextualisierung bietet jedoch die Chance zu differenzieren: Inwieweit wurden diese Bilder als Mittel der Propaganda eingesetzt? Handelt es sich im Einzelfall um „Kunst aus NS-Zeit“, was sich neutral auf den Entstehungszeitraum bezieht, um „Nazi-Kunst“, ein Begriff, der pejorativ wertend verwendet wird, oder um

einen der vielen Zwischentöne, die sich für angepasste Kunst ausmachen lässt?<sup>3</sup>

Dieser Artikel fasst die Ergebnisse meiner Recherchen zur Beauftragung und zur Herkunft des Bildes sowie einige Betrachtungen zu formalen, stilistischen und inhaltlichen Aspekten des Gemäldes zusammen, um letztlich die Frage beantworten zu können, inwieweit das Bild als Vertreter nationalsozialistischer Bildkultur angesprochen werden kann und wie das Werk im Schaffen des Malers einzuordnen ist.

Das dreiteilige Bild „Lebensalter“ ist eine großformatige Arbeit des Pfälzer Malers Hermann Croissant (17.07.1897-24.03.1963), der sich in den zwanziger Jahren in Berlin und Landau einen Namen als Landschaftsmaler gemacht hatte.<sup>4</sup>

Die Szenerie vor Landsberger Stadtkulisse ist in Mischtechnik gemalt. Die Gouachemalerei kombiniert lasierende Flächen mit schraffierter Binnenzeichnung. Figuren, Stadtvedute und landschaftliche Details sind

konturiert dargestellt, so dass ein grafischer Gesamteindruck entsteht. Die Vorzeichnung in Bleistift scheint an manchen Stellen des Bildträgers, einer gepressten Pappe, durch. Die Bildrückseite ist beschriftet: „H.C. 3 – Von Landau nach Landsberg a/Lech Bürgermeisteramt. Nicht stossen! – Vorsicht Gemälde – Vor Nässe schützen“.<sup>5</sup>

Dieser Hinweis auf das Bürgermeisteramt sorgte zunächst für Verwirrung: Waren die Bilder im Auftrag des Bürgermeisters oder der Sparkasse gemalt worden, deren Verwaltungen sich nur bis 1936 Räumlichkeiten unter einem Dach, nämlich im Magistratsgebäude am Hauptplatz 6, geteilt hatten? 1937, kurz vor dem Herstellungszeitpunkt, hatte sowohl die Stadtverwaltung ein neues Gebäude am Hauptplatz 1 als auch die Sparkasse neue Räumlichkeiten bezogen<sup>6</sup>, so dass möglicherweise beide Verwaltungen ihre Wände mit repräsentativer Kunst ausgeschmückt wissen wollten.

Da jedoch die erste Veröffentlichung der Landsberger Bilder, ein Artikel von Leopold Reitz in der Zeitschrift „Westmark“ 1941, den Ausstellungsort mit „Stadtparkasse Landsberg am Lech“ angibt, ist davon auszugehen, dass die Sparkasse die Bilder beauftragt hatte, die durch NS-Bürgermeister Karl Linn lediglich vermittelt worden sind.<sup>7</sup>

Dr. Karl Linn war in der bayerischen Pfalz aufgewachsen und kehrte nach seinem Studium in die Pfalz zurück. Ab 1929 war er Regierungsassessor in Speyer, ab 1931 in Pirmasens als Regierungsrat für das Bezirksamt tätig, bis ihn Kreisleiter Joachim von Moltke 1936 ins Bezirksamt nach Landsberg am Lech holte.<sup>8</sup> In seiner Funktion als stellvertretender Landrat wird er in Pirmasens die Bekanntschaft mit dem Maler Hermann Croissant gemacht haben – wenn nicht persönlich, so aber mit seinem Werk, da der Maler das Hallenbad von Pirmasens 1934 mit einem Wandbild ausgeschmückt hatte.

Abb. 1-3: Hermann Croissant, Lebensalter, 1940, Mischtechnik auf Hartfaserplatte, dreiteilig, Höhe 165 cm, Breite 400 cm, davon Mittelteil 200 cm, seitliche Flügel je 100 cm, INV 4460. Foto: Constanze Finkenbeiner © Neues Stadtmuseum.

1 Stadtmuseum Landsberg INV 4460

2 Christmut Präger, „Hinsehen, Nachlesen, Ernstnehmen!“ Kunst aus der Zeit des Nationalsozialismus in Ausstellungen seit 1945. In: Tradition und Propaganda. Eine Bestandsaufnahme. Kunst aus der Zeit des Nationalsozialismus in der Städtischen Sammlung Würzburg, Würzburg 2013, S. 36.

3 Ebd. S. 32. Zur näheren Begriffsbestimmung vgl. Christoph Zuschlag, Ebd., S. 19f. -Zuletzt auch: Die Liste der Gottbegnadeten. Künstler des Nationalsozialismus in der Bundesrepublik, hrsg. von Wolfgang Brauneis und Raphael Gross für das Deutsche Historische Museum, Berlin, München 2021.

4 Wolfgang Diehl, Hermann Croissant. Maler zwischen Tradition u. Moderne, Landau 1987.

5 Die Bilder „Winter“ und „Sommer“ tragen rückseitig entsprechend den Vermerk „H.C. 2“ und „H.C. 1“.

6 Das Bürgermeisteramt befand sich nach dem Bau der Neuen Bergstraße im Schmalzturm, der durch die neu entstandene Häuserpartie mit Tordurchfahrt für die Verwaltung erschlossen wurde. Nach dem Auszug der Stadtverwaltung aus dem Magistratsgebäude am Hauptplatz 6 wurde das Gebäude und die Räumlichkeiten für die Sparkasse neu geplant.

7 Leopold Reitz, Die Westmark, 8. Jg., 1940/41, S. 236f. Auf der Suche nach einem Beauftragungsbeleg wurden vorsorglich auch die Korrespondenz des Bürgermeisters, die Stadtratsprotokolle und die Rechnungsbücher geprüft, die keinen Hinweis erbrachten. Die Stadt Landsberg hat von 1940 bis 1944 Kunstankäufe getätigt, die in einem Aktenvermerk des Jahres 1945 auf insgesamt 77.053,45 RM beziffert werden. StALL NA 02874-02: Aktenvermerk vom 28.11.1945 von Stadtkämmerer Paul Winkelmayr. Siehe auch Niederschrift des Arbeitsausschusses am 6.12.1945, Punkt 4.

8 StALL NA1197 Dienstbetrieb 1937 bis 1938: Lebenslauf Karl Linn.

Abb. 4: Lesendes Mädchen,  
Bildausschnitt INV 4460.  
Foto: Barbara Staudacher  
© Neues Stadtmuseum



Abb. 5: Hermann Croissant, Porträt  
Thomas Croissant,  
Öl auf Leinwand, ca. 1937,  
Privatbesitz. © Doris Ledderose-  
Croissant.



Das 1940 dargestellte Thema „Lebensalter“ fügt sich in eine Reihe von monumentalen figürlichen Darstellungen ein, die Croissant in nationalsozialistischer Zeit als Wandbilder ausführte, so „Die Lebensalter“ für das städtische Krankenhaus in Landau, für den Kreistagssaal in Kusel (1934), „Badende“ für das Pirmasenser Hallenbad (1934), für die Führerschule der Deutschen Ärzteschaft in Alt-Rehse (1935), für die Zweibrückener Fasanerie (1941/42) oder die Kantine der Stadtwerke Metz (1944).<sup>9</sup>

Wie haben die Landsberger die Bilder aufgenommen, als sie 1940 in der Sparkasse ausgestellt wurden? Leider gibt es dazu keinen Niederschlag in der Landsberger Zeitung.<sup>10</sup> Es gibt aber einen Hinweis, dass die Bilder so gut ankamen, dass sie nach 1945 nicht aus dem öffentlichen Gebäude entfernt wurden: Dies verrät eine Übermalung. Kommen wir also zur Beschreibung des Bildinhalts.

Das Triptychon zeigt im Bildmittelteil eine sechsköpfige Familie vor der Landsberger Stadtkulisse: Während der Vater seine Hand auf die Schulter des ältesten Sohnes gelegt hat, der etwas jüngere Sohn von der Familie abgewandt einen Segelflieger zum Starten über

den Kopf hebt, sitzt die Mutter mit dem jüngsten Kind auf dem Schoß zentral in der Bildmitte, neben ihr steht die Wiege, auf dessen Stirnseite die Jahreszahl 1940 prangt. In der Wiese zu Füßen der Mutter hockt ein über ein Buch gebeugtes etwa fünfjähriges Mädchen.

Wie sich im Laufe der Recherchen zeigen sollte, handelt es sich bei zwei der vier Kinder um die eigenen Kinder Hermann Croissants, die ihm Modell standen. Seine Tochter Doris bestätigte diese Vermutung, die Porträtdetails wie exakt und ungewöhnlich verlaufende Haarwirbel der dargestellten Personen nahelegen, unter Vorlage eines Porträts ihres ältesten Bruders Thomas.<sup>11</sup>

Der linke Bildflügel zeigt ein junges, sich zugewandtes Paar. Die blonde junge Frau wendet dem Betrachter den Rücken zu und lehnt ihren Kopf gegen die Schulter eines jungen Mannes in Wanderkluft. Auf dem rechten Bildflügel vertreten ein stehender Mann und seine sitzende Frau, die Enkelin an der Taille umfassend, die ältere Generation. Kopftuch, einfache Kleidung und Spaten kennzeichnen das Paar als Bauern. Die Bildteile sind gemeinsam gerahmt, die Szenerie vor der Landsberger Stadtkulisse fasst das dreiteilige

<sup>9</sup> Leopold Reitz, Neue Wandbilder von Hermann Croissant, Die Westmark, 9. Jg., 1941/42. – Die Monographie Wolfgang Diehl, Hermann Croissant. Maler zwischen Tradition und Moderne, Landau 1987, S. 54ff. ist die ausführlichste Darstellung zum künstlerischen Schaffen von Hermann Croissant. – Thomas Maibaum, Die Führerschule der deutschen Ärzteschaft Alt-Rehse, Hamburg 2007, S. 16 zitiert die Beschreibung einer Kursteilnehmerin, die zu den Fresken in Alt-Rehse ausführte, sie würden „sich auf die geistige Schulung der Kursteilnehmer beziehen.“ – Clemens Jöckle, Wandbilder von Hermann Croissant (1897-1963). Pfälzer Heimat Jg. 36, Heft 3/1985, S. 118-123.

<sup>10</sup> Recherchiert wurden die Ausgaben der Landsberger Zeitung der Jahrgänge 1940 und 1941.

<sup>11</sup> Schriftliche Mitteilung von Doris Ledderose-Croissant am 3.12.2020.



Generationenbild zu einer Bildaussage zusammen.

Auffällig ist eine Übermalung im linken Bildflügel: der junge Wandersmann hat eine anatomisch nicht korrekte Armhaltung, zudem ist das Inkarnat von Armen und Beinen zu dunkel. Auch weicht diese Bildpartie von der sonst typischen Binnenschraffur ab. Ursprünglich war hier ein junger Soldat in Uniform dargestellt, der in der rechten Hand ein Gewehr hielt. Mit der Originalfassung<sup>12</sup> vor Augen ist die Kontur des Gewehrkolbens noch erkennbar. Auch wird nun die Körpersprache der jungen Frau verständlich, die im Bewusstsein einer möglicherweise ausbleibenden Rückkehr traurig den Kopf senkt. Der Aufbruch zu einer Wanderschaft vermag diese Reaktion nicht zu erklären.

Nach Kriegsende machte man das Zitat an den Krieg vergessen, indem man dem jungen Mann in neue Kleidung steckte und den Waffenrock gegen Wanderhose wechselte. Leider ist nicht bekannt, wer die Übermalung zu verantworten hat. In dieser Variante war das Bild vermutlich bis zum Umbau der Sparkasse 1963 ausgestellt. Zumindest konnte sich der ehemalige Organisationsleiter Klaus Schmid an das Bild in der Schalterhalle hängend erinnern, als er seine Lehrzeit 1959 in der Sparkasse begann.<sup>13</sup>

<sup>12</sup> Mein herzlicher Dank geht an Hermann Diehl, der mir die Fotografie aus seinen Unterlagen zur Verfügung stellte. Der Urheber und Aufnahmezeitpunkt sind leider nicht mehr bekannt.

<sup>13</sup> Interview mit Klaus Schmid am 2. August 2021.

Wenn dieses Bild also länger in einem öffentlichen Gebäude ausgestellt wurde als nur bis zum Ende des Nationalsozialismus 1945, dann wurde die Bildaussage nicht als nationalsozialistische Kunst wahrgenommen und reflektiert. Welchen Aspekten der NS-Ideologie sollte das Bildthema Ausdruck verleihen? Lässt sich das Motiv für die durch den Nationalsozialismus viel beschworene Volksgemeinschaft in Anspruch nehmen?

Die Kunst, die im Nationalsozialismus staatlich gefördert wurde – und es handelt sich in diesem Fall um eine Auftragsarbeit –, war in erster Linie kontramodern und restaurativ. Festgelegte Rollenbilder, die Landschaft als Ausdruck der Heimat und eine „volksnahe“, naturalistische Gegenständlichkeit wurden dabei gefordert.

Dass die Protagonisten bodenständigen Tätigkeiten als Bauer und Handwerker – der Familienvater in Kittelschürze soll diesen Berufsstand vertreten – nachgehen, passt in die beschworene agrarisch-vorindustrielle Idylle, die mit der tatsächlichen Realität der technisierten Gesellschaft im NS-Staat nichts zu tun hatte. Sie zitieren den NS-Topos des Gemeinschafts- und alle Klassen überwindenden Zugehörigkeitsgefühls, während die Funktion des jungen Soldaten, der in den Krieg zieht, darin besteht, stellvertretend für das ganze

Abb. 6: Fotografie Bildmittelteil  
und linker Flügel um 1940 aus dem  
Nachlass von Hermann Croissant,  
Abdruck mit freundlicher  
Genehmigung Wolfgang Diehl.



Abb. 7: Hermann Croissant, *Frau des Künstlers (Ursula) mit Kopfputz*, 1923, Öl auf Leinwand, 89,5 x 59 cm, Gemäldesammlung mpk. Foto: Gunther Balzer © mpk

Volk als Leidens- und Leistungsgemeinschaft Opferbereitschaft zu symbolisieren.

Gleichzeitig muss jedoch festgestellt werden, dass in der katholischen, durch Handwerk, Militär und agrarische Produktion geprägten Kleinstadt Landsberg, die 1940 noch so gut wie keine industrielle Produktion kannte, der dargestellte Personenkreis als realitätsnahe Anschauung der Bevölkerung verstanden worden sein muss.

Das Bildmotiv der Generationen und der Familie entspricht ohne Zweifel einem nationalsozialistischen Familienideal, das dem Mann die Rolle des Ernährers zuweist und

der Frau die Mutterrolle über eine vielköpfige Kinderschar. Das Motiv der Familie, sei, so Christian Fuhrmeister, „fraglos eine Projektionsfläche für gesellschaftsbezogene Visionen, [...] das immer wieder für diverse genuin propagandistische Verwendungszwecke in Anspruch genommen wurde“.<sup>14</sup>

Bei der Indienstnahme von Kunst für die Zwecke einer zukünftigen NS-Gesellschaft sind Anleihen und Umformungen tradierter christlicher Bildformen üblich, im Werk „Lebensalter“ geschieht dies explizit durch sakrale Bildformeln wie die *Sacra conversazione*, die Zwiesprache der Gottesmutter mit dem Jesuskind, Dreieckskomposition, die Dreigenerationen-Gruppe und – nicht zuletzt – die Wahl der Bildgattung als Triptychon, also als dreiteiliges Wandbild, das im christlichen Mittelalter Heilsgeschehen vermittelte und auch noch im 20. Jahrhundert „als Pathosformel“ eine spirituelle Komponente mitführte.<sup>15</sup> Dass die zentrale Bildszene prominent unter der Fassade der Heilig-Kreuz-Kirche zu stehen kommt, betont die katholische Tradition der Stadt, was ausdrücklicher Wunsch der Auftraggeber gewesen sein mag, gleichzeitig aber die Indienstnahme der Kirche für die NS-Propaganda suggeriert.

Auch gesellschaftliche NS-Utopien wie Bodenständigkeit und Naturverbundenheit, die für das deutsche Volk reklamiert wurden, klingen an, wenn die Heimat vor Stadt- und Naturkulisse detailliert mit heimischen und in Flussauen vertretenen Pflanzenarten ausgeschmückt wird. Zu erkennen sind Mädesüß, Spitzwegerich und Weiden. Diesen Pflanzen wird eine entzündungshemmende und heilende Wirkung zugeschrieben. Das Kind auf dem Schoß der Mutter hält einen blauen Enzian in der Hand. Die blaue Blume gilt als romantisches Symbol für die Sehnsucht nach Unerreichbarem und Unbedingtem, ebenso auf die Zukunft gerichtet wie die Treue, die durch den Hund symbolisiert wird.

Zu klären ist auch die Frage, ob man Croissants Figuren eine rassische Idealisierung zu schreiben will, ob hier für das deutsche Volk „Rassegesundheit“ in Anspruch genommen werden sollte. Mit Blick auf das figürliche Werk Hermann Croissants ist festzustellen, dass seine Malerei sowohl vor als auch nach den Nationalsozialisten ein naturalistisch-

gegenständlicher Stil auszeichnete.<sup>16</sup> Die Figuren in den Landsberger Wandarbeiten wirken statuarisch, wenngleich die Kinder in der Hauptszene belebt wiedergegeben sind. Croissants Auffassung einer idealtypischen, Raum und Zeit entbundenen Darstellung des Menschen kam natürlich der Forderung des Nationalsozialismus an die Kunst entgegen, den idealisierten Menschen darzustellen. Einen heroischen Ausdruck indes vermitteln Croissants Figuren im Werk „Lebensalter“ nicht.<sup>17</sup> Es wäre darum verfehlt, Hermann Croissant als Vertreter der neuen Kulturpolitik auszumachen.

Hermann Croissant war Mitglied der Reichskammer der bildenden Künste, was er auch sein musste, wollte er Aufträge wie diesen annehmen oder in den „Großen Deutschen Kunstausstellungen“ vertreten sein, was einmal, nämlich 1941, mit der Gouache „Verschneiter Garten“ (Nr. 163) der Fall war.<sup>18</sup> Die Reichskulturkammer kontrollierte das gesamte Kulturleben. Neben den führenden und durch den NS-Staat protegierten Künstlern wie Arno Breker, Hermann Gradl oder Adolf Ziegler gab es jedoch auch hunderte von Künstlern in den Großen Deutschen Kunstausstellungen, die sich „unauffällig“ verhielten und mit Porträtaufträgen ihre Existenz zu sichern suchten. Christoph Zuschlag plädiert für eine differenzierte Sicht entgegen bequemer Denkmuster und Kategorien, die auf der einen Seite in „gute“, als „entartet“ titulierte Künstler und auf der anderen Seite in die vom Staat geförderten „bösen“ Nazikünstler einteilen.<sup>19</sup>

Denn selbst wenn der Fall so offensichtlich ist wie hier, dass der Auftraggeber der „Lebensalter“ intendierte, die lokale Stadtgemeinschaft als NS-Volksgemeinschaft zur Anschauung zu bringen, so lohnt sich doch ein Blick auf die Lebensumstände des Künstlers, der diese Arbeit ausführte.

Denn es ist ein bemerkenswerter Umstand, dass Hermann Croissant die eigenen Kinder Modell standen: Die beiden Jungen aus erster Ehe, Thomas und Michael, geboren 1925 und 1928, hatten eine jüdische Mutter, weshalb sie

als „Mischlinge ersten Grades“ vom Besuch der Oberschule ausgeschlossen wurden. Die jüngere Schwester Doris erinnert sich lebhaft an die Diskriminierung der älteren Brüder in NS-Zeit, die z.B. den Luftschutzkeller nicht betreten durften.<sup>20</sup> Die beiden Jungen lebten nach der Trennung der Eltern bis 1938 in Wien bei der Mutter Ursula Flora Hildegard Croissant, geb. Hirschberg. Die Söhne zogen zum Vater nach Landau, als die Mutter 1939 nach England emigrierte, wo Ursula Croissant sich 1953 einbürgern ließ.<sup>21</sup>

Hätte sich Croissant in der familiären Situation, in der er sich befand, leisten können, einen offiziellen Auftrag abzulehnen? Als Versorger einer Familie mit drei Kindern war er auf Aufträge dieser Art vermutlich angewiesen und passte seine Bildthemen den Wünschen der Auftraggeber an.

Es ist jedenfalls davon auszugehen, dass man in Landsberg nicht wusste, welchen familiären Hintergrund Hermann Croissant hatte, oder zumindest ahnte niemand, dass die für öffentliche Räume beauftragte Arbeit im Dienste NS-ideologischer Vorstellungen von Familie und Gesellschaft, die jüdische Kinder exkludierte, ebenjene für die „deutsche“ Stadtgesellschaft zum Vorbild nahm.

Zukünftig wird Hermann Croissants „Lebensalter“ in der neuen Dauerausstellung des Landsberger Stadtmuseums Informationsquelle und Leitobjekt sein, an dem sich Fragen zur Auseinandersetzung mit nationalsozialistischer Bildkultur diskutieren lassen.<sup>22</sup>

14 Christian Fuhrmeister, *Ikonographie der Volksgemeinschaft*. In: Hans Ulrich Thamer / Simone Erpel (Hrsg.), *Hitler und die Deutschen. Volksgemeinschaft und Verbrechen*, Berlin 2011, S. 94, verweist aber auch auf die noch ungenügende wissenschaftliche Auseinandersetzung mit der Inszenierung von Bildkultur im Nationalsozialismus.

15 Sabine Behrenbeck, *Der Kult um die toten Helden. Nationalsozialistische Mythen, Riten und Symbole*, Vierow 1996. -Klaus Lankheit, *Das Triptychon als Pathosformel*, Heidelberg 1959.

16 Hierzu v.a. Hermann Diehl

17 Wolfgang Diehl, *Kämpferische Westmark. Zur Kulturpolitik, Literatur und bildenden Kunst während des Dritten Reichs in den Gauen Pfalz, Saarpfalz und Westmark, Neustadt 2020*, v.a. S. 519, der beste Kenner von Croissants Arbeiten, kommt zum Urteil, dass dies für das gesamte figürliche Werk Croissants gelte. -Vgl. auch Christian Fuhrmeisters Besprechung von Wolfgang Willrichs und Adolf Wissels Visualisierung „Deutscher Familien“, a.a.O. (Anm. 14) S. 99ff.

18 GDK Research <http://www.gdk-research.de> letzter Abruf am 13.2.2021.

19 Christoph Zuschlag a.a.O. (Anm.2), S. 21.

20 Telefonat vom 1. Dezember 2020.

21 National Archives HO 396/14/302: Einbürgerungsurkunde: Naturalization Certificate Resident in Richmond, Surrey (heute Richmond-Upon-Thames südwestl. London) issued 6 July 1953. National Archives HO 334/369/27322.

22 Die Wiedereröffnung des sanierten Museums ist für das Jahr 2025 geplant.

# Die Kraft der Worte, der Musik, der Bilder und Skulpturen

Kunstwerke zu den KZ-Außenlagern Landsberg-Kaufering

VON FRANZ XAVER RÖSSLE

Sogar in den KZ-Lagern sind Kunstwerke entstanden, Zeugnisse des verzweifelten Lebensmuts. Häftlinge haben Bücher entworfen, zerstörte Manuskripte neu konzipiert. Es gibt Zeichnungen von KZ-Häftlingen aus der Zeit ihrer Qualen und Leiden. Und nach der Befreiung haben KZ-Überlebende ihre Erin-

nerungen als Biographie niedergeschrieben oder ausnahmsweise, wie Norbert Fryd, auch als Roman. Bleibende Zeugnisse des Erinnerns sind nicht nur Gedichte und Bilder der Opfer selbst, sondern Skulpturen, Grabmäler und Installationen auch Jahrzehnte nach den Verbrechen.

## 1944/1945 Kunst im KZ vor der Befreiung

Aus den Erzählungen von KZ-Überlebenden kann man auch herauslesen, dass im Rahmen des Lagerlebens, ganz entgegen den Lebensverhältnissen, Musik durch KZ-Häftlinge erwünscht sein konnte. Es erscheint uns zynisch: Musiker aus Litauen durften in Lager I

für Häftlinge und Wachpersonal musizieren. Coco Schumann konnte sich eine Gitarre reparieren und machte damit Musik. Die kleinen Vorteile, die sich dabei ergaben – ein Stück Brot, es konnte Leben retten.



Abb. 1: Todesmarsch April 1945 auf der Neuen Bergstraße Landsberg, StadtALL.  
Foto: Johann Mutter



## 1944/1945 Bill Salamon (1927-2011) malt für deutsche Soldaten und die SS

Ein besonderes Beispiel noch in der Haftzeit ist der Häftling Bill Salamon, über den seine Tochter Lisa Salamon, die sich schreibend Lux Kronos nennt und beruflich als Künstlerin und Medium tätig ist, unter dem Titel „Art of Life“ (2017) erzählt. William „Bill“ Salamon (1927-2011) stammte aus Huszt in den ungarischen Karpaten. Schon als Kind und auch später zeichnete und malte er gern. Aber es kam zur Verhaftung und zum Abtransport der ganzen Familie, von der bei der Selektion in Auschwitz die Hälfte ins Gas geschickt wurde. Bill kam mit seinem Vater ins Warschauer Ghetto und dann ins KZ Kaufering/Landsberg. Dort entdeckte man sein malerisches Talent. Und er erhielt den Auftrag, für Soldaten und SS zu malen.

Am 14. April 1993 berichtete die Times in einer Sonderausgabe, dass Salamon beauftragt worden war, „Weihnachtsgeschenke für die Familien der Nazi-Wachleute zu malen, – verzierte Tassen mit Stechpalmen und den Namen der Kinder derjenigen, die ihn gefangen hielten.“ Die Deutschen hatten ihn als Maler entdeckt und ausgenutzt. Später wurde er beauftragt, in der Cafeteria der Wachen das Wandgemälde



zu gestalten. Es ist nicht bekannt, in welcher Cafeteria; denkbar wären Gebäude bei der Munitionsfabrik im Frauenwald oder in der Saarburgkaserne. Das zu malende Motiv war ein NS-Soldat auf einer Bank mit einer jungen Frau im Arm. Salamon erhielt Brot, das er mit dem Vater teilte. Er schilderte seine Lebenssituation mit den Worten: „Die anderen froren im Schnee, ich war im Gebäude beim Malen: Mein Leben war verschont, weil ich ein Künstler war.“ Unter anderem erzählt er auch, dass SS-Soldaten mit Hitlergruß vorbei gingen und danach von einem alten Soldaten mit den Worten verlacht wurden: „This is how high the shit is in Germany right now.“ (Art for Life, S 20). Gerade, als Bill beim Todesmarsch am Ende seiner Kräfte war, kam die Befreiung.

Bill Salamon wanderte nach Chicago aus, ging nach Los Angeles, arbeitete als Schriftsetzer und stellte seine Kunstwerke aus, die mehrfach ausgezeichnet wurden. Die Erfahrungen und Leiden im KZ spielten in seinen späteren Bildern kaum mehr eine Rolle. Vielmehr strahlen diese in unendlichen Farben nur Lebensfreude aus.

Abb. 2: Bill Salamon (14.03.1927 -31.07.2011).  
Foto: Lisa Salamon

Abb. 3: Bill Salamon, Der Einmarsch.

## 1945 Karel Berman (1919-1995) und seine Komposition Typhus im KZ Kaufering

Karel Berman wurde in Jindřichov Hradec (Neuhaus) in der damaligen Tschechoslowakei geboren. Er erhielt eine musikalische Ausbildung und begann in Opava als Bass-Sänger. 1943 wurde er nach Theresienstadt deportiert, wo er sich als Sänger und Komponist einsetzte. 1938-1945 datieren seine „Reminiscences Suite Piano“, die Stücke aus Theresienstadt entstanden im März und April 1944, Lieder für Bass und Klavier und eine Klaviersuite mit dem Titel „Terezin (Theresienstadt), Terror, Alone“. Am 28. September 1944 wurde

Karel Berman in das KZ Auschwitz transportiert. Von dort kam er ins Lager VII Kaufering. Durch Umarbeitung seiner Stücke für Klavier entstand eine Art musikalische Autobiographie, die er 1957 in Prag mit dem Titel „Reminiscences“ und den Stücken „Jugend, Familie, Besatzung, Fabrik, Auschwitz, Typhus im KZ Kaufering, 25. Mai 1945, allein-allein, neues Leben“ ergänzte und abschloss. Er überlebte den Todesmarsch nach Allach.



Abb. 4: Karel Berman in der Rolle des Figaro 1971



Abb. 5: Karel Berman, aus dem Notenbuch „Remeniscences“ für Piano „Typhus in Kaufering“

Berman berichtet dazu, dass er nur noch 50 Kilo wog, an Durchfall litt und dann 14 Tage später wieder begann, wie ein Baby das Gehen zu lernen. Nur die Hoffnung auf die Amerikaner hielt ihn aufrecht. Und so überlebte er das KZ, von dem er sarkastisch schrieb, wenn die Hölle Limonade ist, dann ist das KZ Lysol. David Mattingly schreibt 2000, Bermans Kompositionen sind „bewegende Dokumente des Kampfs für Würde und Schönheit inmitten von Unrecht und Grausamkeit – eine Hymne des Glaubens an Menschlichkeit und Glücksbringer gegen Verzweiflung.“

Karel Berman konnte relativ rasch nach Prag zurückkehren, ging 1948 nach weiterer Ausbildung zur Oper nach Pilsen und wechselte 1953 ans Prager Nationaltheater, wo er 40 Jahre lang als Sänger in 120 Partien und als Regisseur von 50 Inszenierungen wirkte. Neben Gastspielreisen in Europa lehrte er von 1961-1971 am Prager Konservatorium und an der Akademie der Künste.

### 1945 Viktor Frankl – Seine Gedichte

Der Psychologe und Logotherapeut Viktor Frankl aus Wien hat mit seiner Entscheidung, sich als KZ-Häftling und Arzt in Kaufering I zur ärztlichen Betreuung von Typhus-Kranken in Türkheim (Lager Kaufering VI) zu melden, trotz der darin liegenden Lebensgefahr und mit der Sinnsuche, wenigstens noch als Arzt zu helfen, den Weg des Überlebens gefunden. Wie sehr er aber auch im und am Überleben noch litt, kann man einem seiner Gedichte (ohne Datum, nach der Befreiung 1945) entnehmen:

Ihr lastet so auf mir, ihr meine Toten:  
ihr seid um mich als schweigende Verpflichtung,  
für euch sein  
so ist mir nun geboten  
zu tilgen, was euch schuldet die Vernichtung.  
Was hier noch leiden solltet, muss ich leiden  
und eure angebrochene Lust genießen  
bis ich vernehme, dass ihr jedem Vogel  
zu seinem Zwischern eure Stimme leiht:  
sie will (wollt ihr) mich grüßen – oder – vielleicht  
sagen, dass ihr das Weiterleben mir verzeiht?

Viktor Frankl verfasste 1945 und 1946 drei weitere Gedichte zum Thema KZ und Überleben, die in seinen nachgelassenen Schriften veröffentlicht sind.

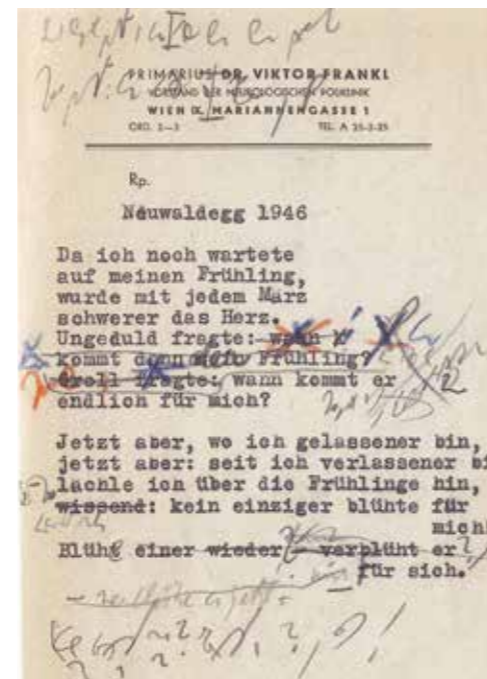


Abb. 7: Gedicht „Neuwaldegg“ von Viktor Frankl, Entwurf 1946, aus „Es kommt der Tag, da bist du frei“, München 2015, S. 128 ff.

### 1944 und 1945 László Salamon und seine Gedichte zu den KZs Kaufering

Laszlo Salamon, geboren 1891 in Oradea, Rumänien, war Professor für Ungarisch, Latein und Philosophie und arbeitete mit dem Philosophen György Lukács zusammen. Er war ungarisch-sprachig und arbeitete nach längerer Haft wegen Gegenrevolution für sozialistische Zeitschriften. 1933 war von ihm ein tragikomisches Epos über Adolf Hitler erschienen; dies erfuhr die Gestapo aber erst, als der Deportationszug mit ihm schon abgefahren war. Über das Ghetto und Ausschwitz kam er nach Kaufering; er wurde dann in Allach befreit.

Sein Gedicht „Kaufering“ beginnt in der 1. Strophe mit:

... ein Name, niemals zuvor vernommen,  
neun Buchstaben nur, im Gedächtnis verankert  
ein Leben lang,  
Folterkammer von Kaufering.

In der 3. Strophe heißt es,

... die Realität sind Baracken  
und Stacheldraht,  
drum vergiss den Appellplatz nie.  
Unvorstellbar die Qualen, die ich erleide,  
selbst die Luft, die ich atme, schmerzt,  
an diesem Schreckensort: Kaufering

Und das Gedicht endet mit der 4. Strophe wie folgt:

Friedliche, schmucke, reinliche Häuser,  
in den Fenstern ein milder Lichtschein,  
hinter mir die SS-Gewehre,  
auf meiner Schulter des Spatens  
drückende Last.  
Über den stillen Bürgerhäusern  
eine Wolke drohenden Unheils,  
die Nähe des grausamen Schicksals,  
sei vielmals verwünscht, Kaufering.

Aus dem Gedicht „Trauer“, geschrieben in Kaufering November 1944:

Das Lächeln erstarb mir für immer –  
Im Tal des Lech herrschen  
Furchterregende, grausame Teutonen,  
erschreckende Verwalter des Todes,  
im Bunde mit dem Wind, dem Frost und dem  
Hunger...

Der Komponist Otto Wanke hat für sein Stück „Vergiss, wer du bist“ das gleichnamige Gedicht von Laszlo Salamon verwendet, das mit Januar 1945 datiert ist und mit den Worten endet:

Der Morast deiner Qualen  
Reißt dich mit in die Tiefe,  
doch dessen, was einstmals gewesen,  
darfst du dich niemals erinnern

Und das Gedicht „An einem Januarmorgen“ aus dem Jahr 1946, geschrieben in Klausenburg, beginnt so:

In meinem Herzen leben Tote, –  
Um diese Uhrzeit standen wir in Kaufering,  
verlaust, frierend, durchnässt,  
den abgemagerten Rücken  
angstvoll gebeugt,  
den Bauch von stechendem  
Hunger gemartert.

Der bittere Ton in seinen Gedichten rührt auch daher, dass ihm jemand angedeutet hatte, seine Liebsten seien alle ermordet worden. Doch bei der Rückkehr fand er seine Lebensgefährtin wieder und lebte mit ihr und der Tochter bis zu seinem Tod 1983. Laszlo Salamons Gesamtwerk von Gedichten und Essays, die nach dem Weltkrieg erschienen, umfasst 20 Bände in ungarischer Sprache.

Abb. 6: Viktor Frankl in Wien nach der Befreiung, aus: „Es kommt der Tag, da bist du frei“, München 2015, S. 128 ff.



Abb. 8: Laszlo Salamon, Gedichtband „Im Schatten von Dachau“ Buchumschlag. Bild: Zoran Music

Abb. 9: Graphik Zoran Music, (1909 – 2005), KZ Dachau, 1945.



## 1945 Zeichnungen von Erika Grube im DP-Hospital Kloster St. Ottilien



Abb. 10: Foto von Erika Grube bei der Behandlung von Überlebenden 1945. Foto: <http://www.landsberger-zeitgeschichte.de/Projekte.htm/Geschichte/dplager/Grube.htm>

Anfang Mai 1945 wurde das Militärhospital von St. Ottilien von der US-Armee beschlagnahmt, ein Großteil der Patienten anderweitig untergebracht, um dort dann jüdische KZ-Häftlinge aus dem KZ-Zug bei Schwabhausen und aus den Kauferinger KZ-Lagern medizinisch zu versorgen. Dort war u.a. Erika Grube, ausgebildete Physiotherapeutin und Graphikerin aus München, tätig, die dazu einen Bericht schrieb (in „Der siebenarmige Leuchter III“, St. Ottilien 1990, S.103 -111).

Abb. 11: Erika Grube, Zeichnung mit Patienten 1945, Abb.: <http://www.landsberger-zeitgeschichte.de/Projekte.htm,/Geschichte/dplager/Grube.htm>



Erika Grube hielt ihre Beobachtungen außerdem in acht Graphiken fest, die erste nach Schilderungen der Morgenappelle, die zweite aus eigener Beobachtung, wie SS-Leute nachts drei Häftlinge durch das Klostergelände trieben. „Einer brach zusammen und wurde sofort erschossen“. Sie schreibt: „Nie zuvor hatten wir Menschen gesehen, die so ausgemergelt waren, und seltsam und erschütternd war, wie sie kamen [...]. Die Menschen aber, die zu uns kamen, waren ganz anders. Sie waren innerlich ausgebrannt, als könnten sie nicht mehr fühlen. Das war der seelische Ausdruck. Der körperliche war fast noch schlimmer. Ich sehe sie heute noch vor mir, jeder Knochen zeichnete sich deutlich ab unter einer seltsam grau-trockenen Haut.“ Die Bilder aus der medizinischen Behandlung und Physiotherapie zeigen die Opfer des KZ-Systems realistischer und empathischer, als es Fotos könnten.

Die Bilder „Das letzte Glas Wasser“ und „Das letzte Hemd“ bedürfen keiner weiteren Kommentierung. Erika Grube schrieb selbst: „Fassungslos und zutiefst entsetzt standen wir vor dem Elend dieser ausgemergelten und gedemütigten Menschen“. Sie schildert auch den Fall eines 17-jährigen Bubens, der mit einer Beugekontraktur aus einem Versteck gerettet wurde, in das ihn ein „guter Capo“ gelegt hatte, weil er Typhus hatte. Sechs Wochen lag er mit angezogenen Beinen versteckt. Er konnte wieder gehfähig und gesund werden. Von den Patienten starben am Anfang sehr viele in

kurzer Zeit, oft auch, weil sie zu schnell aßen, was sie von den Amerikanern erhielten. Und Erika Grube erzählt auch vom ersten jüdischen Gottesdienst, der im Freien abgehalten wurde. Dabei sahen auch der Abt und einige Patres zu, „und mancher hatte Tränen in den Augen“. Die Graphikerin wurde außerdem

gebeten, Plakate zu entwerfen, die für die Auswanderung nach Israel warben.

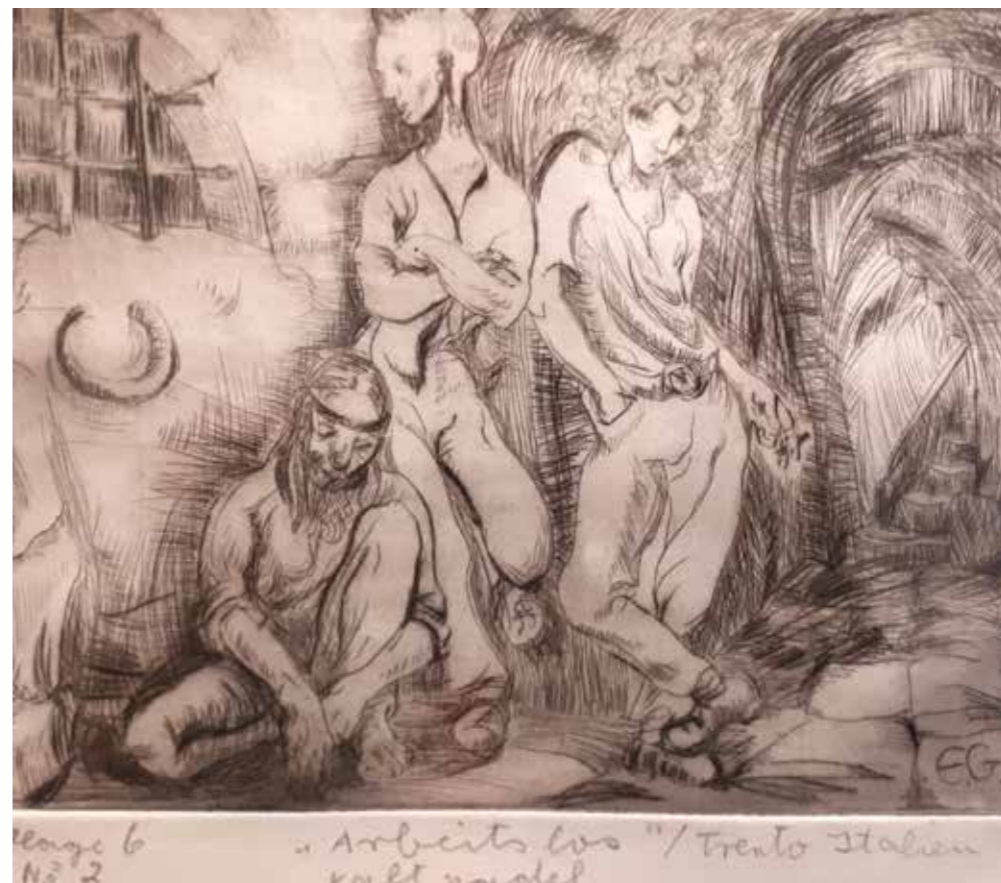
Erika Grube blieb ihrem Beruf als Physiotherapeutin treu und gab mit eigenen Zeichnungen ein Buch zur Bewegungstherapie heraus. Beim Regionalverband Bildender Künstler München stellte sie regelmäßig ihre Bilder aus.



Abb. 12: Erika Grube, Zeichnung „Das letzte Glas Wasser“, Abb.: <http://www.landsberger-zeitgeschichte.de/Projekte.htm,/Geschichte/dplager/Grube.htm>

Abb. 13: Erika Grube, Zeichnung „Das letzte Hemd“, Abb.: <http://www.landsberger-zeitgeschichte.de/Projekte.htm,/Geschichte/dplager/Grube.htm>

Abb. 14: Erika Grube, „Arbeitslose in Trient“, Druckgraphik ca. 1960. Repro: Manfred Deiler



### 1945 Levi Shalits Gedicht „An den Erlöser“

Levi Shalit, geb. 1916 in Kuibishew, verbrachte seine Jugend in Litauen, kam ins Ghetto und wurde Mitglied einer Untergrundorganisation. Am 29. Juli 1944 wurde er nach Stutthoff bei Danzig transportiert und kam im August 1944 zusammen mit seinem Vater, der bald darauf starb, nach Kaufering.



Abb. 15: Gruppe von KZ-Überlebenden. Die große lange Gestalt in der Bildmitte ist Levi Shalit 1946.

Er überlebte den Todesmarsch, wurde in Wolfratshausen befreit und lebte dann in Südafrika und Israel. 1984 kehrte er noch einmal zu Besuch nach Deutschland zurück.

1984 schrieb er: „Mein Vater verschied in einer Winternacht, als er auf einem kahlen Holzbrett neben mir lag. Er war so abgezehrt und ausgemergelt, dass seine Knochen durch die Haut schienen...“. Levi Shalit wollte den toten Vater noch begleiten, um zu wissen, wo er bestattet sei. Er schreibt „Sie trieben mich unter Schlägen zurück. Also wusch ich meinen Vater mit meinen Tränen und ließ ihn zurück unter all den anderen Toten“. Nach der Befreiung lebte er in München und gründet die Zeitung „Unzer Weg“. 1947 verließ er München, ging nach Israel, lebte dann u.a. auch in Südafrika. Im Buch „Beyond Dachau“ beschreibt er seine Erlebnisse in den Lagern Kaufering.

Von Levi Shalit gibt es das auf den 2. August 1945 datierte Gedicht „An den Erlöser“. Im 1. Teil beschreibt es das hoffnungsvoll ahnende Warten. Mit dem vorwurfsvollen Satz „Du kamst sehr spät“ beginnt der 2. Teil:

*Ich zählte die Toten,  
berechnete die Reihen derer, die unbarmerzig getötet wurden  
die Zahl stieg in die Millionen  
und noch immer erschienst du nicht.*

*Dann erlebten meine Augen das Wunder Deiner Ankunft.  
Du hobst mich von den Knien empor, doch trösten  
konntest du mich nicht.*

*Wie das Kind sein Spielzeug liebkost, so berührte ich deinen Panzer.  
Du zogst dein Hemd aus, übergabst es mir.*

*Meinen verwundeten Körper wusch ich mit einem Rinnsal –  
kleidete mich mit der Frische deiner Brüderlichkeit.*

*Du warst in Eile.  
Dein Panzer beschleunigte.*

*Aber dein warmes, mich umschließendes Hemd blieb mir,  
meiner sorgfältigen Pflege anvertraut.*

Levi Shalit schrieb am 7. Juni 1946 in der jiddischen Zeitschrift „Unzer Weg“: „In unserer Verwirrung träumten wir von einer Welt des Anstandes und der Gerechtigkeit. Und jetzt beginnen wir darüber zu klagen, dass dieser Traum nichts weiter geblieben ist als ein Traum.“ (Abraham Peck, in „Überlebt und Unterwegs“, S. 38). Und am 31.12.1948 schrieb Levi Shalit (Peck a.a.O., S. 44):

„Wir waren eine jüdische Gesellschaft, keine partei-politische. – Natürlich hätten wir die Herzen in Brand setzen können. Aber so ist es nicht gekommen. Vielleicht war die Aufgabe zu groß und wir zu wenige.“

### 1946 Viktor Frankls Theaterstück „Synchronisation in Birkenwald“

Im Jahr 1946 schrieb Viktor Frankl auch ein Theaterstück mit dem Titel „Synchronisation in Birkenwald“. Das Stück erschien zunächst 1948 in der Zeitschrift „Brenner“ unter dem Pseudonym Gabriel Lion – einer Verbindung des Vornamens von Viktor Frankls Vater mit dem Mädchennamen seiner Mutter. Im Vorwort 1977 schreibt Hans Weigel, eine Aufführung des Stücks sei damals nicht möglich gewesen, merkt aber an, dass es in englischer Sprache in der Universitätsstadt Berkely und dann auch in Norwegen auf die Bühne kam. 2003 wird das Stück im Odeon in Wien aufgeführt. Am 15.11.2006 wird in Anknüpfung daran im Augsburger Annahof die Wiener Aufführung durch die „Politische Bildung Schwaben“ aufgenommen und durch eine szenische Lesung ergänzt. Bei den Max-Mannheimer-Kulturtagen in Bad Aibling 2019 folgt eine neue Aufführung. Veranstalter war „Mut & Courage“ Bad Aibling, Regisseur Richard Lindl.

Viktor Frankl nennt sein Stück eine „meta-

physische Conférence“ und widmet es seinem toten Vater. Allein die Rollen, auf der einen Seite die Philosophen Sokrates, Immanuel Kant und Baruch Spinoza, auf der anderen Seite die noch Lebenden Karl und Franz und Fritz, der Capo, die Mutter, der Unterscharführer und der schwarze Engel zeigen die komplexen Dialogszenen im KZ, darüber im Himmel und dazwischen auf. Am Schluss sagt Immanuel Kant zu Spinoza: „Was die Leute hier hören und sehen, kann nur theatralische ‚Erscheinung‘ sein. Denn würden wir ihnen die Wahrheit ‚an sich‘ zeigen, dann würde ihnen Hören und Sehen vergehen – glauben Sie mir das, lieber Baruch.“

Die Verleihung des Kulturpreises durch die Stadt Landsberg beruhte gerade auch darauf, dass Viktor Frankl neben seinem psychologisch-autobiographischen Hauptwerk „Trotzdem Ja zum Leben sagen“ auch dieses Theaterstück geschrieben hatte. Seine Gedichte waren damals noch nicht bekannt.



Abb. 16: Cover des Buchs „Trotzdem Ja zum Leben sagen“ (dtv; Grafik von Celestino Piatti). Es enthält auch das Theaterstück „Synchronisation in Birkenwald“.

### 1947/1948 Der Film „Lang ist der Weg“ von Israel Beker, DP Camp Landsberg

Zur Enthüllung der Gedenkplatte von Irving Heymont im ehemaligen DP-Lager in der Landsberger Saarbürgkaserne im Jahr 1989 hatten die Bürgervereinigung Landsberg im 20. Jahrhundert und die Stadt Landsberg auch den Schauspieler und Regisseur Israel Beker (1917-2003) aus Tel Aviv eingeladen. Er war Ehrengast und zeigte große Offenheit und Interesse. Ich lud ihn zu mir nach Hause ein. Bei Whisky und Zigaretten kam das Gespräch auch auf die DDR-Bürger, die damals in die Botschaften von Prag und Budapest geflohen waren. Israel Beker sagte damals: „Sie werden sehen, das ist der Beginn der deutschen Einheit – und ihr habt es jetzt auch verdient.“ Ich war in jeder Hinsicht überrascht, aber er wiederholte und bekräftigte dies. Nur kurze Zeit später wurden die ersten DDR-Bürger in eben dieser Saarbürgkaserne untergebracht und vom Roten Kreuz versorgt.

„Lang ist der Weg“ (jiddisch: Lang iz der veg) ist der einzige in Deutschland in jiddischer Sprache gedrehte Film. Im Zentrum der Handlung steht die Verfolgungsgeschichte des polnischen Juden David Jelin. Der Film thematisiert Verfolgungstraumen und suggeriert Hoffnung auf eine bessere Zukunft. Die Rolle des David Jelin übernahm Israel Beker. Es ist die Rede von einer jiddischen Theatergruppe, die einbezogen war. Israel Beker



schrieb auch große Teile des Drehbuchs, in Teilen autobiographisch. Die Regie führte u.a. Herbert B. Fredersdorf, Co-Regisseur Marek Goldstein war ein Holocaust-Überlebender. Schauspieler waren unter anderem so bekannten Namen der UFA wie Bettina Moissi und Paul Dahlke. Gedreht wurde der Film in Geiselsberg, in München, zum Teil aber auch im DP-Lager in Landsberg.

Man merkte dem Film das gemischte jüdisch-deutsche Team an. Aber der Streifen war ein Erfolg. Am 24.06.1949 erschien in den Landsberger Nachrichten ein Artikel zum Film, der am darauf folgenden Wochenende jeweils um 21.15 Uhr im Olympia-Kino gezeigt wurde. Als Autor zeichnet W., also wohl



Abb. 17: Mark Weinberg (li.) und Israel Beker (re.) auf dem KZ-Friedhof Kaufering I im Industriegebiet Landsberg, 1989.

Abb. 18: Filmwerbung für „Lang ist der Weg“, aus: [https://rateyourmusic.com/film/lang\\_ist\\_der\\_weg/](https://rateyourmusic.com/film/lang_ist_der_weg/)

Redakteur Paul Winkelmayr, der auf die in Landsberg spielenden Szenen besonders hinweist und die versöhnende Botschaft des Films wie folgt betont: „Wer unvoreingenom-

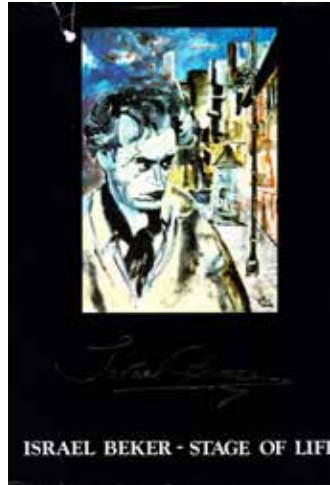
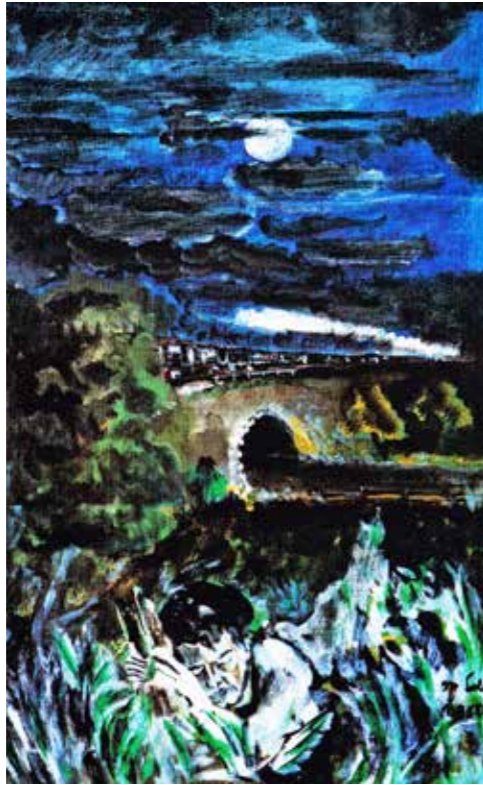


Abb. 18 a.: Cover „Stage of Life“, Tel Aviv 1979, mit Selbstbildnis Israel Beker.

Abb. 19: Israel Beker, „I survived“ (nach dem Sprung aus dem Transportzug)



men diesen Film betrachtet, wird bestimmt zu dem Schluss kommen, dass bewusst der Weg der Menschlichkeit, der Weg zum Frieden eingeschlagen wurde.“

Israel Beker selbst wanderte 1948 nach Israel aus und wurde Schauspieler am Theater Habima in Tel Aviv, wo er bis 1982 aktiv war. Seine erste Rolle dort war der Oberon in Shakespeares Sommernachtstraum. In Tel Aviv wurde er auch künstlerischer Leiter und er begann später auch zu malen. 1979 veröffentlichte er den Bildband „The stage of my life“ (Die Bühne meines Lebens) mit seinen Gemälden und einem autobiographischem Text (Jiddish und Englisch).

1996 wurde sein Film mit dem „Spirit of Freedom Award“ der Jerusalem Festivals ausgezeichnet. Die Stadt Landsberg benannte 1999 eine Straße in der ehemaligen Saarburskaserne, heute Katharinenanger, nach Israel Beker. Zur offiziellen Straßenbenennung konnte Israel Beker aus gesundheitlichen Gründen schon nicht mehr kommen. Im Jahr 2000 erschien unter der Regie von Ruth Walk der Film „The balcony“ (HA MIRPESET), der das Leben von Israel Beker noch einmal nachzeichnet (2012 in München gezeigt).

### 1947 Samuel Bak: Ein junger Künstler findet im DP-Camp seinen Weg

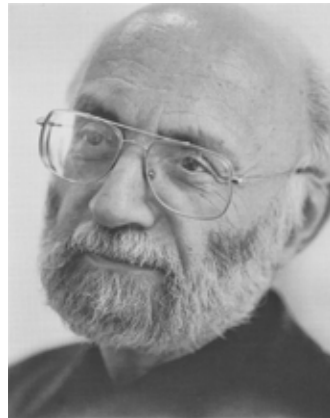


Abb. 20: Samuel Bak, 1995.

Nach einer guten Kindheit, Jahren der Verfolgung in Wilna, dann im Ghetto, Versteck in einem Benediktinerkloster, Ermordung des Vaters und der Großeltern und der Flucht zusammen mit der Mutter kam Samuel Bak nach Kriegsende 1945 nach Landsberg in das DP-Lager in der Saarburskaserne. Er beschäftigte sich schon als Kind intensiv mit der Malerei, besuchte ab 1946 die Blochererschule in München. 1947 findet eine Ausstellung mit seinen Bildern in Reichenhall statt, zu Ehren des Besuchers Ben Gurion, der aber anderes im Kopf hatte und den jungen Künstler mit einem kurzen Händedruck stehen ließ (Autobiographie, S. 330 ff.). Bak erinnert sich an das Konzert, das Leonhard Bernstein mit Überlebenden im DP-Lager Landsberg aufführte. Und er berichtet, das Urteil seiner Mutter zum Film „Lang ist der Weg“ lautete: „Kitsch“ (S. 330 oben). Die Erzählungen der Überlebenden im DP-Lager schufen, zusammen mit dem persönlichen Erleben, einen bleibenden und prägenden Eindruck, der seine Kunst prägt.

Bak hatte auf der Fahrt durch das chaotische Nachkriegsdeutschland von Berlin Richtung München seinen Pappkoffer bei Kassel an einen unbekanntem Mann gegeben und sah ihn nicht wieder. All seine Bilder und Zeichnungen befanden sich darin. Er hatte sie verloren und war zu einem neuen Anfang gezwungen: So kam er mit seiner Mutter in Landsberg an. Nicht direkt KZ und Gewalt, Folter und Hunger werden sein Thema, sondern die Zerbrechlichkeit, Widersprüchlichkeit, Endlichkeit der Existenz, der jüdischen Existenz, und des Lebens. Damals malte er auch den Blick vom Westen auf die Stadt, aber auch schon die Unruhe und Ängste in Wilna.

Dabei wollte er gar nicht Bilder zum Holocaust malen (S. 374). Doch als er in Nürnberg Zeuge einer Führung von Schülern durch einen gut informierten Lehrer wurde, dachte Samuel Bak um. Und so spiegeln sich der Holocaust, die Shoa, die Zerstörung jüdischer Viertel und jüdischer Kultur in Europa und die damit verbundenen philosophischen Fragen in seinen Werken. Rolf Kallenbach schrieb 1977 in dem Buch „Bak“ (S. 23): „In



all den Bildern stellt Bak die Frage über den Sinn des Daseins... Sie sind gigantische, überdimensionale Schlüssel, die – statt Türen zu öffnen – Häuser zum Einsturz bringen.“ Eines dieser Bilder hat Samuel Bak dem Museum der Stadt Landsberg übergeben.

Samuel Baks Bilder bleiben bei aller jüdischen Symbolik doch immer auch rätselhaft. Sie sind oft Bilder der Verwüstung. Die Ge-

mälde fordern zum Nachdenken heraus und haben oft keine Lösung des Rätsels vorgegeben. Die Stadt Landsberg hat ihm 2002 den großen Kulturpreis (Herkomerpreis) für sein Gesamtwerk verliehen. Die Entdeckung dieses wahrhaft großen Künstlers wurde durch Martin Paulus und Hartfrid Neunzert ermöglicht und vermittelt.

Abb. 21: Samuel Bak, „Rumours“, Grafik, 1946.

Abb. 22: Samuel Bak, The Question, Gemälde, 1988.



### 1946/1947 Drei Denkmäler im KZ-Friedhof Schwabhausen an der Bahnlinie München-Lindau

Am 27. April hielt ein Transportzug mit KZ-Häftlingen kurz vor Schwabhausen neben einem FLAK-Zug und wurde bombardiert. 130 jüdische Häftlinge starben; manche konnten fliehen und suchten Zuflucht in umliegenden Dörfern, viele blieben im Zug nach Dachau. 1946 begann die Landsberger Firma Sepp mit dem Bau der Grabmäler an der Bahnlinie Kaufering-München; die Einweihung fand im Mai 1947 statt. Das Mahnmal besteht aus drei überdimensionalen Grabsteinen mit dem jeweils gleichen hebräischen Text. Ihre Anordnung nacheinander – wie Bahnwaggons – erinnert daran, dass hier ein KZ-Zug stand.

Der jeweils gleichlautende hebräische Text wurde erst 1986 auf Bitten des KZ-Überlebenden Harry Guterman aus Lodz, der sich mit seinem Onkel aus dem Zug in den Wald retten und in Petzenhausen bei der Familie Trattner verstecken konnte, ins Deutsche übersetzt und auf einer Tafel festgehalten. Er besagt u.a.: „Das Auge jedes Vorübergehenden wird Tränen vergießen – Es sind die Gebeine von heiligen und reinen Menschen, die nach schweren Folterungen am Tage der Befreiung – getötet wurden.“

Auch Uri Canoch konnte sich aus diesem Zug retten und entkam nach Landsberg. Die



Verletzten wurden damals nach St. Ottilien gebracht und dort auf Anweisung der US-Soldaten ärztlich versorgt. Warum drei gleiche Erinnerungsmale mit jeweils identischem hebräischem Text? Vielleicht auch, weil so die Umstände des Sterbens erkennbar wurden, und so wirken die Grabmale in dieser einmaligen Anordnung an den Geleisen eben auch als ein Kunstwerk. Schon 1947 wurden die Grabmäler, wie später noch öfters, mit Farbe verschmiert. In jüngster Zeit wurden sie zum Schutz gegen Verwitterung mit Kupferblech eingekleidet.



Abb. 23: Drei Mahnmale im KZ-Friedhof Schwabhausen an der Bahnlinie, Collage, Repro: Autor

Abb. 24: Harry Guterman am Mahnmal Schwabhausen, 1986. Foto: Franz Xaver Rößle

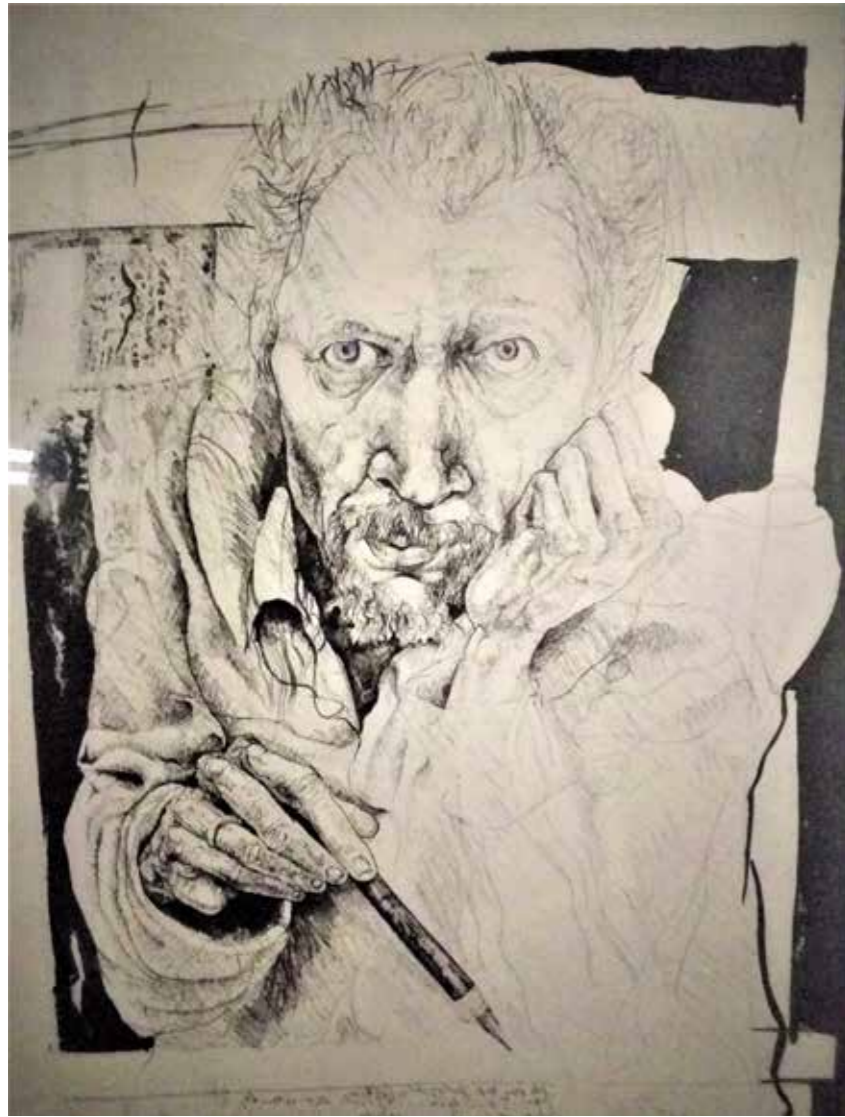


Abb. 25: Selbstbildnis Klaus Schröter, Sammlung Franz Xaver Rößle.

Abb. 26: Klaus Schröter, Aus: „Osselwitzer Elegien“, 7. Tafel, Die Flucht 2002.



### 1971 Klaus Schröters „KZ-Lager“ (Bild 3) aus dem Zyklus „Aus der Geschichte meines Wohnortes“

Klaus Schröter wurde 1934 in Osselwitz in Niederschlesien geboren. In seinem autobiographischen Zyklus „Osselwitzer Elegien“ beschreibt er in Worten und in Bildern prägende Kindheitserlebnisse. Zum Bild 4, „Folterung eines Gefangenen“, schreibt er: „Sein Erschrecken über das Unbegreifliche wandelte sich langsam in tiefe Trauer, und bis heute ist er davon nicht frei geworden“ (Osselwitzer Elegien, S. 14). Klaus Schröters Gesamtwerk ist geprägt vom Blick in die Lebensrealität, vor allem auf die Ebene des Unrechts und der Ungerechtigkeit und der daraus entstehenden Kunst des klaren Blicks, der kritischen Feder und des Mitleidens mit den Opfern, sichtbar auch im Autobiographischen Bild 7 „Flucht“, auf die sich Schröter mit seiner Mutter und drei Schwestern am 25. Januar 1945 bei Schnee und Eis begeben musste.

Dieses Erlebnis prägte das künstlerische Werk von Schröter. Und schon 1971 setzte sich Schröter mit der Geschichte von Kaufering auseinander, in einem vierteiligen Zyklus mit der Gründung durch die Welfen, die Pest, den Wohlstand der Gegenwart und – eben – die zahlreichen KZ-Lager 1944/1945 im Bereich der damals kleinen Gemeinde Kaufering, wo die Züge jüdische Häftlinge aus Auschwitz, Stutthoff und Theresienstadt in die Außenlager I-XI transportierten. Dadurch dass

Klaus Schröter diese Bilder der Stadt Landsberg schenkte, können wir auch an den Entwürfen deren Entstehung miterleben. Zuerst das im Mittelpunkt stehende einzelne Opfer der grausamen Arbeit, ein junger Mann, mit übergroßem Kopf noch wie ein Kind, ausgehungert, apathisch, ja eigentlich am Ende. Links der stramm stehende Capo. Und rechts eher im Hintergrund die Menge der Mithäftlinge, von unten mittig nach rechts oben ein Stacheldraht.

Klaus Schröter hat mit wenigen Strichen das Ausweglose, das Grausame, die Vereinzelung und das Elend ins Bild gesetzt. Das zerbrechliche Opfer, die Gewalt des Aufsehers, die Hilflosigkeit der Mitgefangenen – Klaus Schröter hat nicht nur dafür, sondern auch für seine sozialkritischen und politisch strengen Gemälde und Graphiken 1997 den Hubert-von-Herkomer-Preis der Stadt Landsberg erhalten.



Abb. 27: Klaus Schröter, Entwurf zu „Konzentrationslager“, 1971.

Abb. 28: Klaus Schröter, „Dispersion“, Kohle, Tusche, Tafel 3 aus dem vierteiligen Zyklus „Aus der Geschichte meines Wohnortes (Kaufering)“.

Abb. 29: Klaus Schröter, „NS-Schergen misshandeln einen Häftling“, 2004, Gedenkstätte „Langer Gang“ Helmbrechts.



### 1985 Skulptur für Kaufering VII von Thomas Riemerschmid und Martin Paulus

Die Tonröhrenbauten von Lager Kaufering VII, von denen drei noch sehr gut erhalten waren, beschäftigten schon 1985 den Landsberger Stadtrat. Auf Empfehlung des Landesamts für Denkmalpflege wurden die Bauten nach kontroverser Diskussion unter Denkmalschutz gestellt. Fast 20 Jahre später erreichte die Europäische Holocaustgedenkstättenstiftung Kaufering VII e.V. sogar, dass sie als Denkmäler von nationaler Bedeutung anerkannt wurden. Mit Förderung von Bund und Land Bayern wurden die Gebäude 2014-2016 stabilisiert und gesichert. Das Projekt erhielt die Denkmalschutzmedaille des Freistaats Bayern.

1985 bereits dachten der Architekt Thomas Riemerschmid und der Künstler Martin Paulus gemeinsam darüber nach, in einen der zusammengebrochenen Tonröhrenbauten ein Kunstwerk aufzustellen, das symbolisch

das Leiden und den Tod der zahlreichen jüdischen KZ-Häftlinge darstellen konnte. Die Idee war, aus dem Material alter Holz-Eisenbahnschwellen – Symbol für den Transport von Auschwitz in die Lager Kaufering – eine Gestalt zu schaffen. Aus dem Entwurf eines Kopfes mit geöffnetem Mund in Richtung Erdboden entstand das Bild eines leidenden, sterbenden KZ-Häftlings. Es starben ja Häftlinge nicht nur bei der Arbeit, sondern auch nachts auf der Pritsche an Hunger und Entkräftung. Dies stellte die Skulptur bewegend und überzeugend dar.

Eva Maria Knab schrieb am 25.07.1988 zur Einweihung des Denkmals im Landsberger Tagblatt: „Gleichzeitig wird ein Zusammenhang mit der Eisenbahndeportation der Häftlinge hergestellt. Zweifel daran, ob Massenmord überhaupt durch ein Denkmal

Abb. 30: Martin Paulus und Thomas Riemerschmid, „Mahnmal Kaufering VII“, 1985. Foto: Martin Paulus

Abb. 31: Martin Paulus, Thomas Riemerschmid, Zeichnung, Entwurf für „Mahnmal Kaufering VII“. Foto: Martin Paulus

Abb. 32: Das Mahnmal geschändet, Zeitungsausschnitt. Sammlung F.X. Rößle



dargestellt werden soll, zeichnen sich in dem Bemühen ab, historisch geprägte Typen des Denkmals zu vermeiden und nach Außerordentlichem zu suchen.“ Zur Einweihung selbst schuf der junge Musiker Jochen Proske eine „Komposition für Lager VII“, kombiniert aus zwei Jazzthemen und dem jüdischen Song „Di grine Kusine“. Jochen Proske ist heute Musiker und Komponist bei den „Roaring Zucchini“.

Das Lager Kaufering VII war immer wieder Ziel von verunstaltenden rechtsradikalen Anschlägen. Das Gesicht, Antlitz eines Sterbenden, wurde mehrfach beschmiert. Dies war Anlass zur Uneinigkeit über die Frage der Restaurierung und auch wegen der Einzäunung des Geländes. Ca. 1997 wurde das beschädigte Denkmal abgebaut.



### 1989 Das Bild „Lager“ von Martin Paulus

1989 schuf Martin Paulus das Bild „Lager“ als eine Umgestaltung/Übermalung einer Fotografie von einem der KZ-Außenlager Kaufering, das bis 2015 im Neuen Stadtmuseum zu sehen war. Die schwarzen und abgestuften Grautöne des Gemäldes lassen das Grauen und die Hoffnungslosigkeit spüren. Hans-Jürgen Tzschaschel schrieb dazu: „Von einem Wachturm aus blickt man auf eine Gruppe Gefangener, die schemenhaft im Mittelgrund auf der Lagerstraße laufen. Vieles bleibt im Detail absichtlich im Unklaren, lediglich zwei Straßenlaternen in Galgenform dokumentieren den Terror und die Angst, die in diesem Lager herrschen.“ Im Jahr 2005 gibt Martin Paulus unter dem Titel „Die Alben“ bearbeitete Fotos mit Texten heraus, nicht nur Familienidyllen, sondern auch Soldatenbilder, das Bild einer Explosion und Texte über Lazarett, Schmerz, Hölle, Schwarzes Leuchten, Kanonen.

Abb. 33: Martin Paulus, Gemälde „Das Lager“, Dispersion auf Nessel, Neues Stadtmuseum Landsberg.



### 1994 Todesmarschdenkmal an der Neuen Bergstraße von Henryk Skudlik

Nach einer Anregung von Anton Posset, dem Vorsitzenden der Bürgervereinigung Landsberg im 20. Jahrhundert, und mit Hinweis auf das Foto des Künstlers Johann Mutter vom Todesmarsch Richtung Dachau befassten sich Stadtverwaltung und der Stadtrat der Stadt Landsberg mit dem Projekt eines Todesmarschdenkmals (siehe Abb. 1). Am 23. März 1994 entschied der Stadtrat nach kontroverser Diskussion, den Künstler Henryk Skudlik mit der Errichtung eines Mahnmals an der Neuen Bergstraße in Form eines Reliefs in Bronzeguss zu beauftragen und nicht den zuvor favorisierten Entwurf von Martin Paulus und Thomas Riemerschmid, der im Wege der Installation das Foto, das der Künstler Johann Mutter vom Todesmarsch gemacht hatte, direkt verwendet hätte.

Zuvor war schon 1989 in den Würmtalgemeinden, politisch gefördert von Bürgermeister Ekkehard Knobloch, ein Bronzedenkmal von Prof. Hubertus von Pilgrim entstanden, das in Serie in Gauting, Krailling

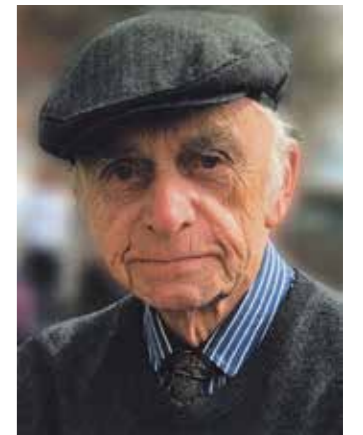


Abb. 34: Foto Henryk Skudlik, Privatbesitz.

Abb. 35: Todesmarschdenkmal Henryk Skudlik.

und anderen Orten, später auch in Kaufering am Bahnhof aufgestellt wurde und das ausgehungerte Menschengestalten im Zustand der Erschöpfung gestisch beeindruckend darstellt. Von der Verwaltung und dem Oberbürgermeister wurde für Landsberg ein ei-



Abb. 36: Todesmarschdenkmal von Henryk Skudlik an der Neuen Bergstraße, Modell aus Lehm.

genständiges Denkmal empfohlen. Auch der Standort war umstritten, es gab drei verschiedene Vorstellungen dazu. Mahntafel oder Mahnmal waren schließlich die gegensätzlichen Positionen im Stadtrat. Die Diskussion wurde erst sachlicher, als sich Stadtrat Josef Zwinger mit den Worten meldete: „Ich habe den Todesmarsch der Häftlinge über die Neue Bergstraße gesehen, da war ich 13 Jahre alt, wenn man das gesehen hat, ist diese Diskussion unwürdig“. So wurde er vom Landsberger Tagblatt zitiert, und mit den Worten „des wird g'macht“ appellierte er an die Kollegen, die daraufhin mit 16 von 28 Stimmen für den Entwurf von Henryk Skudlik votierten. Die Diskussion wurde im Kreisboten und in der Zeitschrift der Bürgervereinigung hart kritisiert. Und doch war sie wie ein reinigendes Gewitter auf dem Weg zu einem bewegenden Mahnmal am richtigen Platz: nämlich an der Neuen Bergstraße in der Nähe des auf dem Foto von Johann Mutter zu sehenden Ortes, wo auch der Fußweg entlang führt.

Henryk Skudlik war nach Stationen in Nürnberg, Barcelona und Miesbach seit 1990 Kunst-erzieher am Ignaz-Kögler-Gymnasium in Landsberg. Geboren war er 1927 in Novy Bytom

(Friedenshütte) in Oberschlesien. Sein umfangreiches künstlerisches Werk in Barcelona kannten in Landsberg damals nur wenige.

Skudliks Entwurf für das Todesmarschdenkmal verwendete nicht direkt das Foto von Johann Mutter. Er hob sich ab durch den starken Ausdruck der gemarterten, dem Tode nahen KZ-Häftlinge, die Symbolik des jüdischen intakten und zerbrochenen siebenarmigen Leuchters und die Betonteile der Moll-Baustelle in der späteren Welfenkaserne in der Assoziation eines zerbrechenden Hakenkreuzes. Auffallend ist auch die besonders realistische Darstellung des Wachpersonals mit Gewehren im Anschlag und der Hilflosigkeit der Opfer in unendlich scheinender Zahl.

Weniger fallen die alte Stadt und ihre Häuser im Hintergrund auf, und dass unten rechts aus dem Alten Testament, Jeremias 8,23, zitiert wird:

*Ach wenn doch  
Mein Haupt Wasser  
genug hätte und meine  
Augen Tränenbach wären  
Dass ich Tag und Nacht  
Beweinen könnte  
Die Erschlagenen  
Aus meinem Volk*

Besondere Unterstützung erfuhr dieses Vorhaben durch Ernst-Otto Holthaus aus Gauting, auch durch die Förderung der Schrift „Mahnmal Landsberg“ (erschienen 1995), durch Hartfrid Neunzert und den damaligen Stadtheimattpfleger Anton Lichtentern. An der Einweihung am 20. November 1994 nahmen vor allem auch der damalige Vorsitzende des Zentralrats der Juden, Ignaz Bubis, und Staatsminister Erwin Huber in Vertretung des Ministerpräsidenten teil. Am 17. Juli 1995 schrieben Uri Canoch und Zwi Katz für die Vereinigung der Überlebenden der Außenlager Landsberg/Kaufering des KZ Dachau an Oberbürgermeister Röfle, das Mahnmal bringe „die Leiden, den Untergang und die Auferstehung des jüdischen Volkes würdig und in vollem Maße zum Ausdruck“. Und Ernst-Otto Holthaus verfasste in Gedichtform, was Sepp Zwinger im Stadtrat in Prosa gesagt hatte:

*Das Grauen habe ich gesehen,  
als Knabe im braunen Hemd –  
Entrechtet, verfolgt, getrieben  
zwölf mordende Jahre lang!  
Wo war der Mensch geblieben?  
Beim Fragen wird mir bang.*

Dass auch Ignaz Bubis an der Übergabe des Denkmals in Landsberg teilnahm, hatte vielleicht auch einen biographischen Bezug. Seine spätere Frau Ida lebte als KZ-Überlebende im DP-Lager Landsberg. Bubis, der Ida schon 1935 in Deblin erstmals gesehen hatte, besuchte sie 1949 in Landsberg. Aber erst nach ihrer Auswanderung nach Paris lernten sie sich wirklich näher kennen. Bei der Einweihung des Todesmarschdenkmals in Landsberg legte Bubis nach der Ansprache des Oberbürgermeisters sein Manuskript zur

Seite und sprach, ganz aus dem Herzen heraus, zu den Versammelten, es gehe bei Denkmälern nicht um Schuldzuweisung, sondern darum, Verantwortung für uns alle in Gegenwart und Zukunft zu übernehmen (zitiert nach Landsberger Tagblatt 21.11.1994).

Abb. 37: Henryk Skudlik, Plakat für den Erinnerungsmarsch 1999, Sammlung F.X. Röfle.



## 2005 „Transmitting Light“, eine Installation von Cornelia Rapp

Im Vorfeld des 60. Jahrestags der Befreiung der KZ-Lager Kaufering entwickelte die Künstlerin Cornelia Rapp ein bewegendes Kunstwerk für eine neue Sichtweise des Gedenkens. „Transmitting light“, der Titel der Installation, beschreibt nur den Einfall von Licht in das Dunkel. In einer gebogenen Halle, in den Jahren 1940/41 im Frauenwald (heutiges Stadtgebiet Landsberg Richtung Iging) für eine DAG-Munitionsfabrik erbaut, die nie in Betrieb ging, wurden 30.000 Rosen in Längsrichtung auf den Boden gelegt. An die leeren Wände der Halle wurden Filme projiziert, welche die Amerikaner bei der Befreiung des Lagers Kaufering IV bei Hurlach gemacht hatten, Filme mit vielen Toten und abgemagerten Skeletten. Der Besucher konnte an dem Rosenteppich entlanggehen, von wechselnden Filmbildern begleitet, und kam zu einer Stelle, an der die Wand durchbrochen wurde, damit natürliches Licht einfallen konnte.

Der erste Blick aber erzählt noch nicht alles. Die Zahl 30.000 bezeichnet die Zahl der Häftlinge der elf KZ-Außenlager Kaufering, jede Rose ist also auch Symbol für einen der Häftlinge, für einen der in jenen Monaten gequälten Menschen, von denen ca. 6.000 im Lager oder auf Transporten ums Leben kamen. Jede dieser Rose gibt jedem dieser Opfer ein wenig von seiner Würde zurück, denn es wird an den Wänden über die Filme ihr Schicksal erzählt. Der Weg der Rosen ist aber nicht etwa ein Teppich der Ruhe, er biegt in der Halle dieser Installation ab in die Ungewissheit des Lebens mit der großen Wahrscheinlichkeit des nahen Sterbens. Und nur der Lichteinfall über die aufgebrochene Wand ist ein Zeichen der Hoffnung. Prof. Andreas Heldrich schreibt in der Einleitung zum Katalog für „Transmitting Light“, Cornelia Rapp habe damit der Kunst



der Erinnerung eine neue Dimension hinzugefügt. Es sei ihr gelungen, nicht nur die Tatsachen der neueren Geschichte sichtbar zu machen, zugleich das Schicksal vieler einzelner Menschen, die unsägliches Leid erdulden mussten und von denen viele starben.

Jack Bresler und Uri Canoch nahmen an einer anschließenden Diskussion zum Kunstwerk teil. Und es wurde auch in den Wochen danach von vielen Menschen besucht. Aber als eine Installation mit Rosen war sie zugleich vergänglich, und in ihrer Vergänglichkeit so beeindruckend wie Musik, wie Gesang, wie ein großes Gedicht. Einen ähnlichen Ansatz für Erinnerungs-Installation fand der Künst-

Abb. 38: Cornelia Rapp. Foto: Cornelia Rapp

Abb. 39: Cornelia Rapp, „Transmitting Light“, Blick in den Raum mit Rosen und Filmprojektionen. Foto: <https://www.corneliarapp.de/transmitting-light-landsberg-arch-2005/>



ler Walter Kuhn 2018 mit einem Mohnteppich auf dem Münchner Königsplatz anlässlich des 100. Jahrestages des Endes des 1. Weltkriegs. Dass Cornelia Rapp durch die Ähnlichkeit schockiert war und an Plagiat dachte – verständlich. Aber der unmittelbare Blick von Transmitting Light auf einen Tatort, die Rosen in ihrer Vergänglichkeit, die Biegung des Raums ins Ungewisse, die Kombination mit den Filmen von der Befreiung der KZ-Lager mit allem Schrecken an den Wänden und der eine Punkt, an dem Licht einfällt, machen Cornelia Rapps Kunstwerk einmalig und unverwechselbar.

Abb. 40: Jack Bresler (li.), Uri Canoch (re.), bei der Diskussion zu „Transmitting Light“. Foto: Cornelia Rapp

### 2007 Kaddish von Samuel Pisar für Leonhard Bernsteins 3. Symphonie

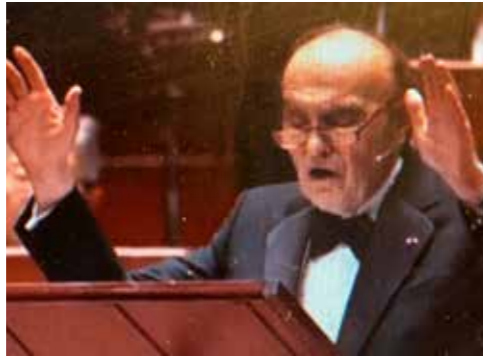
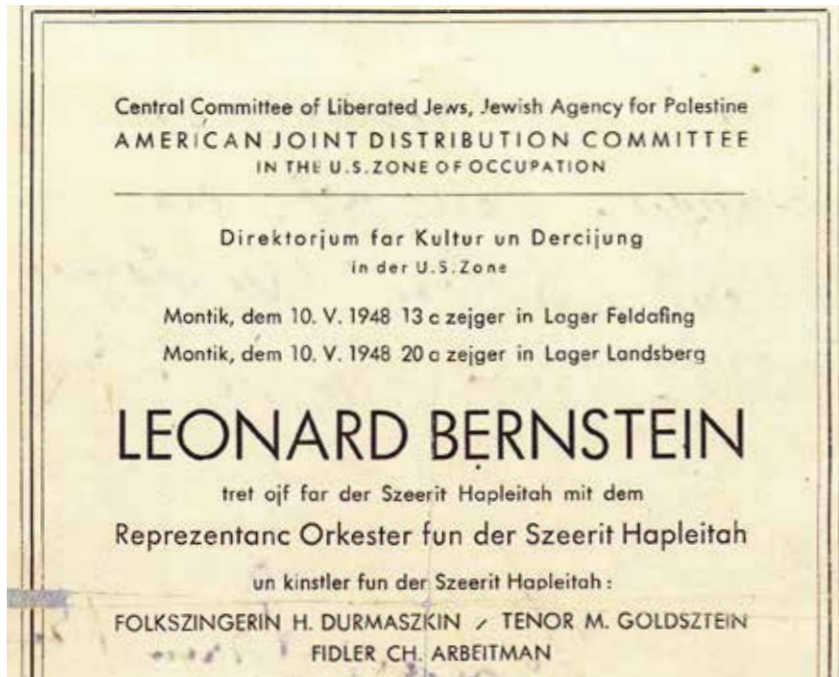


Abb. 41: Vortrag Kaddish Samuel Pisar. Foto: Franz Xaver Rößle

Abb. 42: Programm des Konzertes vom 10. Mai 1948 im DP-Lager Landsberg.



Bevor Leonhard Bernstein nach dem 2. Weltkrieg, 1948, mit dem Münchner Synchronorchester musizierte, kam er nach Feldafing und Landsberg, wo er das Orchester der befreiten DPs, das 1945 in St. Ottilien gegründet worden war, aber dann in Landsberg und Fürstenfeldbruck angesiedelt wurde, dirigierte.

Als er später seine 3. Symphonie aufführte, die er mit „Kaddish“ überschrieb und John F. Kennedy widmete, der kurz vor der Uraufführung ermordet worden war, schrieb er selbst ein Kaddish-Gebet dazu. 1990, kurz vor seinem Tod, bat Bernstein dann Samuel Pisar, der 1945 bei Landsberg befreit worden war, einen neuen Kaddish zu schreiben, da er mit seinem eigenen Text nicht zufrieden war. Auch Pisar haderte mit seinem eigenen ersten Text. 2008 schließlich schrieb er einen neuen Kaddish als „Dialog mit Gott“. Pisar legt im Gebet den Wunsch von Bernstein offen, dass es das Kaddish eines Laien sei, „gewidmet deinen geschundenen Kindern: Juden, Christen, Muslimen und allen anderen“. Samuel Pisar betet: „Wie die meisten Menschen bleibe ich hin- und hergerissen zwischen Glaube und Zweifel.“ Und am Schluss in der 2. Fassung:

Vater, Vater,  
erinnerst du dich an den wunderbaren  
Frühlingsanfang,  
als die amerikanischen GI's erschienen  
wie Engel vom Himmel,  
um mich aus der Hölle zu retten.  
(nach der Übersetzung von Günter Weiland)

### 2014 Niels Schröder und Caroline Gille, „I got rhythm“. Graphic Novel zu Coco Schumanns Leben und die KZ-Zeit in Kaufering

Kann man mit dem Kunstmittel des Cartoons erinnern und gedenken, da doch Cartoon eine Kunstrichtung ist, die mehr dem Humor und der Komik nahezustehen scheint? Immerhin wurde 2012 zur Biographie von Coco Schumann, „Der Ghettoswinger“ (1997), auch ein Theaterstück im Hamburg aufgeführt. Aber ein Comic-Buch bzw. Graphic Novel?

Niels Schröder und Caroline Gille haben mit einem Vorwort von Coco Schumann unter dem Titel „I got rhythm“ (ein Song von George Gershwin) eine Biographie gestaltet, die auch Landsberg und Kaufering nicht auslässt. „Avant de mourir“ wird beim Titel Kaufering 1945 zitiert. Vorher wird Auschwitz mit den Konzerten und den Gaskammern gezeichnet und beschrieben. Coco Schumann erlebt den Abbau der Gaskammern in Auschwitz und wird über Oranienburg nach Kaufering transportiert. Es ist Dezember 1944. Es war sicher auch die Last der Erinnerungen an die vier Monate in den KZ-Lagern Kaufering, wenn Schumann im Vorwort schreibt: „Erst sehr spät – da war ich schon über sechzig Jahre alt – habe ich angefangen, über diese Jahre meines Lebens zu sprechen.“ In der Graphiknovelle wird dies auch so beschrieben, wie er es in seiner Autobiographie auf Seite 91-95 tat. Aber die Cartoonzeichnungen machen die Erzählung plastischer, dramatischer, schrecklicher erlebbar. Bei der Graphic Novel fehlt auch nicht die Gitarre, die ihm Jirka Taussig, der Posaunist aus Theresienstadt, in Kaufering brachte und die Coco mit alten Elektrokabeln wieder zum Singen brachte.

Coco Schumann kam im Sommer 2000 auf Einladung der Volkshochschule in der Reihe „Wider das Vergessen“ nach Landsberg und musizierte mit seiner Band im Rathausfestsaal.



Abb. 43: Graphic Novel, Coco Schumann, „KZ Kaufering“.

Abb. 44: Graphic Novel, Coco Schumann, „Grausamkeit“.

Abb. 45: Graphic Novel, Coco Schumann, „Coco Schumann setzt eine Gitarre instand“.

## An Stelle eines Schlusses: „Gedächtnis. Schweigen.“ Ein Brief-Essay zwischen John Berger (1926-2017) und Nella Bielski (1930-2020) zu Kaufering VII

Die Fotoausstellung „Ein Ort wie jeder andere, Landsberg 1923-1958“ von Martin Paulus, Edith Raim und Gerhard Zelger wurde in einem Buch festgehalten, das auch ein Briefwechsel-Essay von John Berger und Nella Bielski, beide Schriftsteller, enthält in Reflexion ihres Besuches Anfang der 90er Jahre.

John Berger schreibt an Nella aus Guernica, er beschreibt Eduardo Chillidas Denkmal und Henry Moores Skulptur dort, später über Babi Jar, und dann: „Wenn ich Dir von hier schreibe, dann vor allem, weil ich an eine Stadt in Bayern denke – Landsberg, ich sehe,



Abb. 46: John Berger.  
Foto: wikipedia

Abb. 47: Martin Paulus,  
Thomas Riemerschmid,  
ehemaliges Mahnmal Kaufering VII.

Abb. 48: Nella Bielski.  
Foto: getty images



wie wir, Du und ich, durch den unscheinbaren Wald auf die Überreste des Lagers Kaufering VII zugehen Du und ich, wir schritten auf dem kargen Boden des Unterholzes weiter auf die Hütten mit den eingesunkenen Dächern zu. Plötzlich stießen wir auf etwas, das sich dem Schweigen und der Verwahrlosung, die es umschlossen, widersetzte – einige Eisenbahnschwellen hatte man zersägt und wieder zusammengefügt, sie lehnten aneinander. In dieser „Assemblage“, am Boden gekauert und zum Himmel gereckt, schien etwas wie ein Frauenprofil sichtbar zu werden. War es wirklich da? Mit Sicherheit war es ein Andenken, und wir konnten ihm nachspüren – unausgesprochen und doch beredt, so lautlos, wie ein Gebet aufgesagt werden mag.“ John Berger bittet Nella um eine Antwort.



Und Nella Bielski, geboren in der Ukraine, schreibt, als sie in ihrer Antwort in Landsberg ankommt: „Zwei Kilometer vor Landsberg. Ein Wald im Frühling. Ich habe die Fotos vor mir, John, die ich während unseres Besuches bei Martin Paulus gemacht habe [...]. Die Stille dieses Ortes holt mich ein [...]. Als wir uns den Gebäuden näherten, entdeckten wir eine seltsame Form, die im ersten Augenblick an ein kniendes Tier denken ließ, das aus einer Quelle trinkt. [...] Martin erzählte uns [...] von den Hindernissen, die seine Freunde und er überwinden mussten, bis dieses Denkmal, eine Gemeinschaftsarbeit, endlich dort stehen konnte.“ Und Sie beendet den Brief mit dem Satz: „In jeder Epoche muss man neu damit beginnen: Widerstand zu leisten, die Erinnerung lebendig zu erhalten – ja John, alles muss immer aufs Neue begonnen werden, – wenn ich an etwas fest glaube, dann daran.“

## Dank des Autors für Hilfe und Hinweise

Diese Arbeit sollte den Aufsatz über Bücher von KZ-Überlebenden nur ergänzen. Aber nicht nur durch zusätzliche Recherchen kamen weitere Häftlinge, die Künstler waren, hinzu, sondern auch durch vielfältige Hinweise. Durch Helga und Manfred Deiler der Maler Bill Salamon, durch Karla Schönebeck der Komponist Karel Berman. Sie und Hartfrid Neunzert gaben mir Bilder und Hinweise, wie auch Frau Müller vom Stadtarchiv und das Team um Sonia Fischer vom Landsberger Stadtmuseum. Von Günter Weiland, jetzt wohnhaft in Landsberg, stammt der Hinweis auf das Gedicht „Kaddish“ von Samuel Pissar und seine Übersetzung. Danke.

**Abbildungsnachweis:** Falls nicht anders angegeben, Abb. aus den im Literaturverzeichnis angegebenen Büchern.

## Literaturnachweise:

Allgemein:

Dachauer Hefte Band 18, 2002, Terror und Kunst, darin: Michaela Haibl, Überlebensmittel und Dokumentationsobjekt, Zeichnungen aus dem Konzentrationslager Dachau, a.a.O. S. 42-65 (Abbildung 3 (Seite 60) Ivan Hacker Zeichnung zu Kaufering III Außenlager Dachau)

Helge Gerndt und Michaela Haibl (Hg), Der Bilderalltag, Münster 2005, darin: Michaela Haibl, Konzentrationslager oder „Künstlerkolonie“. Zur Problematik der Rezeption und Präsentation von Artefakten aus Konzentrationslagern, S. 275-296

## Zu den einzelnen Künstlern:

LUX KRONOS U. BILL SALAMON: „Art for Life“, An incredible story of survival, (Lux Kronos = Lisa Salamon, Tochter), Create Space Independent Publishing Platform, 2017

KAREL BERMAN: Reminiscences 1938-1945, Suite for piano solo Universal, Edition von David Mattingly, Biographie Wikipedia Karel Berman, <https://holocaustmusic-ort.translate.goog/places/theresienstadt>

VIKTOR E. FRANKL: „Es kommt der Tag, da bist du frei“. Unveröffentlichte Briefe, Texte und Reden, München 2015, S. 56 ff.

LAZLO SALAMON: in Sammelband „Mein Schatten in Dachau“. Gedichte und Biographien der Überlebenden und der Toten, Hg. Comité international de Dachau, München 1993

ERIKA GRUBE: „Was ich am Ende des Krieges in St. Ottilien erlebt habe“ in: Der fünfarmige Leuchter, Band III, St. Ottilien 1970, S. 103 – 111; <http://www.landsberger-zeitgeschichte.de/Projekte.htm>, /Geschichte/dplager/Grube.htm

LEVI SHALIT: „Beyond Dachau, memories reflections“, Johannesburg 1970, und in: „Mein Schatten in Dachau“, Gedichte und Biographien der Überlebenden und der Toten, Hg. Comité international de Dachau, München 1993

ABRAHAM PECK: „Unsere Augen haben die Ewigkeit gesehen“, S. 38 und 44, Zitate von Levi Shalit in „Unzer Weg“ zitiert in „Überlebt und Unterwegs“, Fritz Bauer Institut 1997

VIKTOR E. FRANKL: Theaterstück „Synchronisation in Birkenwald“ (ursprgl. 1948), in: ders., „Trotzdem Ja zum Leben sagen“, München 11. Aufl., 1992, S. 151-198

ISRAEL BEKER: „Stage of Life“, Tel Aviv 1979, in Englisch und Hebräisch, mit 84 teils großformatigen Gemälden von der Hand des Künstlers aus seinem Leben – aus Anlass des 60-jährigen Bestehens des Nationaltheaters Habima in Israel / Cilly Kugelmann: „Lang ist der Weg, eine jüdische-deutsche Film-Kooperation“, in: Auschwitz: Geschichte, Rezeption, Fritz Bauer Institut Frankfurt 1996

SAMUEL BAK: „In Worte gemalt“. Bildnis einer verlorenen Zeit, engl. 2001, deutsch Weinheim 2007, darin: „Landsberg“, S. 323-335 / Samuel Bak „Einst und jetzt – then and now“ (Kunstgeschichtliches aus Landsberg, Nr. 25, Stadtmuseum Landsberg), Landsberg 2002, darin: Samuel Bak, „Meine Landsberger Jahre“, Seite 10-50, sowie Beiträge von Eva Atlan, Christian Burchard und Elke Kiefer / Hans Jürgen Tzschaschel, Schätze aus den Sammlungen des neuen Stadtmuseums / Landsberg am Lech 2015, zu „Die Frage“ von Samuel Bak 1988, Seite 58 ff. / Rolf Kallenbach, Bak, „Denkmäler unserer Träume“, Begegnungen mit dem Maler Samuel Bak, Wiesbaden, München 1997 / Vgl. LG 2002, S. 65-70 mit der Rede von Samuel Bak anlässlich der Verleihung des Hubert-von Herkomerpreises sowie einem Bericht zu dem jungen Bak von Marian Zyd.

KZ-MAHNMALE IN SCHWABHAUSEN: Volker Gold, Die „Judengräber“ in Schwabhausen, in: <https://www.sotavent.de/judengr%C3%A4ber-in-schwabhausen/>, 2011 (danach weiter überarbeitet).

KLAUS SCHRÖTER: „Bilder vom Menschen“, Landsberg 1994, (S. 49, Konzentrationslager 1971, 3. Tafel aus „Bilder aus der Geschichte meines Wohnortes“) / in ebda: Klaus Schröter „An die Landsberger“, Abschnitt II Seite 9 ff. (zu KZ-Lager) / Osselwitzer Elegien, Kunstgeschichtliches aus Landsberg Bd. 28, Landsberg 2003

MARTIN PAULUS: Martin Paulus, Edith Raim, Gerhard Zelger, „Ein Ort wie jeder andere. Bilder einer deutschen Kleinstadt“. Landsberg 1923-1958 (Schriftenreihe Fritz-Bauer-Institut 9), Frankfurt 1995 / Martin Paulus „Die Alben“ Erzählung mit Malerei, München 2005, insbesondere drittes Album ab S. 103, „Der Tod.“ / Jürgen Tzschaschel, Schätze aus den Sammlungen des neuen Stadtmuseums, Landsberg am Lech 2015, zu: „Lager“ von Martin Paulus, S. 54 ff.

HENRYK SKUDLIK: Armelles Sebastia, Rosa M. und Clemente Hernández, Javier, Henryk Skudlik. Esperanza frente al horror, Castellano 2021 / Mahnmal Landsberg. Dokumentation über die Enthüllung des Mahnmals am 20. November 1994, Grünwald 1994; darin: Jiddisches Gedicht des Überlebenden Solly Ganor „Gednken, Gefuehlen und Zichroines“ (sic), S.62

CORNELIA RAPP: „Transmitting light“, Kunstprojekt Landsberg 17.09.2005-16.10.2005 Katalog von Cornelia Rapp, Florian Nagler, Edith Raim / <https://www.corneliarapp.de/transmitting-light-landsberg-a-lech-2005/>

SAMUEL PISAR: Deutschlandfunk „Kaddish in Warschau“, unter: <https://www.deutschlandfunkkultur.de/kaddish-in-warschau-100.html> (2010) / Jonathan Scheiner, „Samuel Pissar. Zorniger Dialog mit Gott“, Jüdische Allgemeine / Peter Weiland, Samuel Pissar, „Kaddish“, dt. Übersetzung von Günther Weiland, Landsberg am Lech, unveröff. Manuskript,

COCO SCHUMANN: Coco Schumann der Ghettoswinger, München 1997 / Niels Schröder, Caroline Gille: „I got rythm“. Das Leben der Jazzlegende Coco Schumann, Berlin, be.bra verlag, 2014

JOHN BERGER UND NELLA BIELSKI: „Gedächtnis. Schweigen. Ein Briefwechsel“, in: Martin Paulus, Edith Raim, Gerhard Zelger, „Ein Ort wie jeder andere. Bilder einer deutschen Kleinstadt“. Landsberg 1923-1958 (Schriftenreihe Fritz-Bauer-Institut 9), Frankfurt 1995, S. 56-64

# Massengrab am Landsberger Schlossberg

Skelettfunde 1970 durch Eduard Pflanz

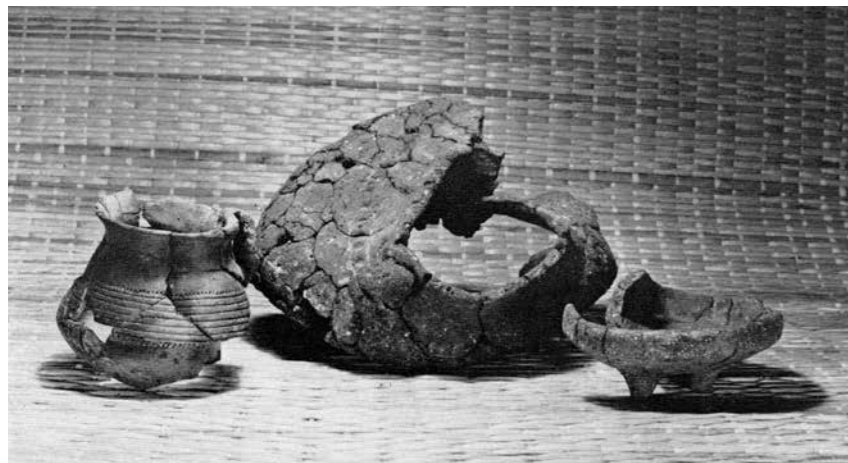
VON HEINRICH PFLANZ

Nach heutigen Erkenntnissen kann man mit Sicherheit sagen, dass der Landsberger Schlossberg seit Urzeiten besiedelt war. Beim Erweiterungsbau der damaligen Berufsschule im März 1969 kamen Tonscherben zutage. Da eine systematische Grabung von höchster Stelle nicht vorgenommen wurde, ist es wohl einigen idealistischen Landsberger Bürgern zu verdanken, dass trotz Zeitdruck und schlechtem Wetter viele Funde geborgen werden konnten. Diese wurden vom Landesamt für Denkmalpflege untersucht und restauriert.<sup>1</sup> Es handelte sich um Tongefäße aus der Bronzezeit, die teilweise durch Brandeinwirkung und große Hitze verformt waren. Zusammenfassend kann man sagen, dass hier eine bronzezeitliche Siedlung in der Zeit zwischen 1750 und 1250 v. Chr. durch eine große Brandkatastrophe vernichtet wurde. Eine kleinere Untersuchung fand durch das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege statt:

Abb. 1: Im März 1969 geborgene Tongefäße aus der Bronzezeit, die durch starke Hitzeeinwirkung verformt sind.

Abb. aus LG 1970/71, S. 17

Abb. 2: Eine Grundmauer der alten Burgmauer, in deren Nähe 1970 menschliche Gebeine geborgen wurden. Undat. Zeitungsausschnitt, Sammlung Heinrich Pflanz



Bei einem Profilschnitt in der Westhälfte des Lichthofes im Neubau konnten bronzezeitliche Holzleimbauten nachgewiesen werden, die sich im Profil als starke Holzkohle- und verbrannte Lehmschichten zu erkennen gaben. Hüttenlehm mit Abdrücken von Hölzern belegen lehmverstrichene Flechtwände.<sup>2</sup>

Auch in der Römerzeit spielte der Schlossberg eine Rolle. Gefäßscherben aus der Römerzeit und römische Münzen, die am Schlossberg gefunden wurden, belegen dies.



Beim Bau des Schülerheims 1905 kam nach Augenzeugenberichten bei Erdarbeiten eine große Anzahl menschlicher Gebeine zutage. Diese wurden mit ein oder zwei Fuhrwerken zum Landsberger Dreifaltigkeitsfriedhof gebracht und in der Nähe der Franzosenlinde begraben. Offizielle Untersuchungen gab es nicht. Nach überlieferten Berichten lagen die Gebeine durcheinander. Dass an einem derart besonderen Platz ein großer offizieller Friedhof angelegt wurde, kann ich mir nicht vorstellen. Größer ist die Wahrscheinlichkeit, dass es sich hier um ein großes Massengrab handelt. Dies würde auch mit den Berichten von Zeitzeugen übereinstimmen.

Laut einer Zeitungsnotiz kamen 1935 beim Bau eines Transformatorenhauses am Schlossberg ebenfalls menschliche Gebeine zutage. Auch diese wurden nicht untersucht.

1970 wurden Bauarbeiten an der damaligen Berufsschule zur Trockenlegung der Grundmauern durchgeführt. Mein Vater Eduard

Pflanz bekam damals von Stadtbaumeister Dengler die Genehmigung, einige Versuchsgabungen durchzuführen. Er hat all seine Beobachtungen genau aufgeschrieben.<sup>3</sup> An der Westseite des Schülerheimes, an der Grundmauer beim alten Westeingang, fanden sich keine Gebeine.

Dann versuchte er es an der Nordwestseite. Zwei Meter nördlich des Nordwestecks des Schülerheimes wurde er fündig. Hier befanden sich ungeordnet menschliche Gebeine. Dort kam auch eine Grundmauer der alten Burgmauer zutage. Die Gebeine lagen ungeordnet neben und unterhalb der Grundmauer. Wie weit sie in die Tiefe reichten, wurde nicht festgestellt. Man kann jedoch mit Sicherheit davon ausgehen, dass die Mauer jünger ist als die Gebeine und über diesen errichtet wurde. Da auch Bauschutt zutage kam, wäre es denkbar, dass die Gräber teilweise mit Bauschutt aufgefüllt wurden.

Abb. 3: Unvollständiges Skelett einer Frau über 60 Jahre.

Abb. 4: Unvollständiges Skelett eines Kindes von ca. sechs Jahren.

Fotos: Heinrich Pflanz, 2009

<sup>1</sup> Vgl. Harald Koschik, Der Schloßberg von Landsberg am Lech als Siedelplatz seit früher Zeit, in: LG 1970/71, S. 7-30, sowie die Diss. desselben Autors: Harald Koschik, Die Bronzezeit im südwestlichen Oberbayern. 2 Bde, (Materialhefte zur bayerischen Vorgeschichte; 50 / A : Fundinventare und Ausgrabungsbefunde), Kallmünz 1981. Eine kurze Untersuchung durch das Bayer. Landesamt für Denkmalpflege fand statt. Es waren Beobachtungen an bronzezeitlichen Holz-Leimbauten möglich, die sich im Profilschnitt zu erkennen gaben. Hüttenlehm mit Holzabdrücken belegt lehmverstrichene Flechtwände: Ebda. 57 und Abb. 12. Die von Heinrich Pflanz erwähnten Gebeine werden dort nicht behandelt. [Anm. der Red.]; dazu auch: Abgegangene Burg Landsberg, in: Dagmar Dietrich, Landsberg am Lech Band I, München, Berlin 1995, (= Die Kunstdenkmäler von Bayern N.F. 2/1), S. 156f.,

<sup>2</sup> H. Koschik, Die Bronzezeit im südwestlichen Oberbayern. Mat. Hefte. Bayer. Vorgesch. 50 (Kallmünz 1981), 57 f. und Abb. 12.

<sup>3</sup> Eduard Pflanz, Massengrab auf dem Landsberger Burgberg, in LG 1972/73, S. 53-57

Die von meinem Vater geborgenen Skelettteile sind erhalten. Mit Hilfe des historischen Vereins unter Frau Knollmüller ließ ich die Gebeine 2009 untersuchen.<sup>4</sup> Dabei ergab sich folgende Erkenntnis:

- Es handelt sich um Skelettteile von acht menschlichen Individuen.
- Ein Kind zwischen sechs und achtzehn Monate alt.
- Ein Kind etwa sechs Jahre alt, verzögertes Knochenwachstum (Mangelernährung).
- Ein Kind zwischen sieben und zwölf Jahre alt.
- Skelettteile eines etwa 17 Jahre alten männlichen Jugendlichen.
- Eine junge Frau zwischen 25 und 35 Jahre alt (Eisenmangel).
- Eine Frau zwischen 40 und 60 Jahre alt.
- Ein Mann in den Vierzigerjahren mit chronischer Nebenhöhlenentzündung, Körpergröße ungefähr 1,77 m.
- Eine Frau über 65 Jahre alt (Zahnverlust).
- Vereinzelt waren auch Tierknochen darunter.

Das Alter der Knochen wird mit ca. 952 Jahren angegeben, so kommen wir ins Jahr 1057 n. Chr. Das heißt, in der Zeit zwischen 1000 und 1100, also noch vor Erbauung der Pfetenburg, könnte sich am Schlossberg etwas Furchtbares ereignet haben, wobei offensichtlich ganze Familien ums Leben kamen. Wenn dort damals möglicherweise mehr als 100 Tote lagen, mussten diese zeitnah beerdigt werden.<sup>5</sup> Das war sicher keine leichte Aufgabe, da ja alles per Hand erledigt werden musste. Mein Vater vermutete, dass ein Zusammenhang zwischen den Toten und der Schlacht zwischen Bayern und Franken im Jahre 743 bestehen könnte. Dies hat sich aber aufgrund der Altersangabe der Gebeine nicht bestätigt.

Der Schlossberg in Landsberg ist ein geschichtsträchtiger Ort und birgt viele Geheimnisse. Viele Möglichkeiten zur Klärung wurden in der Vergangenheit versäumt. Man kann hoffen, dass sich die Fehler nicht wiederholen und bei künftigen Veränderungen versucht wird, etwas Licht in die Vergangenheit dieses geschichtsträchtigen Ortes zu bringen.

## Ergänzung zum archäologischen Teil

STEFAN WINGHART

Der frühbronzeitliche Keramikfund vom Landsberger Schlossberg gehört mit insgesamt mehreren Zentnern Gewicht zu den umfangreichsten derartigen Komplexen von südbayerischen Höhensiedlungen. Die weiß inkrustierte Feinkeramik ist ausgesprochen qualitativ und datiert in die entwickelte Frühbronzezeit einer südbayerischen Höhensiedlung. Er datiert in die entwickelte Frühbronzezeit (etwa 1800-1600 v. Chr.). Eine Befestigung ist nicht nachgewiesen, das Ende des untersuchten Teiles wird durch einen Brand markiert. Mittlere und späte Bronzezeit sind bislang nicht belegt, aus der spätbronzezeitlichen Urnenfelderzeit (1200- 800 v. Chr.) stammen einzelne Lesescherben, ein Bronzemesser und ein Bronzebeil.

Reste eines Graben- und Wallsystems gehören in die frühe Eisenzeit (Hallstattzeit, ca. 800-500 v. Chr.). In die spätrömische Epoche (zweite Hälfte 3.-4. Jh. n. Chr.) datiert eine weitere Höhensiedlung auf dem Schlossberg, die in Schnitten 1986 durch das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege ergraben wurde und Siedlungsfunde (Münzen, glasierte Reibschalen, Terra Sigillata, Lavegefäße) sowie Reste von Holzbauten erbrachte. Bemerkenswert ist das Grab eines Kindes mit reicher Keramikausstattung, darunter Gefäße germanischer Machart aus dem 3. Jahrhundert n. Chr.<sup>6</sup>

<sup>4</sup> Gutachten, Anthro Analytics, Eva Kropf BSc MsC, Gewoldstraße 7, 85051 Ingolstadt vom 2.5.2009; Altersbestimmung, Friedrich-Alexander-Universität Erlangen vom 30.6.2009; unveröffentl. Typoskripte, Besitz Heinrich Pflanz

<sup>5</sup> Eduard Pflanz, a.a.O., S. 57 meint: „Die Anzahl der Skelette kann nur geschätzt werden. Wenn man die mündliche Überlieferung von bereits zwei abgefahrenen Fuhrwerken voller Gebeine in Betracht zieht und diese vorsichtshalber nur auf eine Fuhr reduziert und die in unbekannter Zahl noch ursprünglich im Boden vorhandenen Gebeine bedenkt, so muß angenommen werden, daß es sich um viele Dutzende, ja vielleicht 100-200 Tote handeln kann“. Anm. der Red: Über die Anzahl der Skelette, bzw. auch, ob es sich nicht doch um einen früheren Friedhof oder ein Gräberfeld handelt, oder ob die Personen nicht von einem anderen Ort hierher gebracht wurden, kann mangels Quellen und einer wissenschaftlichen Dokumentation aus der Sicht der Forschung überhaupt keine belastbare Aussage getroffen werden.

<sup>6</sup> Karl Gattinger, Grietje Suhr, Denkmäler in Bayern, Bd. 1.14. Stadt und Landkreis Landsberg (Regensburg 2014) Halbband 2, 536

# Landsberg am Lech – das südbayerische Rothenburg

Fortsetzungsrubrik: Landsberg in verschiedenen historischen Beschreibungen

VON CORNEL SCHMITT<sup>1</sup>

in: Die Scholle. Landsberger Volkskalender für Bürger und Landmann<sup>2</sup>, München 1910, S. 65-66

„Lieber Freund!

*Du schwärmst für das mittelalterliche Rothenburg o.T. und für seinen Meistertrunk! Ich will Dir auch gewiß nichts von Deiner Begeisterung rauben! Aber komme doch einmal zu uns, kehre ein in Landsberg a.L. und Du wirst mir recht geben, wenn man´s das „südbayerische Rothenburg“ benamset hat! So bequem ist´s zu erreichen! Nur 1 ½ Eisenbahnstunden von Augsburg und München entfernt! – Erlaube mir, daß ich Dir durch eine kleine Schilderung ein wenig Mut zum Reisen mache!*

– Das Eisenbahnabteil ist kaum verlassen. Du stehst und staunst den wilden Lech an, der sich zwischen Dir und der Stadt ausbreitet! In schnellem Zuge kommt er heran und stürzt sich geifernd, donnernd über ein breites Wehr hinab. Und dann blickst Du auf und siehst ein mittelalterliches Städtchen vor Dir, kriegerisch von Mauern und Basteien umwallt, von trutzigen Türmen überragt, von frischem Grün eingefasst, ein Städtchen, das sich an den steilen Berg hingeschmiegt hat und trotz des hohen Alters sich noch eitel im klaren Spiegel des Flusses betrachtet! – Nun über die Brücke, durch die Herkomerstraße\* [\*Herkomer ist Ehrenbürger Landsbergs] auf den Hauptplatz! Ein ehrwürdiges, entzückendes Bild! Sanft ansteigend zum „Schmalz-turm“ liegt der geräumige „Platz“ vor uns. Ueber die umschließenden Häuser blickt der Stadtpfarrturm herein, wie auf den Zehen stehend und genau alle Vorgänge beobachtend. Eine hohe kirchliche Kontrolle! In langen Reihen, eng gedrängt, stehen die spitzgiebeligen Häuser. Wie gute Freunde auf der Wirtshausbank zusammenrücken, um einen neu ankommenden Freunde Platz zu machen, so schlossen auch sie enger auf und schufen Raum für das Rathaus, welches Jahrhunderte lang einsam inmitten des Marktplatzes stand, sich später eines besseren besonnen hat. Und alle Häuser schauen so heiter und jedes mit einem anderen Gesichte drein, daß einem ganz warm ums Herz wird. Mittelalterliche Gemütlichkeit! Wir modernen Menschen kennen sie gar nicht mehr! Und doch muß es so ganz anders, – ich finde kein besseres Wort – so gemütlich gewesen sein in einem solchen Städtchen! Das erzählt auch Meister Piloty<sup>1</sup>. Droben im Rathaus hat er ein Bild an die Wand gezaubert; es berichtet wie Herzog Ernst mit den Bürgersfrauen tanzte. Das Bild muß man angestaunt haben, sonst war man in Rom und hat den Papst nicht gesehen! Und die andern Bilder auch! Sie erzählen uns, daß Landsberg eine sehr bewegte Geschichte hinter sich hat: Oft wurde es für seine Bayern-treue belohnt, noch öfters aber hart dafür gezüchtigt. So 1633 von dem schwedischen General Torstenson, wie im Bild zu lesen ist. – Dieser Gedanken noch nicht los, durchschreiten wir das „Schmalztor“. Die steile „Bergstraße“ liegt vor uns. Sei nicht böse, Freund, wenn Du während des Wanderns hin und wieder von dem schmalen Steig herunter treten mußt! Ich tue es gerne und würde mich ärgern, wenn die altherwürdigen Auslagen der ehemaligen Zünftler dem Zeitgeist weichen müßten! So führe Dich hinauf an das „Bayertor“. Ein Denkmal der Frühgotik ist der massige Bau, mit Recht Landsbergs Stolz, mit Recht das gepriesene Objekt zahlreicher Maler und Malerinnen, die in Masse mit den Schwalben kommen und mit den Staren uns verlassen. – Dann biegen wir rechts um und wandeln an dem schönsten Teil der Stadtmauer dahin, zur rechten



Abb. 2: Blick in die alte Bergstraße und zum ehem. Gymnasium und zur Hl.-Kreuz-Kirche. (Abb. auf S. 65 des Kalenders)

Abb. 3: Bäckertor und Turm der Stadtpfarrkirche Mariä Himmelfahrt. (Abb. auf S. 66 des Kalenders)

den tiefen Graben, zur Linken die bewaldete Franzosenschanze. Jetzt stehen wir am „Jungfernsprung“. Das ist der Ort, wo bei Torstensons Einfall Frauen und Mädchen von einem Turm in die Tiefe gesprungen sein sollen. Das ist der Ort, den Schwoiser<sup>2</sup> auf seinem Meisterwerk im Rathaus verewigt hat, das ist der Ort, der so lange in der Sage leben wird, als Landsberg besteht!

Blicke hinaus, Freund! Ueber dem Lech siehst Du die freundliche Katharinenvorstadt mit den leider so wenig zum Bilde passenden militärischen Gebäuden. Dort aber – mitten im Häusergewimmel – liegt ein kleines Kirchlein. Wenn Dich Museen interessieren, so wird das Kirchlein später unser Ziel! – Einstweilen aber wieder weiter! Durch einen Stadtmauerdurchbruch schlüpfen wir und besteigen den dort gelegenen Ausguck. Du bist erstaut: Zum Greifen nahe liegt vor Dir die blaue Alpenkette. Ein herrliches Bild! Drunten aber rauscht der Lech und singt sein ewig gleichförmiges Lied. Deine Aufmerksamkeit wendet sich ihm zu. An seinem Ufer blinkt im Sonnenschein der „Mutterturm“. Herkomer, der berühmte Maler, hat ihn um Andenken an seine Mutter erbaut. – Nun geleite ich Dich den steilen Schloßberg hinab und indem ich Dich wieder zur Herkomerstraße zurückbringe, habe ich den Rundgang beendet. –

– Jetzt aber schüttele ich Dir im Geiste die Hand und lasse sie nicht, bevor Du mir versprochen hast, zum heurigen „Ruethenfest“ im Juli der Gast zu sein

Deines Freundes  
Cornel Schmitt.“

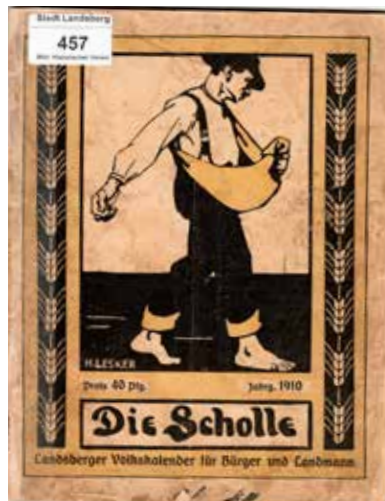
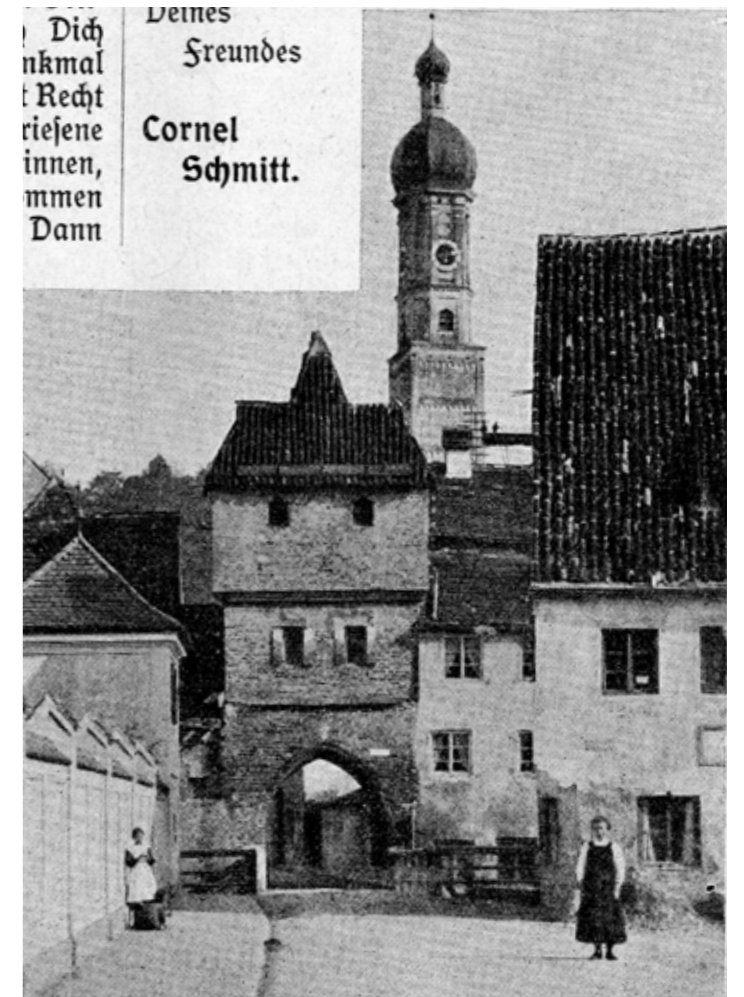


Abb. 1: Titelblatt des Kalenders

<sup>1</sup> Ferdinand von Piloty der J. (1828-1895), malte zwei der Wandgemälde im Rathausfestsaal

<sup>2</sup> Eduard Schwoiser (1826-1902) malte die zwei anderen Wandgemälde im Rathausfestsaal

# Neuerscheinungen

VON WERNER FEES-BUCHECKER



Christian Burchard (Hg.)

## Josef Lang, Werkverzeichnis Skulpturen. Objekte 1960 – 2019

St. Ottilien (EOS), 2019, ISBN 9783830679592

Ein sehr schön gemachter Kunstband über den Träger des Herkomer-Preises der Stadt Landsberg, Josef Lang, der alle 253 Skulpturen und Objekte des Werkverzeichnisses auch in großformatigen Fotografien vorstellt.



Alois Epple, Felix Löcherer

## Die Stiller

– eine schwäbische Baumeister- und Stuckatorenfamilie aus Wessobrunn, Norderstedt (BoD), 2021, ISBN 9783752607710

Umfangreiche, ergänzte Neuauflage der Publikation von 1984 (Ars bavarica). Die Baumeisterfamilie ist auch für unser Gebiet äußerst wichtig, um z.B. nur den Stukkator Mathias Stiller und seinen Sohn Michael, die den hervorragenden Stuck der Landsberger Stadtpfarrkirche und den Chor der Oberiglinger Pfarrkirche schufen, zu nennen.



Alois Epple

## Sebastian Kneipp

Vorträge zum 200. Geburtsjahr  
Norderstedt (BoD), 2021, ISBN 9783753402871

Informative Publikation anlässlich des Sebastian-Kneipp-Jubiläums 2021 mit vielen Quellen und Abbildungen aus der Feder des Türkheimer Autors.

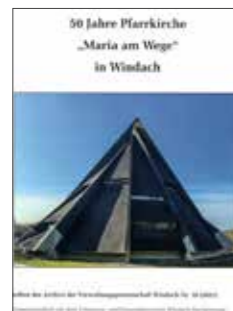


Sonia Fischer (Hg.)

## Herkomer Museum. „A Man of Many Parts“

Landsberg 2019, ISSN 0931 2722  
(zu beziehen bei den Städtischen Museen Landsberg am Lech)

Schöner, reich bebildeter Katalog zur neuen Dauerausstellung im Herkomer Museum und zur Baugeschichte und Ausstattung des Mutterturms. Die informativen Texte stammen von Sonia Fischer, Anna Leiter und Pia Becker.



Gerhard Heininger

## 50 Jahre Pfarrkirche „Maria am Wege“ in Windach

(Schriften des Archivs der Verwaltungsgemeinschaft Windach Nr. 16)  
Windach 2021 (zu beziehen bei der VG Windach)

Die neueste Ausgabe dieser hervorragenden, für die Regionalgeschichte wichtigen Reihe widmet sich dem Jubiläum der neuen Pfarrkirche in Windach, die auch als Autobahnkirche bekannt ist.



Katharina Hindelang

## Bäuerliche Hauskultur

Steingaden und Umgebung, Thalhofen (Bauer Verlag), 2020, ISBN 9783955511203

Ein schöner Bildband über alte (vor)alpenländische Bauernhäuser der Steingadener Gegend mit einem Vorwort des Kreisheimatpflegers Helmut Schmidbauer und einer Einführung von Vinzenz Duffer vom Bayerischen Landesverein für Heimatpflege.



Rainer Hollenweger

## Die Villa von Weil

Erinnerung an ein untergegangenes Kulturdenkmal im Landkreis Landsberg/Lech, Weil, (Selbstverlag) 2020; zu beziehen beim Autor.

Reich bebilderte Broschüre über die römische Villa Rustica von Weil und deren Funde. Diese einst vielleicht größte römische Gutshofanlage in Süddeutschland, an die heute vor Ort nichts mehr erinnert, wurde 1975 entdeckt und ausgegraben.



Franz Huster, Alfons Löffler, Hans Pfister

## Religiöse Flurdenkmale

Wegkreuze, Marterl und Bildstöcke an der Oberen Paar, Egling an der Paar, Heinrichshofen (Hrsg. Verein Kulturlandschaft Ammersee Lech e.V., Heft 6), Egling 2021, zu beziehen beim Hrsg.

Das Heft 6 der Reihe Kulturlandschaft des rührigen Vereins Kulturlandschaft Ammersee Lech stellt mit vielen Bildern ca. 60 religiöse Kleindenkmäler in Egling und Heinrichshofen vor. Die Autoren Franz Huster, Alfons Löffler, Hans Pfister haben mit viel Mühe und Akribie alle religiösen Flurdenkmale aufgespürt, so weit möglich die Gründe und Umstände ihrer Aufstellung recherchiert und die Denkmäler im aktuellen Zustand in Wort und Bild vorgestellt.



Ernst Meßmer

## Graf Rath

Nachruf auf einen Mann, dem seine Identität genommen wurde.  
Thalhofen (Bauer-Verlag), 2021, ISBN 978395551

Der Autor verfißt die These, dass Graf Rath (Ratho oder Rathard), der erst später den Namen Rasso erhalten haben soll, eine historische Person des 9. Jhds. und auch unzweifelhaft der Gründer des Benediktinerklosters auf der Amperinsel Wörth gewesen sei. Das Buch bietet sehr viele Quellen und weiteres Material zur Geschichte unserer Region, besonders zu Dießen, Andechs und Grafrath.



Axel Hinrich Murken

## Herbert Rolf Schlegel (1889-1972)

Sein Leben und sein Werk  
Herzogenrath (Murke und Altroggen), 2020, ISBN 9783935791540

Großformatige, reich und fast durchwegs farbig bebilderte Monographie über diesen vergessenen Maler, der ab 1924 am Ammersee lebte. Er ließ sich zunächst in Dießen-St. Georgen nieder, wirkte ab 1932 als Kunsterzieher im Landheim Schondorf und wohnte dann bis zu seinem Tod 1972 in Unterschondorf.

# Neuerscheinungen



Hartfrid Neunzert

## Johann Mutter. Grafik

Petersberg (Michael Imhof Verlag), 2021, ISBN 9783731911661

Ein sehr gut gemachtes Buch, das eine nicht wegzudenkende Ergänzung zu dem großformatigen Band desselben Autors zum malerischen Werk Johann Mutters bildet. Erstaunlich, wie gut die rund 200 Zeichnungen, Grafiken und Aquarelle auch in dem eher kleineren Format dieses Buches wirken.



Edith Raim

## „Es kommen kalte Zeiten“

Murnau 1919-1950, München (Volk Verlag) 2020, ISBN 9783862223510

Dieses Buch der renommierten Landsberger Zeithistorikerin ist eine gründliche wissenschaftliche Untersuchung der Zeitgeschichte des Marktes Murnau. Es behandelt mit einer Vielzahl von Quellen und Bildmaterial die Zeit der Revolution 1918/19 und der Weimarer Republik, die NS- und die Nachkriegszeit – mit dem Fokus sowohl auf der normalen Bevölkerung als auch auf den politischen Akteuren und Tätern sowie ihren Opfern.

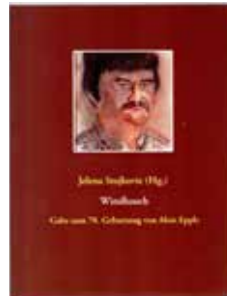


Franz Schneider (Hg.)

## Penzing im 20. Jahrhundert (Mein Penzing 5)

Penzing 2021, (zu beziehen bei der Gemeinde Penzing)

Die neueste Ausgabe dieser gut gemachten, für die Orts- und Regionalgeschichte wichtigen Reihe widmet sich dem 20. Jahrhundert in Penzing – mit Ausnahme der Weltkriege, die schon in Heft 2 behandelt wurden. Schwerpunkte der Aufsätze von vielen Autoren bilden der Fliegerhorst bzw. spätere Flugplatz Penzing sowie die verschiedenen Arbeiter- und Flüchtlingslager.



Jelena Stojkovic (Hg.)

## Windhauch

Gabe zum 70. Geburtstag von Alois Eppler, Norderstedt, (BoD), 2021, ISBN 9783751934244

Eine Festschrift zum 70. Geburtstag von Alois Eppler, ehemaliger Gymnasiallehrer in Landsberg und sehr produktiver Autor historischer und kunsthistorischer Publikationen, u.a. auch in den „Landsberger Geschichtsblättern“. Die Beiträge dieser Gabe stammen (mit wenigen Ausnahmen) einmal nicht aus der Riege akademischer Wissenschaftler, sondern von Weggefährten und Freunden (bis hin zu Theo Waigel).



Herwig Stuckenberger

## Religiöse Flurdenkmale

Wegkreuze, Marterl und Bildstöcke am westlichen Ammersee. Markt Dießen (Hrsg. Verein Kulturlandschaft Ammersee Lech e.V., Heft 5), Dießen 2021, zu beziehen beim Herausgeber

Das Heft 5 der Reihe Kulturlandschaft des Vereins Kulturlandschaft Ammersee Lech aus der Feder des renommierten Heimatforschers Herwig Stuckenberger stellt die beachtliche Anzahl von 113 religiösen Kleindenkmälern im Gebiet des Marktes Dießen vor. Unter den kundig beschriebenen Flurdenkmälern Dießens und der Gemarkungen der ehem. Gemeinden Dettenhofen, Dettenschwang, Obermühlhausen, Rieden, St. Georgen gibt es auch eine Anzahl relativ alter Stein- und Sühnekreuze.



Andreas Weileder, Josef Bauer u.a. (Hg.)

## Die Stadt Kaufbeuren

Band IV, Die Geschichte der Ortsteile Oberbeuren, Hirschzell und Kemnat Thalhofen (Bauer-Verlag), 2021, ISBN 9783955511197

Band IV der großen wissenschaftlichen Stadt-Geschichte der Stadt Kaufbeuren, der in vielen Beiträgen, verfasst sowohl von Wissenschaftlern wie Ortschronisten, die eingemeindeten Orte behandelt. Dem Verleger Josef Bauer ist es zu danken, dass endlich auch die Ortsteile im Rahmen der Kaufbeurer Stadtgeschichte vertreten sind.



Stadt Landsberg am Lech (Hg.)

## Stadtrundgang Landsberg am Lech

Text: Ruth Wind, Landsberg, o.J. (2020)

zu beziehen beim Tourismusbüro

Der Nachfolger des „grünen Stadtrundgangs“ ist gut gemacht, sehr schön und farbig bebildert, die Texte durchwegs richtig und gut formuliert. Schade nur, dass bis auf wenige Ausnahmen auf jegliche Baudaten der Kirchen und Kunstdenkmäler zugunsten summarischer Jahrhundert-Angaben verzichtet wurde.



Kreishandwerkerschaft Landsberg am Lech

## Die Chronik 1934 bis heute

Landsberg 2021

(zu beziehen bei der Kreishandwerkerschaft Landsberg)

Illustrierte Chronik der Kreishandwerkerschaft Landsberg am Lech mit vielen Personenporträts und Zeitdokumenten. Mangels Quellen konnte die Gründung im Nationalsozialismus mit Zwangsinnungen 1934 leider nur wenig erhellt werden, dafür sind die einzelnen Mitgliedsinnungen anschaulich vorgestellt.

# Landsberger Rückblick 2022

VON WERNER FEES-BUCHECKER

- 1222** Vor 800 Jahren wurde die **Stadtpfarrkirche** dem Kloster Wessobrunn inkorporiert. Das Kloster hatte damit das Patronat der Kirche und konnte ursprünglich den Pfarrer einsetzen.
- 1372** Vor 650 Jahren war auch Landsberg Schauplatz des sogenannten **1. Städtekriegs** zwischen schwäbischen Reichsstädten, insbesondere Augsburg, und dem Herzogtum Oberbayern. Dabei soll die als Markt bezeichnete Ortschaft Sandau zerstört worden sein und ihre Bewohner die sogenannten Änger (Hinterer und Vorderer Anger) in Landsberg besiedelt haben.
- 1472** Vor 550 Jahren wurde mit dem Bau des gotischen Chores und Turms der **Erpftinger Pfarrkirche** begonnen, der wohl 1479 vollendet war, worauf zwei heute noch außen lesbare Jahreszahlen verweisen.
- 1722** Vor 300 Jahren starb der Landsberger Bildhauer **Sebastian Luidl** im Alter von nur 32 Jahren (geb. 1690, Sohn von Lorenz Luidl). Er war wohl künstlerisch sehr begabt, hatte aber nie eine eigene Werkstatt und hinterließ nur wenige bekannte Werke.
- 1872** Vor 150 Jahren wurde der **Landsberger Bahnhof** errichtet und Landsberg durch eine Vizinalbahn an die Hauptstrecke ab Kaufering angeschlossen. Im selben Jahr verkehrten die ersten Züge zwischen Buchloe und Landsberg. Die Verbindung nach München über die Kauferinger Eisenbahnbrücke wurde erst 1873 fertiggestellt.

- 1947** Vor 75 Jahren erfolgte die Gründung der **Volkshochschule Landsberg**.
- 1972** Vor 50 Jahren erfolgte die erste Phase der **Gebietsreform**. Die Stadt Landsberg verlor ihre Kreisfreiheit, wurde in den Landkreis Landsberg eingegliedert und zur großen Kreisstadt ernannt. Die ehemaligen Gemeinden Reisch und Pitzling wurden als Stadteile nach Landsberg eingemeindet (Erpfting mit Ellighofen folgte 1978).  
  
wurde der Neubau des **Inselbads** eingeweiht.  
  
wurde der **Wildpark** in den Lechauen angelegt (heute Lechpark Pössinger Au).
- 1997** Vor 25 Jahren wurde die erste **Herkomerkonkurrenz** in der Form, wie sie bis heute stattfindet, veranstaltet.  
  
wurde im Februar das restaurierte **Mühlrad der Meiermühle** sichtbar und ohne im Wasser einzutauchen wieder am Mühlbach eingesetzt.  
  
erhielt die **Volkshochschule Landsberg** ein eigenes Gebäude für ihre Kurse im ehem. Ursulinenkloster an der Herkomerstraße.  
  
führte der Lech im Juli ein großes **Hochwasser**.

# Vereinsleben

VON STEFAN WINGHART  
UND  
WERNER FEES-BUCHECKER

## Besonderheiten aus dem Vereinsleben

Wenn meine Vorgängerin im Vorsitz des Historischen Vereins Landsberg, Sigrid Knollmüller, in dieser Kolumne der Landsberger Geschichtsblätter 2020 geschrieben hatte, dass dieses Jahr ein ganz besonderes für den Verein gewesen sei, nicht geprägt von einer bedeutenden Künstlerpersönlichkeit oder durch ein besonderes Ereignis, sondern dass 2020 wohl als Corona-Jahr in die Annalen des Vereins eingehen werde, so hatte sie damit recht und unrecht zugleich. 2020 war ein Corona-Jahr, aber 2021 war es nicht minder.

Inzwischen ist einiges an der misslichen Situation nahezu schon gewohnt und der Verein kam, zumindest nach meiner Einschätzung, mit der Situation einigermaßen zufriedenstellend zurecht. Der Vorstand traf sich regelmäßig, wenngleich zumeist virtuell, die Landsberger Geschichtsblätter konnten in der gewohnten inhaltlichen wie publizatorischen Qualität erscheinen. Allen Autoren und ganz besonders Dr. Werner Fees-Buchecker, der die Schriftleitung innehatte, und Claus Hager, der für das Layout verantwortlich zeichnete, sei hierfür herzlich gedankt.

Die Vorträge, die in der ersten Jahreshälfte 2021 durchwegs virtuell stattfanden und sich wie auch im weiteren Jahresverlauf durchgehend der vor- und frühgeschichtlichen Archäologie widmeten, erfreuten sich eines guten Zuspruchs:

Im Programm stand ein Vortrag von Prof. Dr. Wolfgang Czyns, „Cervisia – Römische Bierbrauer in Rätien“. Die römische Landwirtschaft war höchst effizient; zu den Funktionsgebäuden eines Gutshofs (villa rustica), aber auch vieler Dörfer und Städte, gehören Darren, in denen Getreide geröstet, Flachs getrocknet und Fleisch oder Fisch geräuchert wurden. Bei jüngsten Ausgrabungen im Ries konnten archäobotanische Proben entnommen und untersucht werden. Sie zeigten, dass Darren auch den wichtigsten Rohstoff für die Bierbrauerei lieferten: das Malz. Untersucht man die Funktionsweise und Verbreitung der Darren in Rätien, kommt man zu interessanten Ergebnissen: Offensichtlich hat das

Bier nicht nur den trinkfreudigen Kelten und Germanen geschmeckt. Es hat vielmehr den teuren Weinkonsum der Römer in den Nordprovinzen seit dem Ende des 2. Jahrhunderts erheblich eingeschränkt.

Prof. Dr. Thomas Terberger berichtete über „Das Tollense-Tal in Mecklenburg-Vorpommern 1300 v. Chr. – Das älteste Schlachtfeld Europas.“ Gewalt und Krieg hinterlassen Spuren bei jedem Menschen, der sie erlebt. Obwohl das sicher auch für die Vorgeschichte galt, hat sich die archäologische Forschung lange Zeit mit Themen wie der materiellen Kultur, den Gräbern und dem Handel beschäftigt. So entstand für die mittel- und nordeuropäische Bronzezeit, in etwa das 2. Jahrtausend vor Chr., das Narrativ einer eher friedlichen, allenfalls von Stammesfehden oder räuberischen Überfällen geprägten Gesellschaft, in der Waffen vor allen Dingen der Selbstdarstellung dienten, während aus den damaligen hochkulturellen, bereits staatlichen Zentren im östlichen Mittelmeer und im Nahen Osten – Griechenland, Kleinasien, Ägypten oder dem Zweistromland – aus schriftlichen, allerdings zumeist sehr tendenziösen Quellen Kriege von erheblichem Ausmaße, etwa der Trojanische Krieg, bekannt sind. Allerdings fehlen auch dort die archäologischen Nachweise der Schlachtfelder. Einen solchen Nachweis zu führen gelang in den vergangenen Jahren im Tollense-Tal in Mecklenburg-Vorpommern, wo ein solches Schlachtfeld mit modernsten naturwissenschaftlichen und archäologischen Methoden seit nunmehr 20 Jahren mit Mitteln der Deutschen Forschungsgemeinschaft untersucht wird.

Dr. Stefanie Berg, Referatsleiterin Lineare Projekte, und Dr. des. Anneli Wanger-O'Neill vom Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege, München, Projekt Pestenacker, berichteten über „Neue Erkenntnisse zur prähistorischen Siedlung Pestenacker im UNESCO Welterbe – Auf dem Weg zur digitalen Auswertung“. Die jungsteinzeitliche Siedlung Pestenacker ist inzwischen Teil des transnationalen Weltkulturerbes „Prähistorische Pfahlbauten um die Alpen“ und ihre

Erforschung hat seither erheblich an Tempo aufgenommen. Insbesondere personelle Verstärkungen und der Einsatz moderner naturwissenschaftlicher Methoden haben zu einer erheblichen Erweiterung der Erkenntnisse geführt. Der Vortrag stellte einen Zwischenbericht zu einem Forschungsprojekt dar, das die archäologische Denkmalpflege ebenso wie den Landkreis Landsberg seit langem beschäftigt und sicher noch lange begleiten wird.

Die Jahreshauptversammlung fand am 7. September unter einem strengen Pandemie-Regime in der Wandelhalle des Sportzentrums statt. Auf der Tagesordnung standen Begrüßung und Totenehrung, Rechenschafts-

## Jubilare 2021:

Für ihre 25-jährige Mitgliedschaft dankt der Historische Verein Peter Gayer, Dr. Rainer Gottwald, Manfred Hense, Josefine Lang, Manfred Mayr, Gerhard Roletschek, Erika Hartmann, Xenophon Konstas und Ilona Mayer.

Bereits seit 40 Jahren gehört Max Prummer dem Historischen Verein an. Auf eine stolze 60-jährige Mitgliedschaft kann Georg Schindler zurückblicken.

Den Vortrag „Die Geschichte der Präparandenschule Landsberg am Lech 1866 bis 1923“ hielt Dr. Werner Fees-Buchecker. Das schöne Schulgebäude an der Pössinger Straße in Landsberg wurde 1904 als Präparandenschule erbaut. Zuvor war die Schule seit 1866 im Novizenbau des ehemaligen Jesuitenkollegs untergebracht. Der Vortragende erläuterte die wenig bekannte Geschichte dieser Schule, eine verpflichtende Vorbereitungsstufe für Lehrerseminare zur Ausbildung zukünftiger Volksschullehrer.

Ein Gutteil der Studienfahrten konnte dank der im Sommer und Herbst gesunkenen Inzidenzzahlen und der erhöhten Impfquote durchgeführt bzw. nachgeholt werden.



berichte der Vorstandschaft und der Kassensprüfer, Wahl von Ehrenmitgliedern (Sigrid Knollmüller und Ingrid Lorenz) sowie die Ehrung langjähriger Mitglieder und der ausgeschiedenen Vorstandschaft. Geehrt wurden die Jubilare von 2020, deren Namen schon im Tätigkeitsbericht für 2020 nachzulesen sind, und von 2021.

Abb. 1: Sigrid Knollmüller und Ingrid Lorenz mit der anwesenden Vorstandschaft. Foto: Axel Flörke



Abb. 2: Die Vereinsjubilare der Jahre 2020 und 2021. Foto: Axel Flörke

Abb. 3: Kirchenführer Georg Pantele und die Landsberger Gäste in der Uffinger Pfarrkirche St. Agatha – u.a. mit dem Kreuzweg des Landsberger Malers Johann Baptist Anwander. Foto: Albert Thurner





Abb. 4: Nachbildung der Grabkammer des Fürsten im Museum Hochdorf.  
Foto: Reinhold Knollmüller



Abb. 5: Eingang zum Schloß Ludwigsburg.  
Foto: Reinhold Knollmüller

Die Halbtagesfahrt mit Dr. Albert Thurner, „Unbekannte Ecken – von Böbing nach Schöffau und Uffing“, begann in Böbing, wo die im Empire-Stil ausgestattete Pfarrkirche St. Georg besichtigt wurde. Dann ging es 12 km lang durch einsame Fluren bis nach Schöffau mit seiner rustikalen ehemaligen Wallfahrtskirche St. Anna. Nach einer Kirchenführung in Schöffau luden noch die Rokoko-Pfarrkirche St. Agathe in Uffing am Staffelsee zur Besichtigung und ein Gasthof in Seehausen zur Einkehr ein.

Ebenfalls schon im Programm 2020 vorgesehen war die Tagesfahrt „Zu Besuch bei Fürsten“ mit Sigrid Knollmüller nach Hochdorf an der Enz und nach Schloss Ludwigsburg. Schloss Ludwigsburg, das erste Ziel, ist eines der größten im Original erhaltenen barocken Bauwerke in Europa. Es bot den Besuchern einen beeindruckenden Streifzug durch fürstliche Prunkräume aus zwei Jahrhunderten – vom Barock über das Rokoko bis zum Klassizismus. Ganz anders gestaltete sich der Besuch beim Fürsten von Hochdorf. Das 1968 entdeckte Grab von Hochdorf barg eine Sensation: die Prunkbestattung eines frühkeltischen Fürsten. Die gut erhaltenen Funde gewähren zum ersten Mal tiefe Einblicke, wie die Welt der keltischen Herrscher vor rund 2500 Jahren ausgesehen hat.

Die kunsthistorische Fahrradtour mit Dr. Werner Fees-Buchecker und Martin Baumeister vom ADFC Landsberg führte nach Holzhausen am Ammersee mit Besuch des neuen Adolf-Münzer-Museums. Adolf Münzer war ein Maler der Künstlergruppe „Scholle“, aus der auch noch Fritz Erler und Walter Georgi in Holzhausen lebten. Es folgte ein Abstecher in die Holzhauser Kirche St. Ulrich und in den Friedhof, wo viele der Künstler ihre letzte Ruhe gefunden haben, sowie zu anderen Künstlerateliers und Wohnhäusern, wie die der weiteren Scholle-Maler oder von Paul Neu oder Eduard Thöny.

Eine Halbtagesfahrt mit Ingrid Lorenz führte nach Eresing und St. Ottilien. Die Kirche St. Ulrich in Eresing zählt zu den kostbarsten Kirchen im Landkreis. Sie wurde 1488 erbaut und 1756/57 von Dominikus Zimmermann umgestaltet. Nikolaus Schütz schuf den Rocaille-Schmuck und Martin Kuen die Fresken. Die Geschichte von St. Ottilien verlief dagegen ganz anders. Der Weiler Emming wurde in der 1. Hälfte des 12. Jahrhunderts erstmals erwähnt. Bereits im 14. Jahrhundert gab es eine bedeutende Wallfahrt zur hl. Ottilia in der Ottilienkapelle. 1887 verlegte P. Andreas Amrhein das von ihm gegründete Missionskloster von Reichenbach in der Oberpfalz nach St. Ottilien. Das größte Männerkloster Deutschlands birgt viele Sehenswürdigkeiten, z.B. die barocke Ottilienkapelle und die neugotische Klosterkirche.

Im Oktober fand die Tagesfahrt zur Bayerischen Landesausstellung „Götterdämmerung II – Die letzten Monarchen“ im Haus der Bayerischen Geschichte in Regensburg statt, die anstelle des verhinderten Axel Flörke von Sigrid Knollmüller geleitet wurde. Die Ausstellung spannte den zeitlichen Bogen vom Tod Ludwigs II. 1886 bis zum Tod Ludwigs III. 1921 und erzählte vom Lebensgefühl und den Schicksalen der letzten Herrschergeneration vor der Revolution 1918. Im Blickpunkt standen die europäisch weit verzweigten Familien um Kaiserin Elisabeth von Österreich („Sisi“), Prinzregent Luitpold von Bayern sowie Queen Victoria von Großbritannien und Irland, verheiratet mit Prinz Albert von Sachsen-Coburg und Gotha. Am Nachmittag vermittelte eine Stadtführung die Geschichte Regensburgs vom römischen Castrum über die Bedeutung im Mittelalter und den Immerwährenden Reichstag bis zur Neuzeit.



Abb. 6: Die Radgruppe bei einer Rast auf dem Weg nach Holzhausen.  
Foto: Bernd Meckel

Als erster Vortrag des Jahres 2021 konnte das Referat von Dr. Brigitte Haas-Gebhard, Archäologische Staatsammlung München, „Wittislingen, Lkr. Dillingen a.d. Donau – Das Grab einer Fürstin des 7. Jahrhunderts n. Chr. in der Alemannia“, als Live-Veranstaltung stattfinden. Das Grab einer hochadeligen Dame des 7. Jahrhunderts in Wittislingen zählt seit der Entdeckung im Jahr 1881 zu den „Kronjuwelen“ der bayerischen Archäologie. Neue wissenschaftliche Analysemethoden erlauben es nun, derartige Funde in jeder Hinsicht neu zu bewerten und damit auch die historisch kaum belegten Zeiten des 6. und 7. Jahrhunderts besser auszuleuchten.

Der nächste Vortrag von Dr. Sebastian Gairhos, Stadtarchäologie Augsburg, „Qua Virido et Licca fluentant – Römische Gewässerfunde aus Augsburg als Quelle zur Siedlungs- und Landschaftsgeschichte“, fand aufgrund der sich rapide verschlechternden Coronazahlen wieder nur online statt. Die Aussagekraft und die Qualität der archäologischen Funde, die in den vergangenen Jahren in Augsburg bei der Umgestaltung des alten Arbeitervorortes Oberhausen aus dem Lechkies ans Licht kamen, haben bundesweites Aufsehen erregt. Anders als sich dies bei Funden aus dem Fluss sonst verhält, ist dieser Fundkomplex zeitlich und räumlich gut einzuordnen: Er stammt aus dem ersten Kastell, das die römischen Eroberer des Voralpenlandes in der neuen Provinzhauptstadt Augsburg errichteten. Dieses Kastell in Augsburg-Oberhausen lag auf der Lechterrasse und wurde durch ein Hochwasser fortgespült.

Ob der Vortrag mit Dr. Bernd Steidl, „Von Kelten, Raetern und Germanen. Auf der Suche nach der einheimischen Bevölkerung im Alpenvorland zur Zeit der römischen Herrschaft“, angesichts der Corona-Lage stattfand, war zum Zeitpunkt der Schriftlegung dieses Überblicks nicht absehbar, zumal diese Veranstaltung ausschließlich live geplant war. Als die Römer 15 v. Chr. den Alpenraum bis zur Donau eroberten, sollen sie – antiken Schriftstellernachrichten zufolge – in schwere Kämpfe mit der einheimischen Bevölkerung verwickelt worden sein. Doch waren die damaligen Bewohner des Alpenvorlandes bisher archäologisch nicht zu fassen. Von manchen Fachleuten wird deshalb eine regelrechte Besiedelungsleere nach dem Niedergang der keltischen Kultur angenommen. Vorgestellt werden sollte ein aktuelles Forschungsprojekt, das Licht in einen der rätselhaftesten Abschnitte bayerischer Frühgeschichte bringt.

*Liebe Mitglieder des Historischen Vereins von Landsberg, wie der letzte Teil meines Überblicks andeutet, gehen wir zweifelsohne zumindest für die erste Jahreshälfte 2022 ins dritte Corona-Jahr. Wollen wir hoffen, dass die gesellschaftliche Vernunft dazu führen kann, dass das Infektionsgeschehen bis zum nächsten Frühjahr endlich abklingt und wieder ein einigermaßen normales Leben ermöglicht. Ich bedanke mich im Namen der gesamten Vorstandschaft bei allen Mitgliedern des Historischen Vereins, die uns in diesem schwierigen Jahr die Treue gehalten haben, und hoffe, dass wir zusammen auch noch den letzten Abschnitt dieser leidigen, von einem uns allen bisher unbekanntem Virus geprägten, langen Krise überstehen werden.*

Stefan Wingham, 1. Vorsitzender

## 6. Mitgliederstand

Zu unserer großen Freude konnten wir auch im Jahr 2021 wieder viele neue Mitglieder gewinnen. So beträgt der derzeitige Mitgliederstand, nachdem wir durch Tod, Austritt oder Wegzug auch Mitglieder verloren haben, ungefähr 750 Geschichtsfreunde.

### Wir freuen uns, folgende neue Mitglieder in unserer Mitte begrüßen zu dürfen:

Martin Bartsch, Kaufering  
Christine Bundschuh, Landsberg  
Beatrice Chlosta, Landsberg  
Kultur- und Heimatverein Egling (1. Vors. Herr Villa)  
Gabi Eichner (statt verstorbenem Ehemann Walter)  
Renate Glatz (statt verstorbenem Ehemann Helmut)  
Leila Hasukic, Landsberg  
Dr. Christoph Höck, Landsberg  
Michael Klöck, Reichling  
Dirk Lewin, Beuerbach  
Adrian Rauch, Landsberg  
Andreas Rill, Penzing  
Herbert Rupprecht, Langerringen  
Monika Sadegor, Schwabhausen  
Ursula Schaller, Landsberg  
Ingrid Schmidleitner, Landsberg  
Jens Sobotta, Landsberg  
Manfred Stagl, Windach  
Dr. Reinhard und Margit Steinmann, Landsberg  
Günter Weiland, Landsberg  
Heidemarie und Walter Wiedemann, Hurlach  
Sybille Wild (statt verstorbenem Ehemann Hubert)  
Marion Wieth, Inning

## Kontaktaufnahme

### GESCHÄFTSSTELLE

Derpart Reisebüro Michael Vivell  
Hauptplatz 149, 86899 Landsberg am Lech  
Tel. 08191/917412  
Fax: 08191/59891

E-Mail: tickets@vivell.net

(Hier können Sie vor allem die Geschichtsblätter abholen, sich für Veranstaltungen anmelden, Mitglied werden und Post an den Verein abgeben. Bei allen anderen Angelegenheiten und inhaltlichen Fragen hilft Ihnen gerne die Vorstandschaft weiter).

### HOME PAGE

www.historischer-verein-landsberg.de

### VEREINSBIBLIOTHEK IN DER STADTBIBLIOTHEK LANDSBERG

Lechstraße 132 ½, 86899 Landsberg am Lech  
Tel: 08191/128565

### Öffnungszeiten:

Mo., Di., Fr. 11:00–18:00 Uhr  
Mi. 10:00–13:00 Uhr  
Do. 13:00–19:00 Uhr

### BANKVERBINDUNG

Sparkasse Landsberg  
IBAN DE78 7005 2060 0000 0040 85  
BIC BYLADEMILL

(Der historische Verein ist gemeinnützig.  
Wir stellen gerne Spendenquittungen aus.)

### 1. VORSITZENDER

Prof. Dr. Stefan Winghamart  
Ascher Bahnhofstraße 16, 86925 Fuchstal-Asch,  
Tel. 0170 929 8526  
Mail: stefanwinghart@gmx.de

### 2. VORSITZENDER

und Schriftleiter der Landsberger Geschichtsblätter  
Dr. Werner Fees-Buchecker  
Schloßstr. 8, 86859 Igling, Tel. 08248 / 804  
Mail: fees-buchecker@gmx.net

### SCHATZMEISTER

Axel Flörke  
Hinterer Anger 338a, 86899 Landsberg, Tel. 08191 / 21235  
Mail: axel.floerke@gmx.de

### SCHRIFTFÜHRER

Dr. Albert Thurner  
Ulrichstr. 11, 86946 Vilgertshofen, Tel. 0179 53 62 543  
Mail: albertthurner@aol.com

### WEBMASTER

Max Unger  
E-Mail: umx17@outlook.com

### BEIRATSMITGLIEDER:

Sonia Fischer, Claus Hager, Carmen Jacobs, Prof. Dr. Ferdinand Kramer, Elke Müller, Hartfrid Neunzert, Franz X. Rößle, Gerhard Roletscheck, Ruth Sobotta, Guido Treffler.

Satzungsgemäß wurden in den Beirat berufen: Landrat Thomas Eichinger, Oberbürgermeisterin Doris Baumgartl, Kreisheimatpfleger für Archäologie Dr. Bernd Steidl, Kreisheimatpflegerin Dr. Heide Weisshaar-Kiem, Stadtheimatpfleger Dr. Stefan Paulus

## WIR TRAUERN UM UNSERE TOTEN



Walter Amberg, Landsberg  
Renate Asmus, Weilheim  
Martha Borgmann, Landsberg  
Manfred Dilger, Kaufering  
Helmut Glatz, Landsberg  
Erna Guldner, Landsberg  
Wolfgang Klopfer, München  
Hans-Martin Linder, Landsberg  
Margarethe Martin, Landsberg  
Gisela Münzer, Landsberg  
Eva Mühlberger, Landsberg  
Tilman Seng, Landsberg  
Adolf Sigl, Landsberg  
Käthe Steckmeier, Landsberg  
Christine Treutlein, Landsberg  
Conrad G. Zwerger, Egg an der Günz

## Autoren und Autorinnen

DR. WERNER FEES-BUCHECKER  
Historiker, Stadtheimatpfleger a.D.  
Schloßstr. 8, 86859 Igling

SONIA FISCHER  
M.A., Museumsleiterin Stadtmuseum Landsberg  
Stadt Landsberg, Katharinenstraße 1, 86899 Landsberg a. Lech

CARMEN JACOBS  
M.A., wiss. Mitarbeiterin Kreisheimatpflege Landsberg  
Landratsamt, 86899 Landsberg am Lech

PAUL JÖRG  
Ortschronist, Bergstraße 26, 86920 Denklingen

PATER WINFRIED MAYR OSB  
ehem. Pfarrer von Eching und Greifenberg  
Erzabtei St. Ottilien 1, 86941 Eresing

DR. JENNY MUES  
Kunsthistorikerin  
Kellerberg 12, 82266 Inning am Ammersee

HEINRICH PFLANZ  
Heimatforscher  
Vorderer Anger 274, 86899 Landsberg am Lech

FRANZ XAVER RÖSSLE  
Altoberbürgermeister  
Angelus-Silesius-Straße 7, 86899 Landsberg

IRENE SCHINHAMMER-SCHÖN  
OStDin.i.R.  
Am Waldrand 68, 85354 Freising

KLAUS WANKMILLER  
Rektor, Oblisbergstraße 6, 87629 Füssen

PROF. DR. STEFAN WINGHART  
1. Vorsitzender Historischer Verein  
Ascher Bahnhofstraße 16, 86925 Fuchstal-Asch

HERBERT WITTMANN  
Realschuldirektor i.R.  
Brunnenstraße 11, 87640 Ebenhofen



